# Andreas Burns

und

# seine Familie.

---

Geschichtliches Lebensbild

aus

**dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—1850.**

Von

**Philipp Galen,**

Verfasser von: „Der Irre von St. James," „Fritz Stilling," „Walther Lund" u. s. w.

---

Erster Theil.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1856.

# Erstes Kapitel.

## Der getäuschte Spion.

Trüb und schwer hingen die Wolken des 19. Februar 1848 über die deutschen Herzogthümer der jütischen Halbinsel herab. Kalt und neblig lag der frühe Morgen auf Land und Meer, und wer von den Bewohnern der Stadt Flensburg nicht nothwendig im Freien zu verkehren hatte, hielt sich am liebsten in der Nähe des warmen Ofens hinter dicht verschlossenen Thüren und Fenstern auf. Nur in der Nähe des Hafens zeigten sich einige lebhafte Menschengruppen, die trotz der ungünstigen Witterung seit Tagesanbruch nicht von der Brücke gewichen waren und sehnsuchtsvoll nach dem Meere schauten, von woher sie das dänische Postdampfschiff erwarteten, welches ihnen die neuesten Nachrichten aus Kopenhagen verkünden sollte. Denn man lebte damals in den kurzen Tagen der

Hoffnung, daß der neue König, der am 20. Januar den Thron seiner Väter bestiegen hatte, Einsicht, Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl genug in sich tragen würde, um den lange und schwergeprüften Herzogthümern endlich ihr Recht zu verleihen. Weiter wollten sie nichts, als eben ihr Recht, mehr haben sie nie gewollt, mehr würden sie nicht genommen haben, selbst wenn sie ihren alten Erbfeind, den alles Deutschthum methodisch verschlingenden Dänen, mit den Waffen zu Boden geschlagen hätten, die er ihnen mit Gewalt und List in die Hände zwang.

Und worauf stützte sich diese kurze Hoffnung der vertrauensvollen Herzogthümer? O, sie hatten eine scheinbar sichere Stütze, die, wenn sie auch hie und da im Laufe der Zeiten gebrochen worden war, noch heute, und hoffentlich noch lange Zeit, ihre Kraft und Dauerhaftigkeit in der Meinung der Menschen bewahren wird — sie stützten sich auf das Wort eines Königs, der, eben erst mit dem Purpur bekleidet und mit königlicher Macht ausgerüstet, das Wort der Milde und Versöhnung gesprochen, indem er am 24. Januar eine Amnestie für alle Preß- und politischen Vergehen erlassen und sogar am 28. desselben Monats gemeinschaftliche Stände für das Königreich und die Herzogthümer nebst einer Verfassung verheißen hatte, welche

die besonderen Rechte seiner sämmtlichen Unterthanen zu sichern versprach, eine Verfassung, die nichts in der Verbindung ändern sollte, welche kraft so vieler königlichen Aussprüche unantastbar seit ewigen Zeiten zwischen Schleswig und Holstein besteht.

Dieser königlichen Verheißung aber, so schön und vielversprechend sie klang, waren bereits viele schwer zu verkennende Anzeichen gefolgt, welche die Bewohner der Herzogthümer fürchten ließen, daß in diesem schönen Klange sich ein Mißton verberge, der die kaum geborene Hoffnung eben nicht lebhaft ermunterte. Eine freisinnige, der gegenwärtigen Zeit und dem Geiste und der Bildung ihrer Bewohner angemessene Verfassung versprach man ihnen freilich; was man ihnen aber nicht versprach, und was man dennoch am heißesten ersehnte, das war die unangetastet fortbestehende Selbstständigkeit und Unzertrennbarkeit der Herzogthümer. Und darum eben harrte man aller Orten jeder Botschaft aus Kopenhagen, um zu vernehmen, was man von dorther zu erwarten, was man zu fürchten habe, denn noch immer konnte man sich von der so natürlichen Hoffnung nicht losreißen, der König werde in seiner jugendlichen Kraft dem auftauchenden Fanatismus des Dänenthums zu imponiren wissen, er werde sich erinnern, daß er selbst aus deutschem

Blute entsprossen sei, und er werde somit die bereits zügellos daherbrausende Macht jener Inselbewohner beugen und die treuen Herzogthümer nicht vergessen, die schon so viele Lasten getragen und doch so wenige Anerkennung von Seiten der königlichen Huld und Gnade gefunden hatten.

Endlich gegen Mittag, als die Nebel sich lichteten und die Sonne des Himmels wenigstens durch die düsteren Wolken lächeln zu wollen schien, kam das bereifte Dampfboot herangeschaufelt, brach sich durch die flimmernden Eisschollen des Hafens Bahn und legte endlich an der Landungsbrücke an. Ein lebhaftes Gedränge fand um die Reisenden statt, die, froh, ihre kalte Fahrt beendigt zu haben, so eilig wie möglich das schwankende Schiff mit dem festen Boden zu vertauschen strebten. Freunde begrüßten die Freunde und führten sie mit hastigem Schritte in ihre mehr oder minder entfernte Wohnung, um sie zu erwärmen und dann die Mittheilungen der neuesten Ereignisse von ihnen entgegenzunehmen.

Einige dieser durchfrorenen Reisenden aber traten mit Denen, die sie erwartet hatten, rasch in das Gasthaus am Hafen, dessen sich diejenigen Leser sehr wohl erinnern werden, die mit uns den Feldzug von 1848 bis 1849 mitgemacht haben, jenes gemächliche Gast-

haus — von dessen Fenstern aus man den spiegelnden Hafen überschaut und die grün bewaldeten Berge ragen sieht, die denselben so malerisch umgürten, und an dessen Tischen wir so oft bei fröhlichem Gläserklange unserer daheim gebliebenen Lieben gedachten, für ein untrennbares Schleswig-Holstein mit Worten kämpften und schon im Voraus den tückischen Dänen über die Königsau hinaus in seine nördlichen Provinzen jagten.

Sehr bald und ohne daß man eigentlich sah, wie es geschah, hatten sich die Gäste des Herrn Rasch in zwei streng geschiedene Parteien an den in langen Reihen stehenden Tischen gesondert. Auf der einen Seite saßen sechs bis acht freiblickende, lautredende Männer — schon daraus, daß sie laut redeten und ihre Gedanken und Empfindungen nicht zurückhielten, erkannte man, daß sie deutsche Bewohner der gefährdeten Provinzen waren; ihnen gegenüber saß eine mehr scheu als drohend flüsternde Gruppe, die nur von Zeit zu Zeit einen lauernden Blick auf jene warf und mit geringschätzenden Mienen und Achselzucken das laute Gebahren derselben mehr zu bemitleiden als zu fürchten schien.

Eine geraume Zeit schon hatte das bald lautere, bald leisere Gespräch der ersten Gruppe gedauert —

und daß es ein politisches war, bedarf unserer Versicherung nicht — als sich die Blicke der zweiten mit bedeutsamem Ernste auf einen Mann hefteten, der vereinzelt mitten zwischen beiden Parteien an einem kleinen Tische saß und mehr mit der Befriedigung seines gesunden Appetites, als mit sonst irgend Etwas in der Welt beschäftigt zu sein schien. Und doch, wenn man sein gedankenschweres, blasses, beinahe wehmüthiges Gesicht genauer betrachtete, hätte man meinen sollen, seine düsteren Gedanken wären mit einem bei Weitem weniger materiellen Stoffe beschäftigt, als seine Zähne, denn bisweilen hielt er sinnend im Essen inne und schaute mit dem tiefblauen Auge nachdenklich durch das Fenster, vor dem er gerade saß, in die trübkalte Winterluft hinaus, die in großen Nebelflocken über Land und Wasser wirbelte. Plötzlich aber raffte er seine umherschwirrenden Gedanken zusammen, trank sein großes Glas feurigen Portweins aus und winkte den Kellner herbei, der zufällig in seiner Nähe stand. Frage und Antwort wurden leise und schnell gewechselt, und leichtfüßig sprang der Diener, nachdem er die Bezahlung der Zeche empfangen, aus dem Zimmer, wahrscheinlich um einen Auftrag zu erfüllen, den er gleichzeitig erhalten hatte.

In diesem Augenblicke schwieg die Gruppe der

flüsternden Politiker. Wer sie aber aufmerksamer beobachtet hätte, würde wahrgenommen haben, wie alle ihre Blicke lebhaft spähend an dem jungen Manne hafteten, der einsam und still vor ihnen saß, weder links noch rechts schaute, endlich aber ein neben ihm liegendes Zeitungsblatt ergriff und eifrig zu lesen begann.

Die beobachtenden schweigsamen Männer warfen sich einen verständlichen Blick zu und fingen wieder leise mit einander zu reden an. Plötzlich stand einer von ihnen auf, und, nachdem er seinem nächsten Nachbar die Hand gereicht, sagte er ziemlich laut, indem er sich zur Thüre wandte:

„So haben wir uns verstanden, Olaf. Ein Wort, ein Mann — in fünf Minuten soll das Pferd zur Stelle sein — halt Dich wacker. Adieu!"

Merkwürdig! Diese dänisch gesinnten Männer, obgleich sie den Deutschen mit jedem Blutstropfen haßten und die deutsche Sprache, den Hauptstreitpunkt zwischen beiden Nationen, mit List und Gewalt auszurotten bemüht waren, sprachen stets deutsch, wenn sie in der Nähe von Deutschen waren. Wollten sie mit ihrer Kenntniß derselben prunken und sich den Anschein einer Bildung geben, die sie in der That nicht besaßen? Wollten sie ihre Nationalität zu geeig-

neter Zeit verbergen und Deutsche scheinen, ohne es zu sein? Möglich, daß dies bisweilen so war, gewiß aber, daß sie oft mit ihrer deutschen Sprache, wie jener berühmte Diplomat mit Worten seine Gedanken verbarg, den dänischen Verfolgungsgeist verhehlen wollten, der sie vom Scheitel bis zur Fußsohle durchdrang.

Der Mann, der vorher gesprochen, hatte das Zimmer verlassen und das Geflüster der zurückbleibenden Freunde wurde wieder fortgesetzt, während die Männer der laut redenden Gruppe plötzlich aufstanden und Zimmer und Haus verließen, denn ihr Frühstück war zugleich mit ihrer Unterhaltung beendigt. Gleich darauf trat der Kellner wieder herein und näherte sich dem lesenden Gaste, um ihm einige Worte leise in's Ohr zu sagen. Dieser erhob sich, nahm einen langen, wohlgefutterten Reitermantel vom Wandnagel und ließ es sich gefallen, daß der dienstfertige Kellner seinen stattlichen Leib, der von jugendlicher Kraft und Gesundheit zeugte, umhüllen half; dann ergriff er seinen schwarz lackirten Matrosenhut, drückte ihn fest auf das blonde Lockenhaar, zog seine wildledernen Handschuhe an und verließ das Haus, ohne die Zurückbleibenden auch nur eines Blickes zu würdigen.

Verlassen wir mit ihm Herrn Rasch's gastliches

Haus und folgen wir ihm auf die kalte und weniger von Grog und Rostbeaf duftende Straße.

Raschen Schrittes, nur einmal sich flüchtig umblickend, ob er vielleicht von irgend einem Lauscher beobachtet werde — denn zu damaliger Zeit gab es in den Herzogthümern, zumal in den bedeutenderen, halb deutsch und halb dänisch gesinnten Städten, ein ganzes Heer officieller Spürhunde — begab er sich in die kleine Gasse, welche den Hafen mit der Norderstraße verbindet, und trat hier in den Hofraum einer unscheinbaren Herberge, in welche die Landleute, die vom Norden her die Stadt besuchten, häufig einzukehren pflegten. Auf diesem Hofe schien er das Erstrebte vor sich zu sehen, wenn man nach dem Lächeln seines wohlwollenden Gesichtes urtheilen sollte, womit er einen jungen Landmann in der Tracht der Sundewitt'schen Bauern begrüßte, der neben einem Korbwagen stand, auf welchem bereits einige Felleisen wohl befestigt und gegen die Witterung der Jahreszeit verwahrt lagen. Am Zügel aber hielt der junge Bauer ein schwarzes kräftiges Pferd von jenem ächt dänischen Schlage, dessen Vorzug weniger in der zarten Schönheit und gefälligen Uebereinstimmung seiner Glieder, als in dem derben Baue seiner Knochen und der Dauerhaftigkeit seiner Leistungen besteht. Der

junge Mann aus dem Gasthause schnallte sich jetzt rasch ein Paar mächtiger Sporen, die er unvermerkt aus den weiten Taschen seines Mantels hervorgeholt, an die Fersen und trat dann an das Pferd, dessen vollen Hals er freundlich streichelte, als er seine glänzenden Augen fragend auf sich gerichtet sah.

„Ist es frisch bei Kräften und kann ich mich darauf verlassen, daß es laufen und im Nothfalle einen Knick überspringen kann, Matthias?" fragte er den schweigend vor ihm stehenden jungen Menschen, der mit freudigem Wohlbehagen bald sein Lieblingsroß, bald den wohlgestalteten Mann betrachtete, der es reiten sollte.

„Es ist ganz frisch, Herr, und wohl gefüttert; seit gestern Abend, wo ich hier ankam, hat es gestanden," erwiderte der Gefragte in der breiten Mundart der nordschleswig'schen Landleute, die den deutschen Baum ihrer alten Muttersprache mit manchem Reise dänischer Wortverfeinerung gepfropft haben.

„Und es ist Alles gesund zu Hause und man sieht mich gern zurückkehren?"

Der Bauer lächelte, wie nur ein dickköpfiger, breitschultriger schleswig'scher Bauer lächeln kann, das heißt, indem er den Mund so weit aufriß, wie er ihn aufreißen konnte. „Ja, Herr, ja, es ist Alles

gesund daheim, und Alt und Jung freut sich, Euch nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen."

„Gut, gut, Matthias, ich bin schon auf dem Wege dahin. Spätestens morgen gegen Sonnenuntergang könnt Ihr mich erwarten."

Und während er dies sprach, hatte er den Rücken des scharrenden Pferdes bestiegen und sich bequem im Sattel zurecht gesetzt.

„Wann fährst Du selber fort?"

„Sogleich, Herr, sogleich; ich warte nur, bis Ihr zur Pforte hinaus seid."

„So nimm mein Gepäck in Acht und gehabe Dich wohl — auf Wiedersehen!"

Und mit leichtem Schenkeldrucke setzte er sein muthiges Thier in Bewegung und bald lag der Hof der Herberge und ein großer Theil der Norderstraße hinter ihm, indem er sich dem Süden des Landes zuwandte.

Wer wie wir die endlosen Straßen der schleswig'schen Hauptstädte bei Tag und bei Nacht, zu Pferd und zu Fuß gemessen, der weiß, wie lang sie sind und wie ihr holpriges Pflaster aus großen Granit- und Basaltsteinen den vorwärts strebenden Reisenden ermüdet. Da unser Freund sich für's Erste im Schritte bewegte, so brauchte er beinahe eine halbe Stunde,

bis er das Süderthor erreichte, und erst als er dieses hinter sich hatte, lockerte er die Zügel und ließ seinen Rappen in jenem behaglichen Paßgange ausschreiten, welcher der dänischen Pferderace so eigenthümlich ist. So erreichte er sehr bald die Stelle der breiten Landstraße, die sich westwärts nach Husum wendet, und nachdem er sein Auge noch einmal nach der im Nebel verschwindenden Stadt zurückgewandt, trabte er, jedes Aufenthalts hoffentlich überhoben, munter seinen Weg fort.

„Gott sei Dank, daß ich allein und nun endlich auf dem Wege nach meiner Heimath bin," sprach er zu sich selber und hüllte sich fester in seinen faltenreichen Mantel, denn der pfeifende Ostwind, der in dieser Jahreszeit durch Mark und Bein alles Lebendigen dringt, blies stark über die kahlen Blachfelder und trieb den lockeren Sand des Weges und die eisstarren Nebelschichten der Ostsee brausend über die öden Hecken und Gelände hin. Und in der That, wenn der oben angedeutete Weg schon im Sommer, wo Bäume und Sträucher rings umher in ihrem Schmucke prangen und die grünenden Saaten dem Auge des Wanderers munter entgegenleuchten, nicht allzu lieblich und unterhaltend ist, wie öde und traurig mußte er erst in rauhen Wintertagen erscheinen,

wo die Sonne die dicke Luft nicht zu durchdringen vermag und naßkalte Winde und wirbelnde Nebel unsere einzigen Reisegefährten sind?

So boten sich denn auch heute dem einsamen Wanderer keine anderen Abwechselungen dar, als daß er von Zeit zu Zeit das Knarren der mit starrem Reife bedeckten Aeste der Bäume vernahm, die ihm zur Seite am Wege standen und unter ihrer kalten Last zu seufzen schienen, oder daß eine quer über die Straße fliegende Krähe ihm ihren gellenden Morgenruf zuächzte, bevor sie sich in der trüben Ferne verlor, was Beides in Gemeinschaft mit dem klagenden Winde eine so traurige Musik bildete, daß der Hörer, von innerem Froste geschüttelt, einmal über das Andere unter ihrem Einflusse zusammenschauerte. Bald aber war seine Aufmerksamkeit von diesen öden Naturstimmen abgelenkt und sogar die Wirkung des Windes eine weniger fühlbare für ihn geworden, denn kaum sah er sich allein auf der öden Haide, so fiel er in seinen geheimsten Gedankengang zurück und die störende Außenwelt, mochte sie anziehend oder abstoßend sein, war für ihn nicht mehr da.

Aber noch keine halbe Viertelmeile hatte der schnaubende Rappe auf der Landstraße zurückgelegt, als sein Reiter durch eine, wie es schien, nicht gerade will=

kommene Störung wieder aus seinem Nachdenken geweckt wurde. Denn plötzlich vernahm er die Huftritte eines zweiten Reiters, der im scharfen Trabe von der Stadt her, gewissermaßen in seinem Kielwasser, dicht hinter ihm her trottete. Ein einziger Rückblick genügte, einen Reiter auf einem Falben zu erkennen, der es sehr eilig zu haben schien, trotzdem aber den blauen Rauch seiner Cigarre lustig in die trübe Winterluft blies. In wenigen Minuten hatte dieser zweite Reiter den ersten eingeholt, und unser Freund besaß Scharfsicht genug, seinen unvermeidlichen Reisegefährten mit kurzem Ueberblicke vom Kopfe bis zu den Füßen zu mustern. Es war ein kleiner, etwas dickbäuchiger Herr in einem langhaarigen Flausrocke, der ihm selbst im Sattel bis auf die Knöchel reichte, einem grauen Filzhute und, in Ermangelung von Sporen, mit einer wuchtigen Reitpeitsche versehen. Sein Falber war kräftig genug, aber schwer und träg und nicht halb mit dem feurigen Muthe und der elastischen Schnellkraft begabt, wie sie der Rappe so sichtbar zur Schau trug. Aber nicht auf allem Diesem haftete der schnelle Blick des ersten Reiters; mit Verwunderung vielmehr hatte er das verschmitzte Gesicht, die röthliche Nase und das gelbblonde Haar eines Mannes erkannt, in dessen Gesellschaft er, ohne

mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, von Kopenhagen her über die Ostsee gefahren war, und den er sehr wohl vor Kurzem unter jener im Flensburger Gasthause flüsternden Gruppe wahrgenommen hatte.

Der Falbenritter befand sich kaum an seiner linken Seite, als er den Lauf seines dicken Wallachs zügelte, wobei, wahrnehmbar genug, ein Ausdruck geheimer Befriedigung über seine lächelnde Miene flog.

„Guten Morgen, mein Herr!“ rief der unerwartete Ankömmling und faßte leicht an seinen von der Reise etwas mitgenommenen Hut. „Es ist ein verteufelt kalter Morgen für einen einsamen Reitersmann — daß der Teufel die Geschäfte hole! He! Ihr reitet da aber einen vortrefflichen Rappen — hm! ein Füne, Herr, wenn ich nicht irre.“

„Sie irren Sich nicht — er ist wirklich von fünischer Abkunft — Sie scheinen einen guten Blick zu haben und ein Kenner — von Pferden wenigstens zu sein.“

„Haha! Sie haben es errathen. Aber darf ich so frei sein, Ihnen eine Cigarre anzubieten? — man hält sich wenigstens die Nasenspitze damit warm.“ Und er hielt seinem Gefährten eine lederne Tasche hin, die er schnell aus seinem Rocke gezogen und

worin wenigstens ein Dutzend der beliebten Röllchen enthalten war.

„Ich danke, mein Herr, ich bin selbst versehen, pflege aber bei einem scharfen Ritte, den ich heute noch vor mir habe, nicht zu rauchen.“

„Und wohin führt Sie Ihr Weg, wenn ich fragen darf?“

Der also Angeredete besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit ziemlich gleichgültigem Tone: „Das ist der Weg nach Husum, wie Sie wissen, und nicht allzuweit davon wird mein Nachtlager sein.“

„Husum! Hm! Ich dachte, Sie gingen nach Gottorp —“

„Nach Gottorp? Warum nach Gottorp, wenn auch ich einmal fragen darf?“

„Nun, warum nicht nach Gottorp so gut wie nach Husum? Es liegt nichts Verfängliches in meiner Neugierde, Herr; aber ich denke, Gottorp ist der beliebteste Ort, wo Ihre Freunde sich jetzt versammeln.“

Der Andere antwortete nicht, aber ein glühender und beinahe drohender Blick schoß aus seinem offenen Auge hervor, mit dem er den kecken Frager durchbohren zu wollen schien.

„Nun, nichts für ungut, Herr Paulsen; ich gehe auch nach Husum und biete mich Ihnen zum Be-

gleiter an, wenn Sie nichts dawider haben. Es ist wenigstens nicht unangenehmer, zu Zweien als mutterseelenallein in diesem Satanswetter auf offener Landstraße zu sein.“

Hatte die Miene des also Angeredeten schon vorher Mißtrauen und Vorsicht ausgedrückt, da er den blondköpfigen Reiter so unerwartet an seiner Seite sah, so ergriff ihn jetzt ein unwilliges Erstaunen, als er sich bei seinem Namen von einem Fremden angeredet hörte, dessen Namen er selber nicht wußte, dessen Gesinnungen ihm aber von dem Augenblicke an bekannt erschienen, sobald er mit spöttischer Miene von Gottorp, als dem vermuthlichen Ziele seiner Reise sprach, denn das ehrwürdige Schloß Gottorp in Schleswig galt damals bei den mißtrauischen und ränkesüchtigen Dänenfreunden für das gefürchtete Nest der deutschen Patrioten, wo diese ihre rebellischen Pläne brüteten und sich angeblich auf die Thaten vorbereiteten, die bald darauf das Königreich Dänemark bis auf den Grund erschüttern sollten.

„Wie,“ sagte er daher und bemühte sich, seinen Nachbar mit noch schärferem Auge zu durchforschen, „Sie wissen meinen Namen? Habe ich schon früher vielleicht die Ehre gehabt, von Ihnen gekannt zu sein?“

„Gott verdamme mich, Henrik Paulsen, wenn Sie nicht ein schlechtes Gedächtniß haben, ein bei weitem schlechteres, als Ihre hoffnungsvolle Jugend erwarten ließ. Ja, ja, Sie sehen, ich bin nicht allein ein Pferdekenner, sondern ich bin auch im Stande, das Geheimniß und die Abkunft eines Menschen zu durchschauen, denn ich weiß sogar Ihren Taufnamen. Ja, ja, so ist es. Aber betrachten Sie mich einmal genauer und prüfen Sie mein altes Gesicht, ob Sie nicht Spuren vorfinden, die Sie an frühere Zeiten und glücklichere Tage erinnern, als die jetzigen sind." Und dabei lüftete er seinen breitrandigen Hut und schaute den verwunderten Reisegefährten mit vergnüglich blinzelnden Augen an.

Kaum hatte der Fremde ausgesprochen, so hatte ihn auch Henrik Paulsen erkannt; aber er hielt es für gerathen, diese Erkennung auf keine zu heitere und stürmische Weise an's Tageslicht treten zu lassen.

„Wenn ich mich nicht irre," sagte er langsam, „so habe ich Sie allerdings schon früher gesehen — ja, ich bin fast überzeugt davon."

„Ich bin schon lange und sicher davon überzeugt. Ja, Henrik, es sind zehn Jahre her, daß wir in Kiel Kinderpossen trieben und die trocknen juristischen Col-

legien nicht selten mit dem Fechtplatze und dem duftenden Alekruge vertauschten."

„Wohl, wohl — aber wie war doch Ihr Name, der mir fast noch dunkler ist, als Ihr Gesicht und Ihre Stimme?"

„Gottes Tod, Henrik, wie seid Ihr so vergeßlich! Wie, Ihr kennt Olaf Larssen nicht mehr?"

„Olaf Larssen! Richtig, richtig — das ist der Name, auf den ich mich lange besonnen habe."

„Ja, ja, Olaf Larssen reitet wieder mit Henrik Paulsen und vielleicht trinkt er auch wieder mit ihm. Wahrhaftig, alter Knabe, ich freue mich so herzlich darüber, daß ich um Eure Hand bitte, die ich so lange nicht geschüttelt habe."

Henrik konnte nicht anders, obwohl sein innerstes Gefühl sich dagegen sträubte, denn er kannte seinen alten Universitätsfreund besser und von einer Seite, die eben nicht zu seinen Gunsten sprach — er reichte also die behandschuhte Hand hinüber, die Herr Olaf mit so großem Eifer drückte, daß man ihn hätte für Wärme halten können, was indessen anzunehmen sein kälterer Gefährte wohlweislich nicht geneigt schien. „Und nun, mein alter Freund," fing jener wieder an, „wollen wir uns den kalten Weg durch freundliche Erinnerung verkürzen; vergessen wir die neuen

Zeiten und denken wir allein an die alten — haha! die alten Zeiten! Ich wünschte, ich hätte einen Krug Porter zur Hand und kredenzte ihn Euch wie ehemals.“

„Mögen wir uns auch ohne Porterkrug der vergangenen Zeiten erinnern — ach! sie waren in der That heiterer, als die jetzigen.“

„Warum das, Henrik, alter Freund? Ihr habt ja erst Achtundzwanzig auf dem Rücken, wenn ich noch zählen kann, und das ist keine schwere Last für einen so wackeren Knochenbau, wie Ihr ihn zeigt. Was habt Ihr gegen die Tage, die einem ehrlichen Menschen gestatten, sich aus dem Staube emporzuarbeiten? He? Nehmen wir sie, wie sie einmal sind, der Herr giebt sie, und wir Menschen können das ja doch nicht ändern.“

„Sind Sie Pfarrer geworden?“ fragte Henrik Paulsen nach einer kurzen Pause, wehmüthig lächelnd.

„Pfarrer? Gott soll mich verdammen! Was sprecht Ihr für Zeug? Hatte Olaf Larssen jemals auch nur einen Anflug von der Scheinheiligkeit eines Priesters?“

„Er hatte ihn damals nicht, wie ich wohl weiß, aber er scheint ihn jetzt zu haben, denn er führt, was

ich nie bei ihm gehört, den Namen des Herrn in seinem liederreichen Munde."

„Nun, das ist so Mode jetzt, und ich liebe es, in einigen Dingen wenigstens die Mode mitzumachen. Aber holla, Henrik! Aufgeschaut! Ein offenes Wort verräth ein redliches Herz — warum sind die Zeiten jetzt so trübe, daß sie Euer schmuckes Gesicht, das einst so blühend und munter war, in ernste Falten legen?"

„Warum sie so trübe sind — wollt Ihr das erst von mir erfahren? Wenn Ihr den Sturm ungewöhnlich brausen hört, fraget Ihr dann nicht, was dasselbe zu bedeuten habe?"

„Pah! Wir in diesen Landen sind an den Sturm gewöhnt und fragen nicht viel danach. Auch läßt ihn der liebe Gott brausen, der Gerechte aber kümmert sich nicht darum — der Herr sänftigt ihn für die Lämmer, könnte ich sagen, wenn ich ein Pfaffe wäre, was ich glücklicherweise nicht bin."

„Und was seid Ihr denn?" fragte Henrik mit ernster Betonung und schaute den alten Commilitonen mit aufmerksamer Spannung an.

„Was ich bin? Hm! Das sollt Ihr sogleich erfahren, Henrik, denn ich habe keinen Grund, weder meine amtliche Stellung und meine Handlungsweise

gegen Freund und Feind, noch den Weg zu verhehlen, den ich bei hellem Tage oder bei dunkler Nacht in meinem dem Gesetze geweihten Wirken zu gehen gesonnen bin. Wohlan, so höret denn meine kurze Lebensgeschichte, seitdem wir uns vor etwa neun Jahren in Kiel trennten, Ihr, um zu Eurem Vergnügen oder zu Eurer Belehrung zu reisen, denn Ihr waret nicht allein wohlhabend, um das erste zu befriedigen, sondern auch vernünftig genug, die zweite zu suchen, ich aber, der ich ein armer Beamtensohn war, eine kleine Stellung in Kopenhagen zu suchen, die meinen bescheidenen Ansprüchen für alle Zukunft genügen sollte. Und siehe, mir war das buhlerische Glück günstig in der nordischen Königsstadt; es gab damals wie heute edle Männer im Schooße der glorreichen dänischen Regierung, die meinen guten Willen und meine loyale Anhänglichkeit an ihre gerechte Sache zu würdigen verstanden. Auf ihr Anrathen verließ ich die juristische Laufbahn, die nur Stoff zu unliebsamen Untersuchungen gab, und widmete mich fortan der Verwaltung. Ich wurde anfangs bei den Steuern angestellt, und da ich ein geborener Schleswiger war —"

Und als er einen Augenblick in seiner Rede stockte, ergänzte Henrik, der seine Ohren auf den erzählenden

Mann, seine Augen aber in sein eigenes Innere gerichtet hielt — „und da Ihr die Steuerkraft Eurer Landsleute aus eigener Anschauung kanntet —“

„Nun, nun, ob ich sie auch kannte, ich habe mein Wissen nie zu ihrem Schaden, vielmehr nur zum Wohle des ganzen Vaterlandes benutzt —“

„Ihr meint doch das Vaterland bis zur Eider, nicht wahr?“

„Hm! Nein, darin verkennt Ihr mich gänzlich — da ich also ein geborener Schleswiger und mit allen Verhältnissen meiner Heimat genau vertraut war, so gelang es mir, meinen Vorgesetzten auf eine Weise zu dienen, die eben so angenehm für sie, wie ehrenvoll für mich war, was man so nennt, ja, ehrenvoll, Herr Paulsen, was Ihr auch darüber denken mögt, denn ich verstehe Euren spöttischen Blick recht gut. Als ich in jener Abtheilung der Verwaltung das Meinige geleistet, trat ich in eine andere, die mir nicht weniger Aufklärung und Anerkennung verhieß, in — in eine sehr nützliche, aber auch kitzliche — in die der Polizei, und so habe ich denn, wie die Biene nur aus den süßen Blumen den Honig saugt, die bitteren aber unberührt läßt, meinen Honig aus den mir wohlgefälligen Anstellungen gesogen und bin endlich, mit Gottes und unseres guten Königs Hülfe, — den

der Herr beschützen möge! — auserlesen, mit der Zeit eins der Aemter als Hardesvogt zu erhalten, die hier oder dort ihren derzeitigen Besitzer auf irgend eine Weise verlieren möchten. Gegenwärtig aber befinde ich mich in Aufträgen, die ich Euch nicht näher bezeichnen kann, auf einer kleinen Rundreise, wobei ich ganz zufällig das Vergnügen hatte, nach langen Jahren wieder mit Euch zusammen zu treffen, Euch aufrichtig mein Herz zu eröffnen und nun endlich von Euch zu hören, was Ihr mir über Euern eigenen Lebenslauf und Eure ferneren Aussichten freundschaftlich mitzutheilen habt."

Herr Olaf hatte mit etwas unsicherer Stimme und meist abgewandtem Gesichte, dann und wann stockend und sich besinnend, diese seine sehr allgemeine und in der That unvollkommene Beichte abgelegt, und als er, einen kurzen Stoßseufzer von sich gebend, damit zu Ende gekommen war, benutzte er das nachdenkliche Schweigen seines Gefährten, um sich eine neue Cigarre anzubrennen, was ihm die wohlthuende Gelegenheit verschaffte, sein Gesicht abermals einer möglichen Beobachtung zu entziehen. Als das seine Nasenspitze wärmende Feuer im besten Zuge war und die bläulichen Duftwolken spielend mit den Morgennebeln sich vermischten, wandte er endlich sein

forschendes Auge auf den noch immer schweigenden Mann an seiner Seite, der seinen Blick geradeaus auf die Ohren seines Gaules gesenkt hielt, den er dicht neben dem Falben in leichtem Paßgange dahintrotten ließ. Es war nicht zu verkennen, und Henrik Paulsen bemerkte es wohl, obgleich er nichts außer sich zu bemerken schien, daß sein leichtfertiger Begleiter während der letzten Worte seiner Mittheilung ernster und bedächtiger geworden war, als er sich vorher gezeigt hatte, und eben daraus schloß er sehr richtig, daß der loyale Lebenslauf seines ehemaligen Studiengenossen wohl heimlicheren und gewichtigeren Obliegenheiten gewidmet gewesen sei, als er sie eben nur so obenhin angedeutet hatte.

Das Gespräch gerieth nun einige Augenblicke in's Stocken, als sich plötzlich Henrik Paulsen zu seinem Nachbar wandte und mit ruhigem Tone sagte: „Ich bin Euch sehr verbunden für Eure gefällige Offenherzigkeit; aber darf ich mir die Frage erlauben, warum Ihr mir dieselbe nicht auf dem Dampfboote erwiesen, wo doch Zeit genug dazu gewesen wäre, und warum Ihr Euch überhaupt erst hier auf der Landstraße mir genähert und Euch als einen alten Freund zu erkennen gegeben habt?"

„O! Ah!" stotterte der wider Willen etwas ver-

blüffte loyale Polizeimann — denn dafür müssen auch wir ihn nach seiner eigenen Erklärung halten — „Also Ihr habt mich schon an Bord bemerkt? Dachte ich mir es doch! Haha! Aber wie wäre das so leicht möglich gewesen! Bedenkt doch die vielen Menschen, die Störungen, die langen Ohren und die großen Mäuler der — der — aber halt," fuhr er mit einem anscheinend ehrlichen, in Wahrheit aber sehr verschmitzten Lächeln fort, — „wir kommen ganz von unserem Thema ab. Ich habe Euch nun Alles gesagt, was Euch über mich selbst erwünscht sein könnte — jetzt ist die Reihe des Hörens an mich gekommen, und ich erwarte, Ihr werdet einem alten Schulkameraden eben so offen und ehrlich entgegentreten, wie er selbst Euch entgegengetreten ist."

„Offen und ehrlich!" sagte Henrik Paulsen zu sich selbst. „Der Narr! Glaubt er wirklich, mich mit seiner dummen Offenheit und Ehrlichkeit zu beschwindeln? Hm! Sehen wir, was er ferner beabsichtigt, denn daß er etwas beabsichtigt, ist so sonnenklar, wie der heillose Nebel um uns her immer dicker und steifer wird." Eben wollte er seine laute Gegenrede beginnen, als ihn der weniger vorsichtige Olaf noch einmal unterbrach.

„Hört mich an," rief er etwas leiser als vorher

und drängte seinen trägen Falben noch näher an den Rappen heran, „vielleicht fällt es Euch schwer, mir Alles zu sagen, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich kann mir das in Eurer Lage wohl denken. Aber damit Ihr Muth fasset und Euch nicht scheut, mir etwas zu enthüllen, was Ihr anderen Menschen zu verbergen vielleicht Grund genug habt, so will ich Euch sagen, was mir selber von Eurem Schicksale bekannt ist, denn ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Chaos Eurer Lebensgeschichte zu werfen.“

Bei diesen in der That sehr offenherzigen Worten erhob Henrik Paulsen sein nachdenkliches Haupt und starrte seinen seltsamen Gefährten nicht ohne wahrhaftes Erstaunen an. „Wirklich!“ rief er. „Habt Ihr Euch schon mit meiner winzigen Lebensgeschichte bekannt gemacht? Ei, das ist vortrefflich; so laßt sie mich aus Eurem Munde vernehmen, vielleicht habe ich den Vortheil dabei, mittelst Eurer objektiven Anschauung mein eigenes Ich richtiger beurtheilen zu können, als ich in meiner befangenen Subjektivität mir bisher träumen ließ. Vorwärts, Herr Olaf Larssen, laßt Euer Tau schießen, Ihr findet guten Ankergrund in mir.“

„Ich dacht' es mir wohl, ich dacht' es mir, alter Knabe, daß Ihr nicht unzugänglich wäret, wenn man

nur den rechten Punkt an Euch berührt. Nun, also heraus damit. Was ich von Euch in Erfahrung gebracht, das heißt, versteht mich recht, was ich hier und da gerüchtweise über Euch vernommen, ohne daß ich besonders danach forschte, ist ungefähr Folgendes. Vom Jahre 37 bis 39 studirtet Ihr in Kiel die Jurisprudenz. Haha! Das war für Euern phantasiereichen Kopf ein zu trockener Boden und darum satteltet Ihr um und warfet Euch auf das Studium der Geschichte, der philosophischen und politischen Wissenschaften, und wurdet ein sogenannter Diplomat, worin Ihr damals in Kiel einige gute Vorbilder hattet."

„Ziemlich richtig; aber nicht die Gründe, welche Ihr anführt, Olaf, brachten mich zu diesem Wechsel, sondern äußere Verhältnisse besonderer Art bestimmten mich dazu. Doch, dünkt mich, sage ich Euch damit nichts Neues, wenn ich anders Eure Miene recht verstehe."

Herr Olaf, der ehemalige Steuerbeamte, der gegenwärtige Polizeimann und der zukünftige würdevolle Hardesvogt, lächelte schlau bei diesen aushorchenden Worten. „Ja, ja," sagte er schmunzelnd, „ich sehe es immer klarer, Ihr seid in Wahrheit ein Diplomat geworden und versteht Euch auf die Entzifferung der Gedanken und Gesichter der Menschen —"

„Vielleicht so gut, wie Ihr Euch auf die Erkenntniß der Abstammung eines fünischen Rosses versteht, denn ich muß Euch nun ehrlich sagen, daß dieser mein wackerer Rappe kein Füne, sondern ein vollblütiger und patriotischer Seeländer ist, wie je einer auf jener gnadenreichen Insel geboren ward."

„Haha! Schlauer Fuchs, der Ihr seid, wenn ich Euch darin trauen kann! Aber nur weiter im Texte. Also wir standen bei Eurer Umsattelung. Diese erfolgte also nach Eurer Meinung zumeist aus dem Grunde, weil Ihr eine Erbschaft von einem reichen und kinderlosen Oheime in Kopenhagen erwartetet, weshalb Ihr Euch auch Jahre lang in der Königsstadt aufhieltet, die doch sonst nicht viel Verführerisches für Euch besaß."

„Das ist ziemlich richtig — weiter!"

„Indessen fandet Ihr einige unerwartete Schwierigkeiten in Bezug auf den Antritt dieser Erbschaft, als der Oheim gestorben war —"

„Sagt es nur gerade heraus, da Ihr auch das wißt — ich war kein ächter Däne, vielmehr nur ein einfacher, armer Schleswiger von Geburt, mit einem Worte, ein Deutscher — ein Reichsfeind."

„Sachte, sachte, alter Freund, wer wird sich so vorschnell verrathen! — Ihr solltet nur ganz einfach

ein Schriftstück unterzeichnen, daß Ihr Gut und Blut dem Könige von Dänemark, Sr. Majestät Christian dem Achten, als treuer Diener widmen wolltet —"

„Ja, aber als König von einem untheilbaren Dänemark, was es doch nicht war, nie werden konnte, — und ich sollte mein Herkommen, meine Ueberzeugung, die Gerechtigkeit meiner vaterländischen Ansprüche mit einem Eide abschwören — freilich — und darum eben kam die Unterschrift nicht zu Stande —"

„Und Ihr verloret die Erbschaft, um die Ihr bis vor Kurzem, obwohl vergeblich, prozessirt habt — ist es nicht so?"

„Auch das ist richtig — aber weiter, Eure Weisheit wird bald an's Ende gelangt sein —"

„Da habt Ihr es. Ihr warfet Euch den neuesten Bestrebungen der Deutschgesinnten in die Arme, um Euch dadurch zu helfen — ach, das war der weiteste Weg, zu Euren Ansprüchen zu gelangen — Ihr wurdet ein dem dänischen Königthume feindseliger Geschichtsforscher, ein anonymer Pamphletist, ein politischer Klopffechter —"

„Ein Klopffechter? Nein, Mann, bei der Seele meines Vaters, das wurde ich nicht, das konnte ich

niemals werden, denn ich blieb, was ich war, was ich noch bin und ewig bleiben werde, ein —"

„Sachte, sachte, sage ich; schließt Eure Rechnung nicht vor dem Abende. Was Ihr bleibt oder werdet, könnt Ihr eben so wenig wissen, wie ich — was Ihr aber wurdet —"

„Nun, sprecht es nur aus, Ihr verwundet mich jetzt sehr wenig damit, denn die traurige Thatsache liegt hinter mir — meine Papiere wurden eines Tages in meiner Abwesenheit vom Hause durchsucht und entwendet, ich wurde verhaftet, für den Verfasser verschiedener Aufsätze erkannt, sechs Monate —"

„In einem sicheren Verwahrsam gehalten, aus dem Ihr vor wenigen Tagen zufolge der königlichen Amnestie entlassen seid, mit der gerechten Verwarnung —"

„Ein reuiger und gebesserter Sohn des vielgeliebten jungen Vaters in Kopenhagen zu werden, nicht wahr?"

„So ist es. Was soll ich Euch nun noch sagen?"

„Darauf kann kein Mensch neugieriger sein, als ich selber. Was könnt Ihr mir noch sagen?"

„Daß Ihr unverantwortlich gehandelt habt — Ihr waret ein gemachter, ein angesehener Mann mit Eurem Vermögen und Euren Fähigkeiten, ein Mann

von Gewicht in dem neu auflebenden Königreiche, dessen Sonne seit vier Wochen im Aufgehen begriffen ist —"

„Oder auch nicht, wie man es nehmen will."

„Ihr irrt Euch, schwer, Henrik Paulsen, Ihr sehet die öffentlichen Angelegenheiten von einer falschen Seite an."

„Das Recht hat nur eine Seite für mich, für die Menschheit, für Alles, was athmet und lebt auf Erden."

„Aber nicht für uns, nicht für Euer Vaterland, für Euern König —"

„Für meinen König? Ja, da habt Ihr Recht. Aber auch für mein Vaterland? Ich bin ein Schleswiger —"

„Nun, und?"

„Und was noch? Man will Schleswig aus den Blättern der Geschichte streichen, man will es zu einer Provinz des nordischen Inselreichs machen — aber nein, nein, nein, Olaf Larssen, das wird nun und nimmer geschehen, denn Schleswig und Holstein sind selbständige Staaten, in den Herzogthümern herrscht der Mannsstamm unserer Herzogsfamilie, und diese Herzogthümer sind eng verbundene Staaten, und — und —"

„Nun und was noch? frage auch ich.“

„Und wir sind deutsche Männer und keine dänischen Knechte!“

„Lirum, larum!“ brummte der dänische Kämpe still vor sich hin und wandte sein Gesicht links ab in ein Gehöft hinein, an welchem sie so eben vorüber ritten, um seinem stolzen und ehrlichen Gefährten nicht in das auflodernde Gesicht blicken zu müssen. „Worte, Worte, nichts als leere, todte Worte!“

„Nicht leere, todte Worte,“ rief der edle junge Mann, dessen ganzes Gefühl aus seinen Augen leuchtete. „Vielmehr Worte, die durch ein geheiligtes Recht anerkannt, durch unzählige Schwüre von Königen und Fürsten verbrieft und besiegelt sind —“

„Und die dennoch nichts als Worte bleiben —“

„Wenn sie nicht endlich zu Handlungen führen, die noch ernster und geheiligter sind, als diese Worte —“

„Still, Mann, still, die Winde haben Flügel und tragen die Worte der Menschen zu den Ohren —“

„Der Menschen, ja, zu Ohren, die erschaffen sind, um das Gehörte zu den Herzen weiter zu führen — ja, ich weiß es, bei Gott!“ Und der Redende, den das Gespräch über so wichtige und schwer verkannte Gegenstände innerlich zum Enthusiasmus entflammt

hatte, richtete sich hoch in seinem Sattel auf, so daß er beinahe um einen ganzen Fuß über den Mann neben ihm emporragte, und nahm die Zügel seines Gaules fester in die Hand, als ob er ihn auf das zunächst folgende Unternehmen allmälig vorbereiten wollte.

„Ihr handelt unklug, Henrik, sehr unklug, wenn Eure Gedanken in Eurem Sinne auch noch so gerecht und geheiligt sind," nahm endlich der Falbenritter wieder das Wort.

„Das Recht ist unwandelbar und unumstößlich; die Schlangenklugheit der Listigen und Begehrlichen kann es niemals unterdrücken —"

„Flausen, Flausen, nichts als Flausen, haha!"

„So!" rief entrüstet Henrik Paulsen und hielt seinen aufmerksamen Gaul an einer Stelle der Landstraße an, wo ein sandiger und schmaler Fahrweg zur Rechten in ein dicht bereiftes Tannengebüsch ablenkte, dessen Richtung der immer undurchdringlicher gewordene Nebel nur auf wenige Schritte erkennen ließ. „So? Sprecht Ihr also zu einem Manne, der, so lange er folgerecht denken und männlich handeln konnte, sein ganzes Leben in dem festen Bestreben hingebracht hat, seinen Ueberzeugungen vom Rechte gemäß zu leben, zu handeln und zu sterben, wenn

es nicht anders geht, — dann, dann, Herr Olaf Larssen, ist unsere Scheidestunde für immer gekommen. Ihr gehet fortan links, ich rechts. Hier ist die Straße, die mich meines Weges führt. Wir wollen sehen, wer zuerst an sein Ziel kommt. Gehabt Euch wohl, auf Wiedersehen, Herr Olaf — oder auch nicht, wie es Gott, dem Herrn, gefällt, dessen Namen Ihr so oft im Munde und so wenig im Herzen führt. Adieu!" — Und seinem seit langer Zeit aufmerkenden und lustig schnaubenden Gaule beide Sporen einsetzend, warf er ihn rechts in den Sandweg hinein, und schneller, als der verblüffte Herr Olaf es vermuthen konnte, war er im stärksten Galopp hinter dem bereiften Tannengebüsche und dem dichten Nebelwalle verschwunden.

Herr Olaf Larssen hielt noch immer unbeweglich auf seinem Platze, denn auch er hatte vorher seinen Falben angehalten. Sein kupferfarbiges Gesicht verlängerte sich, seine stieren Augen rissen sich weit auf, und als ob ihm ein vergebens gebanntes Gespenst aus dem Zauberkreise entwichen, starrte er dem Davonjagenden nach, dessen scharfen Galopp er noch eine kurze Weile vernahm, dann aber — die brennende Cigarre war schon längst seinem geöffneten Munde entfallen — fuchtelte er instinktartig mit der Reit-

peitsche in der Luft herum, ohne dem pfeifenden Nebel wehe zu thun, und tief aufschnappend wie ein Fisch, der lange nicht aus seiner luftleeren Tiefe aufgetaucht, brachte er einen langgezogenen Seufzer hervor, der echolos in der ihn umgebenden Einsamkeit verhallte.

„Daß Dich Gott verdamme, Du deutscher Hund!“ hauchte er endlich in zähneknirschender Wuth hervor, die aber nun keinen Gegenstand mehr hatte, an dem sie sich auslassen konnte — „daß Dich Gott verdamme! Du hast mir eine Nase gedreht — ich bin ein geprellter Mann! Aber wart', wenn Du mir auch heute entwischt bist, morgen ist auch ein Tag und ich habe die Witterung Deiner Spur. — Nach Husum geht er gewiß nicht, das war eine Finte; ich muß mich also wahrhaftig nach dem verfluchten Rattenneste Schleswig wenden. Ha! verdammte Schurken, alle zusammen! Orla Lehmann hat Recht, man muß Euch mit blutigen Striemen auf den Rücken schreiben, daß Ihr Dänen seid!“ —

Und als wäre sein Gaul an dem eben erlittenen Unfalle schuld, riß er ihn mit leidenschaftlicher Faust herum, daß das arme Thier erschrak, hinten und vorne ausschlug und beinahe seinen erbosten Reiter abgeworfen hätte. Dieser aber, sich überzeugt haltend,

daß bei dem dichten Nebel und der Flüchtigkeit des Pferdes Henrik Paulsen's an keine sichere Verfolgung zu denken sei, wandte sich auf den Weg nach Flensburg zurück, um sich daselbst mit seinen Helfershelfern zu berathen und später die Spur des deutsch gesinnten Mannes bis Schleswig zu verfolgen, denn daß er dahin gegangen sei oder trotz seiner scheinbaren Umkehr nach Norden später gehen werde, schien Herrn Olaf Larssen keinem Zweifel zu unterliegen.

## Zweites Kapitel.

### Das Pächterhaus im Sundewitt.

Henrik Paulsen hatte alle Ursache, mit den Leistungen seines Rappen, mochte er nun aus Fünen oder Seeland stammen, bei seinem ersten Proberitte zufrieden zu sein, denn er bewies eben so viel Ausdauer im schnellsten Laufe, wie angenehme Sicherheit auf jenen so holprigen, oft schmalen, oft eingesenkten, bald bergauf, bald bergab über Hecken und Gräben führenden Wegen, wie sie gewöhnlich nur ein geschultes Jagdpferd edelster Race zu zeigen pflegt. Und welches war der Weg, den unser Flüchtling so plötzlich, und dennoch nach reiflicher Ueberlegung und im vorsorglichen Gefühle unzweifelhafter Nützlichkeit am Mittage des 19. Februar einschlug? In einem ziemlich großen um die Stadt Flensburg herumführenden

Bogen reitend, hielt er nicht eher an, um seinem braven Pferde Rast zum Verschnaufen zu geben, als bis er die hügelige Ebene von Bau erreicht hatte und das einsame Dörfchen und dahinter die breite Straße liegen sah, die westwärts nach Tondern führt. Ohne Ahnung, daß das freie Gefild, welches er so eben durchschnitt, wenige Monate später, als erstes Schlachtfeld, mit den blutenden Leichen seiner Landsleute bedeckt sein würde, ließ er auch diese jetzt verödeten Strecken hinter sich und bewegte sich nun in gemächlichem Trabe dem Westen der Halbinsel zu. An eine Verfolgung von Seiten seines zudringlichen alten Freundes, den er vom ersten Augenblicke an, zuerst auf dem Schiffe, sodann in der Gaststube des Herrn Rasch und endlich auf offener Landstraße, wohin er ihm ohne Zweifel absichtlich nachgeritten war, für einen geheimen Spion gehalten, dachte er nicht im Geringsten mehr, ja, in der Voraussetzung, daß schon mehrere Stunden Weges zwischen ihnen lägen und keine ähnliche Gefahr für die nächste Zeit drohen würde, hatte er sich schon während seines hastigen Rittes durchaus wohlthuenderen Gedanken überlassen, und seine Phantasie weilte im Voraus in der Nähe Derjenigen, die er jetzt auf seiner Rundreise besuchen und, da sie warmen Antheil an seinem Schicksale

nahmen, über den Ausgang desselben beruhigen wollte. Und so verließ er nach einem halbstündigen Trabe auch die Straße nach Tondern wieder und wandte den Kopf seines Pferdes dem Norden zu, auf welchem Wege er denn auch, als die Abenddämmerung sich mit den Nebeln des Tages vermischte, ein stattliches Gut erreichte, welches einer seiner Freunde bewohnte, dessen Gastfreundschaft er für die nächste Nacht in Anspruch nehmen wollte.

Doch es liegt nicht in unserer Absicht, den jungen Mann in diesen Edelhof zu begleiten; wir begegnen ihm erst am folgenden Morgen wieder, als kaum der Tag angebrochen war und die Glocken des nächsten Dorfthurmes den Sonntag feierlich einzuläuten begannen.

Noch immer lagen dichte Nebelschichten über den menschenleeren Triften und blattlosen Gehölzen ausgebreitet, aber es däuchte unserm Reisenden, daß die Kälte sich bedeutend gemäßigt habe und der schneidende Nordostwind milder geworden sei. Ja, als er noch eine kurze Wegstunde weiter geritten war, schien es ihm sogar, als ob die Wolkenberge um ihn her sich allmälig zu verdünnen begännen, denn sein spähendes Auge erfaßte von Zeit zu Zeit einen weiteren Horizont, es traten dann und wann entfernter liegende

Gehölze, Hügel und Dorfschaften hervor, und gegen Mittag endlich, als er eines zweiten Freundes Hof verließ, hatte sich der Nebel fast gänzlich gesenkt, der Himmel schwamm in heiterer Bläue über ihm und Gottes allmächtige Sonne, die um so freundlicher uns begrüßt, je seltener sie sich zeigt, lächelte in mildem Glanze die auflebende Erde an. Unser Freund fühlte sich bei diesem erheiternden Anblicke von einem unaussprechlich wohlthuenden Gefühle angehaucht; so lange der feuchte Nebel seine düsteren Locken um ihn geschüttelt, hatte ein dumpfer Druck auf seinem Herzen gelegen, als er aber gesunken, erschien es ihm, als wäre der Vorhang eines dunkelen Schicksals vor ihm aufgerollt, und die Welt, die in ihrem frischen Glanze vor ihm lag, leuchtete ihm viel schöner, herrlicher, jungfräulicher als sonst entgegen. War es vielleicht deshalb, weil er sich bereits inmitten seiner heimatlichen Gefilde, in dem gemüthlichen Sundewitt befand, dessen hochragende Buchenwälder, dessen Hügel und Thäler, jetzt freilich öde und halb erstarrt, ihm von jeher einen Reiz zu besitzen schienen, den er selbst in schöneren und geprieseneren Ländern wiederzufinden niemals im Stande gewesen war?

Von Holebüll nach Gravenstein reitend, hielt er sich an letzterem Orte eine Stunde bei einem anderen

Freunde auf, und als nun der Nachmittag weiter vorrückte, wandte er sich wieder dem Norden zu, und bald erreichte er das Dorf Baurup, dessen Kirchthurm er schon aus weiter Ferne als einen alten Bekannten begrüßt hatte.

Für einen nicht im Sundewitt geborenen Reisenden, nachdem er die große Straße zwischen den einzelnen Kirchdörfern verlassen, wäre es schwer gewesen, sich den richtigen Weg durch die unzähligen Kreuzpfade, die sich zwischen Gräben und Knicken durch moorige Thäler und über bewaldete Hügel hinzogen, einem bestimmten Ziele ohne Schwanken entgegen zu winden, aber Henrik Paulsen war in diesem Distrikte geboren und groß geworden, wie alle seine Landsleute kannte er jeden noch so kleinen Pfad, jedes Gebüsch, jedes Moor, fast jeden Baum, und selbst die Namen der Landleute waren ihm bekannt, über deren Felder er ritt und an deren gastlichen Thüren er nach und nach vorüber kam.

Im friedlichen Stillleben, sehnsüchtig des kommenden Frühlings gewärtig, ruhten in öder Winterzeit ringsum Land und Flur; die Natur selbst schien diesen lieblichen Landstrich zum Schauplatze einer Idylle bestimmt zu haben und kein jäher Lärm, kein Ausbruch unharmonischen Getöses unterbrach die lautlose

Stille, die über den ganzen Umkreis des meerumflossenen Sundewitt gebreitet war. Und so friedvoll die ruhende Landschaft sich zeigte, so harmlos bewährte sich auch der Sinn ihrer einfachen Bewohner. Von dem Erzeugnisse ihres fruchtbaren Bodens ernährt, nur dem Ackerbaue und der Viehzucht ergeben, ihre Gedanken kaum auf die brennendsten Fragen der Gegenwart richtend, ließen die fleißigen Landleute einen Tag nach dem andern von ihrem Lebenspfade fortrinnen, ohne des kommenden zu gedenken, ganz allein den gegenwärtigen genießend. Noch keine Ahnung des schaudererregenden Tages, der mit stürmendem Glockengeläute die schlummernden Geister aus ihrer Ruhe aufschrecken sollte, so nahe er ihnen lag, zeigte sich auf den Gesichtern der rüstigen Gestalten, die unserem Wanderer auf seinem heutigen Wege begegneten und, freundlich mit Mund und Hand grüßend, ihrem sonntäglichen Vergnügen nachgingen.

So war es allmälig Abend geworden und Henrik ließ seinen Rappen, der des Tages Last und Mühe bald hinter sich haben sollte, in langsamem Schritte seines Weges ziehen, den er ungeleitet kannte. Die Dämmerung des friedlichen Tages senkte sich feierlich nieder, wie ein Schleier über das Antlitz der kurz vorher lachenden Erde sinkt und die einzelnen Züge desselben

allmälig in formlose Gestaltung verschwimmen läßt. Von Norden und Osten her aber hauchte ein rauher und würziger Luftzug heran, dessen Wirkung Roß und Reiter fühlten, dessen Ursache aber Letzterem eben so bekannt wie willkommen war. Beide schauerten leicht zusammen, aber nicht vor Kälte allein, denn das Thier witterte den nahen wärmenden Stall, und der Mensch erfreute sich im Voraus der wohlthuenden Heimat, die sein Fuß so lange nicht betreten hatte. Die Strömung des kalten Luftzuges aber kam vom Meere her, jenem schönen Meere, welches seine rollenden Gewässer so liebreich in die Buchten des Landes sendet und über dessen Oberfläche der hörbare Athem Gottes streicht, ehe er die reichgesegneten Länder und ihre Bewohner umfächelt.

Auch das Dorf Warnitz hatte der Reisende endlich hinter sich gelassen und darin einigen ihm begegnenden Landleuten die Hand gedrückt. Wenige Worte waren gewechselt, ein baldiger Besuch in den nächsten Tagen aber war allen versprochen worden. Ein großer Hof lag nun zur Rechten, kaum einen Büchsenschuß vom nahen Sunde entfernt. Als Henrik die grauen Strohdächer dieses Hofes von Weitem liegen sah, fühlte er sein Herz lauter und schneller in seiner Brust pochen. Er hatte sein ehemaliges Vaterhaus

erblickt, wo ihm der Tag des Lebens vielverheißend aufgegangen war. Ach! aber die Eltern, die ihn mit liebevoller Hand großgezogen, die ihn gepflegt und mit sorgender Zärtlichkeit überschüttet hatten, sie weilten nicht mehr darin, denn schon lange deckte sie der grünende Rasen, der unweit davon am Fuße eines kleinen Hügels im Abendrothe schimmerte. Gestorben waren sie ihm für immer, bald nach ihnen drei hoffnungsvolle Geschwister, und keine Macht auf Erden gab sie ihm, dem allein Verwaisten, wieder. Und mit ihnen aus seinem Besitze gewichen war das herrschaftliche Gut, und fremde Hände, von den dänischen Inseln herübergezogen, walteten und schafften jetzt darin. Ein düsterer Flor lagerte sich um sein ernstblickendes Auge, als er dies und manches Andere bedachte und die trostlose Gegenwart mit der süßen Vergangenheit verglich. Fast mit Gewalt riß er die schönen und doch so traurigen Erinnerungen aus seinem blutenden Herzen. Und links ab, etwas dem Westen zu und dem Apenrader Meerbusen entgegen, lenkte er seinen willigen Rappen, und als er in diese Richtung schaute, gelang es ihm, wenn auch mit innerer Ueberwindung, sich dem unvermeidlichen Geschicke zu entziehen und dem möglichen Glücke des kommenden Tages hoffnungsvoll hinzugeben. Denn seine jetzige Heimat,

das einzige Besitzthum, welches er auf Erden das seine nannte, nachdem ihm das Schicksal alles Uebrige entrissen, ein bäuerliches Grundstück, lag vor ihm. Ein wohlmeinender Mann, von Geburt ein Angelsachse, hatte es in Pacht genommen und zahlte dafür einen leidlichen Zins. Er, der brave Rasmus Harms, war der Vater des jungen Bauers Matthias, der am Tage vorher in Flensburg den bestellten Rappen in die Hände unseres Freundes geliefert und seine aus Kopenhagen mitgebrachten Habseligkeiten sicher nach Hause geschafft hatte.

Auf diesem einsamen, von aller Welt weit abgelegenen Gehöfte, dicht am Ufer des Meeresarmes, der sich nach Apenrade schlängelt, hatte Henrik sich ein Stübchen vorbehalten; dahin pilgerte er jetzt, um in ungestörter Ruhe zunächst seine Gedanken zu ordnen, seine Handlungsweise zu überlegen und — so Gott es wollte — sein nächstes Schicksal zu erwarten.

Das Zwielicht des schnell hereinbrechenden Abends, noch nicht von dem Lichte des langsam emporquellenden Mondes erleuchtet, der am Tage vorher seine größte Rundung erreicht hatte, ließ den heimkehrenden Reiter die vor ihm liegende Ferne nur in ihren äußeren Umrissen erkennen, und dennoch drang sein forschender Blick, gleichsam die ihn umgebende Dunkelheit mit

dem Lichte seines inneren Auges erhellend, in diese Ferne vor und er glaubte mehr und deutlicher zu sehen, als in der That zu sehen möglich war. Dennoch aber war es hell genug, die nächste Nähe in ihren Einzelnheiten zu unterscheiden, und an diese halten auch wir uns, indem wir Schritt für Schritt mit dem von Zeit zu Zeit laut wiehernden Rappen vorschreiten.

Hinter dem Dorfe Warnitz hatte er einen kurzen Heckenweg nach Westen eingeschlagen und war auf diesem in einen Buchenwald gelangt, wie man ihn hehrer und gleichmäßiger in seinen emporstrebenden weißlichen Riesenstämmen sich kaum denken kann. Denn die Buche ist das heimische Gewächs dieser gesegneten Landstriche, sie gedeiht hier in vollkommenster Fülle, sie strebt aus dem üppigen Boden schnurgerade zum freien Himmel auf und bietet mit ihren riesigen Wurzeln und ihren zwei bis drei Fuß dicken Stämmen, aus der Salzluft der umgebenden Meere Stoff zum Widerstande saugend, den schneidenden Winden Trotz, die bald von Osten, bald von Westen her über den schmalen Landgürtel jagen.

Der fette Marschboden hob sich hier allmälig zu einer hügelartigen Anschwellung empor und erreichte seine höchste Höhe in unmittelbarer Nähe des Hofes,

der in einer Lichtung jenes Buchenwaldes auf einem parallel mit dem Meere laufenden Kamme lag, und dachte sich unmittelbar hinter demselben in einen weidenreichen Wiesengrund ab, an dessen tiefster Stelle sich die murmelnden Wellen brachen. Jene Lichtung öffnete sich jetzt vor Henrik's Augen und er nahm schon aus der Ferne die leuchtende Feuerflamme wahr, die aus dem Hintergrunde des Hauptgebäudes emporflackerte und dem durchfrorenen Wanderer sein letztes und zugleich warmes Ziel andeutete. Kaum aber hatte ihn die letzte Wendung des Weges in den vollen Anblick des gastlichen Feuers gebracht und die stille Luft den Schall des über die Wurzelstöcke klappenden Pferdehufes in jene Richtung getragen, so drang das Geheul der wachsamen Hunde aus dem Gehöfte hervor, dem der Rappe mit freudigem Gewieher lauter als vorher antwortete. Noch einige hundert Schritte weiter, und vor uns liegt die sechs Fuß hohe steinerne Mauer, die das Gehöft Rasmus Harms umschließt, an deren weitgeöffneter Pforte dieser selber mit seinem Sohne und seinen Knechten den sehnlichst erwarteten Herrn mit lauter Begrüßung empfängt, während ein in Holzschuhen stolpernder Junge die maaßlos heulenden Hunde mit einem Knüttel zur Ruhe zu bringen sucht.

Verweilen wir einen Augenblick bei Rasmus Harms, während er dem Herrn selber den Steigbügel hält und mit kurzen, aber wohlgemeinten Worten nach seinem Befinden fragt. Selten hatte eine stattlichere und in ihrer Art stolzere Gestalt auf mächtigeren und zu größerer Sicherung des wuchtigen Oberkörpers weit auseinandergebreiteten Beinen gestanden, als wir sie an unserm neuen Bekannten finden; selten hatten treuere lichtblaue Augen aus einem gutmüthigeren Gesichte, dem man dennoch nicht einen energischen Ausdruck absprechen konnte, hervorgeblickt. Den dampfenden Stummel im Munde, ohne den es nun einmal nicht ging, die wollene Zipfelmütze auf dem langbehaarten, breiten Kopfe, einen rothgefutterten warmen Friesrock über die kurze, mit silbernen Knöpfen verzierte Hausjacke gezogen, in faltigen Kurzhosen von olivenfarbigem Manchester und in dunkelblauen, von einer silbernen Schnalle unter dem Knie zusammengehaltenen Strümpfen, die in schweren ledernen Schuhen steckten und ein Paar Beine von beneidenswerthem Umfange erkennen ließen, stand er am Kopfende des Rappen und drückte seinem Herrn so herzhaft die Hand, daß diesen ein schmerzliches Wehgefühl darüber ergriff. Gleich darauf trabte der Rappe ohne Aufforderung in den wohlbekannten Stall, denn er

wußte sein Tagewerk beendet, und Rasmus Harms führte mit gravitätischem Schritte den Ankömmling an die Schwelle des Wohnhauses. Da stand es mit seinem alten, verräucherten Giebel, auf dessen breitesten Querbalken in Holz geschnittene Bibelsprüche prangten, unter dem Schutze des fußdicken Strohdaches, von dessen First ein ungeheures Storchnest, jetzt freilich leer von seinen sommerlichen Gästen, seit uralten Zeiten herabschaute, und öffnete gastlich sein breites Thor, dessen Flügel sich jedoch unmittelbar hinter den eingetretenen Bewohnern schlossen.

Henrik Paulsen befand sich innerhalb der Gränzen seiner neuen und alleinigen Heimat. Langsamen Schrittes durchwandelte er an der Seite seines Pächters die lange Tenne, hier Diele genannt, hinter deren Raufen zur Rechten die Stiere und Kühe an ihren Ketten rasselten, und zur Linken die Pferde neugierig ihre Köpfe aus den Krippen hervorstreckten. Mit halb beklommenem Athem zog er den qualmenden Rauch ein, der in langgezogenen Säulen vom Feuer im Hintergrunde der Diele her ihm gleichsam zur Begrüßung entgegenwirbelte und sich einen Ausweg in's Freie suchte, wo er ihn finden konnte. Am Ende der Diele aber dehnte sich das große Haus zu dem gewaltigen Raume der Küche aus, an deren beräucher-

ter Decke zahllose Schinken, Würste und Speckseiten sich zum appetitlichen Schmause rüsteten, während rings an den Wänden im Widerscheine der flackernden Heerdflamme kupferne Geräthschaften jeder Größe sauber blitzten. Im hintersten Raume der Küche aber, mitten zwischen zwei Thüren, die in die Familiengemächer des Pächters führten, prasselte auf granitenen Quadern das Feuer, über dessen gewaltig lodernder Flamme ein ungeheurer Kessel schwebte, der an eisernen Ketten vom beweglichen Dachbalken leise schwankend herniederhing.

In diesem behäbigen Raume herrschte eine wohlthuende Wärme, die den erstarrten Reisenden um so behaglicher umwallte, als sie mit den kräftigen Gerüchen gemischt war, welche aus einer brodelnden Pfanne emporstiegen, mit deren Inhalte eine der vielen rothröckigen Mägde beschäftigt war. Aber Henrik Paulsen hatte hier noch zwei herzliche Begrüßungen auszutauschen. Auf der steinernen Schwelle der Küche, ihrem unbestrittenen Reiche, stand Ursel, das Weib des Rasmus Harms, eine Matrone von ansehnlichem Wuchse, gewichtigen Formen und einem Gesichte, welches einst gewiß so schön gewesen war wie das, welches an ihrer Seite dem nahenden Herrn entgegenlächelte. Denn respektvoll einen Schritt hinter der

Mutter, knixend und leise erröthend, dann aber gleich darauf die dargebotene Hand des verehrten Herrn schüttelnd, stand Margrethe, die Tochter des Hausherrn, ein dralles, rothwangiges Angelnkind mit lichtblondem Haar und Augen so blau, wie der Schooß des Meeres. Stattlich wallte um ihren geschmeidigen Leib der weite kurze Wollrock, und das knappe blaue Tuchmieder mit den silbernen Schnüren und der eng anliegende Brustlatz umschloß so prall ihre vollen jugendlichen Formen, wie das flittergestickte Häubchen mit den lang herabhängenden Bändern auf dem Hinterkopfe kaum die widerstrebenden Haarflechten bemeisterte. Hinter beiden Frauen aber drängten sich die kichernden Mägde heran, neugierig, den niemals gesehenen Herrn wenigstens aus bescheidener Ferne zu betrachten, von dem seit langer Zeit so viel des Guten gesprochen und der jetzt gekommen war, in ihrer Mitte seine stille Wohnung aufzuschlagen.

„Grüß Euch Gott, Herr!“ sagte die Mutter zum dritten Male und wischte sich mit dem Rücken der linken Hand die Freudenthränen aus dem Auge, während ihre Rechte die des jungen Mannes umspannt hielt — „Grüß Euch Gott, Herr, und wolle es Euch unter uns wohlbehagen!“

Nachdem auch Margrethe einen warmen Hände-

druck und dabei einen freundlichen Blick empfangen, der ihr das Wohlwollen des lange nicht gesehenen Herrn versicherte, trat Rasmus Harms wieder zu diesem heran und fragte ihn, ob es ihm genehm sei, sein Zimmer zu betreten, um es sich vor dem fertigen Abendessen ein bischen bequem zu machen. Henrik Paulsen, dem die Worte fehlten, da er sich so liebevoll empfangen sah, nickte ihm beistimmend zu und, sogleich ein Licht ergreifend, schritt ihm voran der stämmige Wirth ein paar Stufen zur Seite der Küche hinauf, die zu dem Zimmer führten, welches im neuen Anbaue des Hauses über den Wohnräumen des Pächters lag und zur Aufnahme des geehrten Herrn eingerichtet war. Und bald befand sich Henrik allein und hatte Muße genug, sich in seiner neuen Behausung umzublicken, nachdem sein Wirth zwei Kerzen auf dem Tische angezündet und bescheiden das Zimmer wieder verlassen hatte.

Man denke sich die Wohnung, die Henrik von diesem Augenblicke an als die seinige betrachten sollte, wenigstens was ihre innere Ausstattung anbetrifft, keineswegs als eine unsern jetzigen Begriffen von Bequemlichkeit und Eleganz entsprechende. Denn sie bestand aus einem einzigen großen Gemache mit drei ziemlich kleinen Fenstern in einer Linie, die nach dem

Meere hinausgingen. Ein großer und ein kleiner Tisch, ein altväterischer leidlich gepolsterter Ruhestuhl und ein halbes Dutzend gewöhnlicher Rohrstühle machten Alles aus, was von Geräthschaften darin wahrzunehmen war. Ein großer, unten eiserner, oben mit blauen Fliesen bekleideter Ofen, von Außen heizbar, durchwärmte das Gemach reichlich, und als einziger Schmuck prangte über den Fenstergesimsen ein sehr einfacher, nicht über zwei Fuß langer Musselinvorhang, den Margrethe mit eigenen Händen aufgehängt und für das Schönste und Vollkommenste der Art hielt, was je eine weibliche Hand in dieser abgelegenen Gegend zu Stande gebracht hatte. Die Vorzüge also, welche diese Wohnung für unseren genügsamen Freund vor vielen anderen voraus hatte, bestanden außer ihrer schönen Aussicht in's Freie, von der wir nachher sprechen werden, ganz allein in ihrer Einsamkeit und Stille, Vorzüge, die für Menschen von Henrik's Schlage allerdings nicht zu verachten sind, denn er bedurfte derselben für die ernsten Gedanken und Beschäftigungen, denen sobald wie möglich sich hinzugeben er ernstlich gesonnen war.

Einer besonderen Eigenthümlichkeit auch dieser Wohnung aber müssen wir noch gedenken, die uns selbst, als wir während des deutsch-dänischen Krieges zum

ersten Mal eine ähnliche betraten, zumeist in die Augen fiel und die Einfachheit jenes Volksstammes ebenso deutlich charakterisirt, wie seine Neigungen und Liebhabereien. Man merkt nämlich, sobald man ein solches Zimmer betritt, daß man der See und den Gewohnheiten, die auf ihr herrschen, sehr nahe ist, denn man findet viele Einrichtungen der Seeleute auf die Wohnungen des festen Landes übertragen. So z. B. sind die meisten Räumlichkeiten, Diele und Küche ausgenommen, beschränkt, die Treppen eng, die Balkenlagen der Decken niedrig, und jeden kleinen Raum hat man zu irgend einem Gebrauche weise benutzt, wie man es zwischen den engen Planken eines Schiffes zu sehen gewohnt ist. Dort wie hier sind auch die Wände der Zimmer mit braun gebeiztem Holzgetäfel ausgeschlagen und man bedarf niemals des tragbaren Schrankes, da dergleichen in allen Formen und Tiefen in die Fugen dieser hölzernen Wände selbst eingelassen sind. Ein solches verschließbares Fach in der Wand zeigt auch, nachdem man die Flügelthüren davor weit geöffnet, das in der Regel für drei oder vier Personen bestimmte breite Bett, und damit man nicht zu oft Verlangen trage, sich auf dieses verführerische Lager zu strecken, ist es so hoch über dem Fußboden des Zimmers angebracht, daß man

stets mittelst eines Stuhles, nicht selten sogar mit Hülfe einer kleinen Leiter hinauf und hinein klettern muß, wozu auch einige Uebung gehört, wie wir die spaßhafte Erfahrung zur Genüge selbst gemacht haben. Auf das an diese Einrichtung nicht gewöhnte Auge des Fremden macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er zufällig in ein solches noch von seinen hochschwebenden Insassen bewohntes Zimmer tritt, er glaubt ein lebendes Bild in kolossalem Rahmen hoch an der Wand zu sehen, und er fragt sich verwundert, wer es da oben aufgehängt, da die Leiter, die zu demselben führt, nicht selten von dem Bewohner des Hintergrundes dieses Bildes in die Höhe gezogen wird, um vor gesellig gestimmten Katzen und Hunden in seiner patriarchalischen Ruhe gesichert zu sein.

Ein auf diese Weise zubereitetes Bett war auch die hauptsächlichste Bequemlichkeit des Zimmers, welches wir oben beschrieben haben, und Henrik hielt es für seine Schuldigkeit, sich von der guten Beschaffenheit der dazu verwandten Erfordernisse zu überzeugen, denn ein behagliches Lager für die Nacht, nachdem der Tag in Arbeit und Mühe verstrichen war, liebte er, und zu seiner Freude fand er, daß Rasmus Harms Frauen auf diesen seinen einzigen Luxus die möglichste Sorgfalt verwendet hatten.

Als er so die einfache Ausrüstung seiner Wohnung betrachtet und seine Erwartungen in dieser Beziehung vollkommen befriedigt gefunden hatte, begab er sich an die Besichtigung seiner durch Matthias Harms überbrachten Besitzthümer. Zu seinem Behagen fand er Alles unversehrt vor, und bald lagen seine Kleider, seine Wäsche, seine Bücher und Schriften, mit einem Worte, alle kleinen Habseligkeiten, die er von Kopenhagen mitgebracht, an Ort und Stelle, und er machte es sich nun endlich selbst bequemer, da er den ersten Abend zu Hause zuzubringen beschlossen hatte. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Gemaches und die blauen Augen Margrethens blickten ihn zutraulich an.

„Darf ich eintreten, Herr?“ fragte das im Sonntagsschmucke prangende Mädchen.

„Immer herein, Margrethe, Du bist mir willkommen; ich habe Dir überdieß zu danken für Deiner Hände Arbeit in diesem Gemache, — Du hast Alles recht hübsch gemacht.“

„Ach lieber Gott, der Herr spaßen wohl nur!“ Und sie wurde blutroth, vor Freude, daß ihr Herr mit ihren schwachen Leistungen zufrieden schien.

„Ich spaße nicht, denn es ist Alles reinlich und in Ordnung, und das liebe ich.“

„Soll ich es vielleicht noch wärmer machen, Herr Henrik?“

„Bei Leibe nicht, es ist warm genug — aber was wolltest Du mir sagen?“

„Ich sollte fragen, ob der Herr hier oben oder unten im Pesel bei dem Vater speisen will?“

„Ich werde heut Abend hinunter kommen, von morgen an aber werde ich auf meinem Zimmer essen.“

Das Mädchen trippelte die Treppe hinab und Henrik folgte ihr fast auf dem Fuße. Unten in der Putzstube Harms, in der Volkssprache Pesel genannt, waren für den heutigen Abend große Vorkehrungen zum würdigen Empfange des Gastes getroffen. Ein geräumiger Tisch, nur für zwei Speisende mit Tellern und schneeigem Linnen versehen, stand mit allem Zubehör mitten in der großen Stube; auch die Stühle waren schon davor gerückt. Hinter dem einen stand Rasmus Harms und erwartete seinen Gast. Als er laut gebetet und sich mit Henrik gesetzt hatte, stellte sich Frau Ursel hinter den Stuhl ihres Gatten und Margrethe hinter den ihres Herrn, beide gewöhnt, ihre Hauspflicht zu erfüllen und die speisenden Männer zu bedienen. Gleich darauf öffnete Jemand von Außen die Thür und eine flachshaarige Magd, im runden rothen Friesrocke und knappen von Silber-

borten strahlenden Mieder, trug rasch nach einander sämmtliche Speisen auf den Tisch, an denen der Appetit der beiden Männer sich versuchen sollte, in der That eine Fülle von kräftigen Nahrungsmitteln bietend, die ein Dutzend hungriger Mägen gesättigt hätte. Als der geröstete Schinken eines fetten Ferkels auf dem Tische dampfte und Rasmus Harms einige saftige Schnitten heruntergesäbelt, öffnete Frau Ursel einen Wandschrank und holte eine Flasche Portwein und zwei alterthümliche Kelchgläser hervor, die sie vor die zulangenden Männer stellte, während Margrethe den Kork lösete und das feurige Getränk kredenzte. Dem Schinken folgte ein gebratener Dorsch von riesiger Größe, sodann eine Gans mit ihren steten Begleitern, den gebackenen Pflaumen, und endlich die unvermeidliche rothe Grütze, die der Bewohner jener Gegenden als Speiseschluß niemals in Anspruch zu nehmen vergißt. Während des Essens wurde sehr wenig gesprochen, denn beide Männer erfüllten den Wunsch der Frauen, nämlich so viel von jedem Gerichte zu essen, wie ihnen möglich war. Als aber die Grütze zweimal die Runde gemacht und die Tafel damit beendet war, trugen die Frauen die Reste fort und ließen nur die Flasche stehen, von nun an die Männer ihrer Gesellschaft beraubend, die jetzt ihren

Gedanken Luft zu machen begannen, ein Bedürfniß, dem wenigstens Rasmus Harms bisher nur mit Mühe Einhalt gethan hatte. Doch wartete er, nicht weniger bescheiden als seine Frauen, mit Fragen, die ihm schwer auf dem Herzen lagen, bis Henrik die Antwort auf die seinigen erhalten, die sämmtlich äußerst befriedigend lauteten, da sie die Wirthschaft, ihren reichlichen Ertrag und sonstige auf das gepachtete Gehöft bezügliche Gegenstände betrafen.

„Seid Ihr jetzt fertig mit Euern Fragen, Herr?" lautete Rasmus Anrede, als endlich Henrik schwieg und ein Glas des feurigen Weines leerte.

„Ja, Harms, ich bin fertig; was habt Ihr mir sonst noch zu sagen? Doch ich bitte Euch, kurz zu sein; morgen, wenn wir unsere Nachbarn besuchen, werde ich Euch unterwegs erzählen, was es Neues in Kopenhagen giebt."

„Ach, Herr, was scheert mich Kopenhagen! Wir leben im Sundewitt, und viel Gutes werdet Ihr nicht zu berichten haben, denn Gutes kommt nicht daher. So ist es also besser, wir behalten für heute unsere gute Laune und sparen den Aerger bis morgen. Das ist es auch nicht, was ich Euch fragen wollte!" Und er schob mit der Rechten die Zipfelmütze von dem Ohre und kratzte sich dahinter, als

habe er etwas Kritisches im Sinne und wage sich nicht recht mit der Sprache heraus. Auf einen ermunternden Blick seines Herrn aber räusperte er sich, und nachdem er seine kurze Pfeife in Brand gesetzt, die niemals die Tiefe seiner Hosentasche verließ, ohne in den Mund zu wandern, flüsterte er mit vorgeneigtem Kopfe und blinzelndem Auge: „Darf ich von Eurer eigenen Angelegenheit sprechen, Herr?"

Henrik erröthete leicht und senkte das Auge, wobei ein tiefer Seufzer seinen Lippen entfuhr. „O Rasmus, alter Freund, hört mich an. Mit meinen Angelegenheiten in Kopenhagen ist es vorbei. Mein Prozeß ist verloren, und Alles, was ich noch besitze und erwarten kann an zeitlichen Gütern, ist dieser Hof und sein Ertrag."

Laut schallend fiel die schwere Faust des Sundewitters auf die Tischplatte, so daß die Flasche tanzte und die Gläser ihren dunklen Inhalt auf das weiße Linnentuch ergossen. „Verloren?" rief er mit donnernder Stimme, „Ihr habt Euern Prozeß verloren? Auch das noch nach der schmählichen Haft für ein ehrliches deutsches Wort? Ist es möglich, wie? Und der König, wofür haben wir ihn — konnte er Euch nicht zu Eurem Rechte verhelfen?"

„Der König, Harms? Mir zu meinem Rechte

verhelfen? Glaubt Ihr, daß das so leicht ist? Kann er sich denn selbst zu seinem Rechte verhelfen? Haben ihm nicht die weisen Männer des Danebrog den Daumen auf das Auge gedrückt? Und er sollte an mich denken, der arme Mann, für mich etwas thun, wenn er auch wollte? — Ha, haltet Ihr mich etwa für einen Dänen, Mann, dem der Besitz der Welt verheißen ward?"

„Nein, Herr, bei Leibe nicht, Ihr seid nicht von jenem kalten, selbstgefälligen Stamme, kein fischblütiger Däne, Ihr seid ein Schleswiger, ein Sundewitter, das ist ein Deutscher, und Gott soll mich strafen, wenn Ihr je etwas Anderes werdet, so viel man Euch auch locken mag!" Und er streckte seine breite Hand über den Tisch und drückte herzlich und warm die Rechte, die alsogleich in die seine fiel. „Aber wie, ist es Euer ganzer Ernst, ist der Prozeß ohne Widerruf verloren, keine Möglichkeit des Gewinnens der rechtmäßigen Erbschaft vorhanden?"

„Keine, Rasmus, nicht die geringste — laßt es aber für heute genug sein, morgen mehr davon; für jetzt muß ich Euch gute Nacht sagen. Ich habe noch zu arbeiten und dann hat der heutige Tag auch seine Ruhe verdient."

Auch Rasmus erhob sich, und als er so mit seiner

breiten Brust vor der schlankeren Figur des jungen Mannes stand, der ihn nur an Länge überragte, trat er noch näher an ihn heran, legte beide Hände gewichtig auf seine Schultern und blickte ihm liebevoll in die treuen blauen Augen.

„Herr," sagte er mit gepreßter Stimme — „nur ein Wort noch. Ihr kennt mich — ich bin der alte Rasmus Harms. Ich habe niemals ein Hehl aus den schlechten und gerechten Gedanken gemacht, die mir der Herrgott im Himmel verliehen hat, und hier in meinem alten Herzen hämmert es so laut, daß es heraus muß, was darinnen ist. Ja, Herr, mein guter kleiner Henrik, den ich schon als Knaben auf den Armen gewiegt — sagt mir — ich frage Euch — kann ich Euch mit irgend einer Liebe dienen? Mit Geld und Gut? Sagt es und nehmt es, denn die Kiste mit Spezies ist gefüllt, meine Scheunen und Ställe sind bis an die Dachsparren voll, und das Gras läßt Gott alle Jahre auf dem Felde wachsen. Mein Herz aber — mein Herz —"

Er konnte nicht weiter sprechen; Thränen erstickten seine Stimme und er schämte sich nicht, sie offen vor den Augen seines jungen Freundes fließen zu lassen.

„Mein guter Rasmus," erwiderte Henrik und ergriff fest die Hand des wackeren Mannes, „ich danke

Euch. Aber ich brauche im Augenblicke nichts, was Ihr mir geben könntet. Wenn ich einmal etwas gebrauche, so werde ich Eurer Freundschaft gedenken und mich an Niemand wenden, als an Euch. Aber für jetzt behaltet Eure Spezies, sorget für Scheunen und Ställe, denn — denn — es könnte eine Zeit kommen, wo beide geleert sind und jene da drüben" — und er streckte seine Hand gegen das Meer aus — „Euch selbst um den Sparpfennig Eures Lebens berauben."

„Wie, Herr, meint Ihr den Dänen, den unersättlichen? Wollte Gott, er käme und suchte sich etwas bei uns! Beim Teufel und seinen Heerschaaren, wie er selber sich verschwört, er soll etwas finden — diese hier!" Und er hob beide nervige Fäuste empor, schlug sie an einander, daß es laut durch das ganze Zimmer schallte und steckte sie dann in die Taschen seiner Jacke, während er mit kochendem Athem und wuchtigen Schritten die krachende Diele maß.

Henrik schritt ihm voran nach der Küche. Margrethe ergriff eine Leuchte und führte ihren Herrn in sein Zimmer zurück, nachdem er noch einmal dem Vater und der Mutter die Hände geschüttelt. Lächelnd und knixend und eine gute Nacht wünschend, huschte sie wieder die Treppe hinunter und Henrik Paulsen

war wieder allein in seinem Zimmer, wo er für heute wenigstens die erwünschte Ruhe gefunden zu haben glaubte. Aber er täuschte sich, wie wir sehr bald erfahren werden.

Henrik hatte gleich nach seiner Ankunft einige Briefe zu schreiben beabsichtigt, aber das kurz vorher geführte Gespräch hatte seine Geistesruhe unterbrochen und herben Gedanken den Zutritt zu seiner Seele geöffnet. Um sie entweder niederzukämpfen oder im glücklichsten Falle ganz zu vergessen, ging er einige Male leise im Zimmer hin und her und dachte über den Edelmuth seines Pächters nach, der nur ein Bauer war, aber mit einem Herzen begabt, wie es die stolze Brust jedes Edelmanns geziert hätte. „So sind sie beinahe alle," sagte er zu sich selber, „diese wackeren Söhne unseres Landes, sie geben, was sie selber haben, und wer über ihre Herzen und Arme zu gebieten hat, der ist Herr einer mächtigen Heerschaar. Darum aber eben hassen sie jene Insulaner, darum möchten sie sie vertilgen aus den Gauen dieses Landes oder wenigstens ihnen für das deutsche Herz ein dänisches Stück Fleisch einsetzen — ja, selbst in deutschen Zungen sie zu ihrem Gott beten zu lassen, ist ihnen ein Gräuel. O, mein armes Vaterland, wann wird der im Stillen fressende Kampf entschieden sein, der so

lange schon und schneidend seine Zähne an dein Liebstes, Theuerstes setzt? Denn daß sie Deine Fluren besitzen, Deine Reichthümer an ihren Tand vergeuden, Deine Söhne über das Meer führen, um sie zu dänischen Knechten zu entwürdigen, das ist nicht halb so hart und verwerflich, als daß sie Deinen Geist unterdrücken, Deine Sprache vertilgen, Deinen Lebensnerv, den Zusammenhang mit den Brüdern in Deutschland, unterbinden wollen. Halt — ist Jemand draußen vor der Thür?"

„Ja, Herr, ich bin es," rief Rasmus Harms Stimme, und seine tastende Hand griff eben an die Thürklinke und er trat rasch in das Zimmer. „Ihr müßt schon entschuldigen, daß ich noch einmal störe, aber beinahe hätte ich vor Freude über Eure Ankunft vergessen, was ich Euch doch noch heute mittheilen muß. Gestern Abend kam der Postbote von Warnitz herüber und brachte mir einen großen Brief. Da ist er, da. Und als ich ihn öffne, denn Ihr seht, er trägt meinen Namen auf der Adresse, siehe, da finde ich drei Briefe an Euch selber darin, mit der Bitte, sie Euch zu überliefern, sobald ich bestimmt wüßte, wo Euer Aufenthalt wäre."

Henrik nahm ihm die Briefe aus der Hand, dankte und trat damit dem Lichte näher, um die Aufschrift

zu prüfen. „Ah," sagte er, „ich kenne die Handschriften, sie kommen aus Kiel von meinen Freunden!" Und eben wollte er den einen öffnen, während Rasmus, die Klinke in der Hand, noch immer zwischen Thür und Angel stand. „Aber wie!" rief er plötzlich. „Sehe ich recht? Sind die Briefe in dieser Gestalt in Eure Hand gelangt?"

„Wie meint Ihr, Herr, ich verstehe Euch nicht."

„Kommt einmal her, Harms, machet die Thür zu. Seht hier — das Siegel ist erbrochen gewesen — versteht Ihr mich?"

„Von mir nicht, bei Leibe nicht, Herr! Ihr werdet doch das nicht von mir denken?"

„Nein, Rasmus, nein, ich denke das nicht von Euch, und es ist nicht das erste Mal, daß mir dergleichen in diesen Landen und Zeiten begegnet. Wisset Ihr, wer diese Briefe erbrochen hat — denn da seht nur, auch diese sind künstlich zugeleimt, nicht einmal die geringe Mühe hat man sich gegeben, das schnöde Thun mit sorglicher Hand zu vertuschen — wißt Ihr, sage ich, wer sie erbrochen hat?"

„Wie soll ich es wissen, Herr, da sie so in meine Hände gekommen sind?"

„Nun, ich will es Euch sagen — das hat die königlich dänische Polizei gethan, die lauernde, spä-

hende, überall Unheil und Verrath witternde Polizei."

„Nein, Herr, sagt nein! Das wäre ja selbst ein nichtswürdiger Verrath!"

„So sehet Ihr, so sehe ich, so sieht alle Welt es an, aber nicht jene erhabenen Herren, die dergleichen für eine tugendhafte Handlung halten. Ja, diese dänische Tugend ist bei uns Deutschen Verrath. Aber beunruhigt Euch nicht. Die Freunde, die hierher ihre Briefe an mich senden, wissen wohl, was sie thun, es wird nichts in den Briefen stehen, was Euch und mich selber zu Schanden machen könnte."

Und er schlug vorsichtig einen Brief nach dem andern auseinander und fand, wie er vermuthet, daß sie nur gleichgültige Nachrichten von Freunden, die anfragten, wie es ihm ergehe, wo er sich aufhalte, wohin er sich zu wenden gedenke, und nicht ein einziges Wort über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten enthielten.

Als Rasmus auch davon unterrichtet war, entfernte er sich mit wehmüthigem Kopfschütteln, um für heute von seinem Freunde zu scheiden und sich zur nächtlichen Ruhe vorzubereiten. Henrik aber faltete die Briefe wieder zusammen, legte sie in ein Fach seines Wandschrankes, welches nur er zu öffnen verstand, und schritt wieder nachdenklich im Zimmer auf

und ab. Die schon früher gemachte und jetzt wiederholte Entdeckung, daß die heimliche Eröffnung vertraulicher Briefe kein Gegenstand des Abscheus der dänischen Gewalthaber sei, war nicht geeignet, sein aufgeregtes Blut zu beruhigen, und ein neuer, eben nicht wohlthuender Gedankengang hatte seine Seele in Anspruch genommen. Er bedurfte der Abkühlung, es wurde ihm zu warm im Zimmer, viel zu warm für sein bewegtes Herz. Er trat an ein Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Und das war das beste Mittel, seinen Kummer zu beschwichtigen und die Wallung seines Blutes zu besänftigen, denn der Anblick der vor ihm liegenden Landschaft, des nach Osten und Westen weithin sich dehnenden breiten Wassergürtels hatte stets eine wunderbare Gewalt über ihn ausgeübt. Und was erblickte sein Auge, als es in stiller nächtlicher Stunde aus diesem Fenster sah?

Eine der schönsten Buchten, welche das baltische Meer in zahlloser Abwechselung und Fülle auf der Ostküste der Herzogthümer bildet, indem es seine stolz fluthenden Gewässer weit in das gesegnete Land hinein sendet und Straßen schafft, auf denen der rastlos thätige Mensch von Land zu Meer und von Meer zu Land pilgert, um die Erzeugnisse beider zu tauschen, zu genießen, ist der prachtvolle Meerbusen von Apen=

rade. Beinahe zwei Meilen lang und an der weitesten Stelle seines Ausganges eine Meile breit, stellt er die Form eines Füllhorns dar, dessen Spitze dicht vor der Stadt Apenrade in gefälliger Schwingung sich nach Norden umbiegt, und dessen Oeffnung, gegen das baltische Meer gewandt, seine Wasser im Süden gegen den Alsener Sund, im Norden gegen die Insel Barsöe und weiter hinaus gegen Fünen sendet, ein sanft gewundenes Becken bildend, so lieblich in seinem geschlängelten Laufe, von so reizenden Ufern begränzt und meist unter einem so heiteren Himmel strahlend, daß schon manches Herz beim Anblicke desselben vor Freude hoch auf geschlagen hat. Gewaltige Buchenwälder mit goldgrünen Blätterkronen steigen die schimmernden Anhöhen hinan, die sich bald in jähem Absturze, bald in sanften Wellenlinien allmälig emporschwingen; saftig grünende Wiesengründe, von zahllosen Rinder- und Pferdeheerden bevölkert, wechseln von Zeit zu Zeit mit üppig wogenden Kornfeldern ab. Spiegelklar fluthet stolz und prächtig das in der Ruhe so friedliche, im Sturme so tobende flüssige Element auf und ab, und wirft zugleich mit der Bläue des nördlichen Himmels auch zahllose Bilder friedlicher Dörfer, stattlicher Häuser uud malerischer Fischerhütten in strahlendstem Glanze zurück. Hier am

Strande des leise athmenden Meeres ragen keine Ruinen verfallener Größe, keine königlichen Schlösser und Thürme, keine fürstlichen Dome empor, hier am Strande des Meeres allein rauschen in stillem unzerstörbaren Gange die ewigen Wellen, glänzt das stets sich verjüngende Laub riesiger Wälder, haucht der heilsame Athem des großen, Leben und Gedeihen spendenden Gottes.

Und wer in behaglicher Ruhe an einem schönen Sommertage, wo die milden Winde würzige Düfte von Osten herüber fächeln, am Strande zu sitzen, auf die blendende Wasserfläche hinauszuschauen und sein lauschendes Ohr an der Musik der murmelnden Wellen zu weiden liebt, o, der vermag viel an einem Tage zu sehen und zu bewundern, der kann reiche Betrachtungen anstellen über die enthüllten Wunder der unentweihten Natur und über die schöpferische Gewalt des alle Elemente sich unterwerfenden Menschen. Denn nicht ist es die wilde brausende Nordsee, deren dunkele Wogen ein jagender Sturmwind mit spritzendem Schaume dahinfegt, nicht branden die schäumenden Wasserberge mit schallendem Getöse an den klippenzerrissenen Ufern, nicht wie ein zürnender Donnergott fluthet hoch auf das zerstörende Meer, oder zieht sich feige zurück, wenn seine Siegesstunde vorüber, nur

den schlammigen Meeresgrund mit seinem eklen Moraste und die faulenden Ueberreste sonst lebendiger Wesen zeigend, — nein, hier wogt das blaue, heitere baltische Meer, dessen schimmernde Fluthen meist in sanften Schwellungen dahingleiten und am Rande des grünenden Ufers mit bläulichen Kieseln spielen, flüsternd wie harmlose Kinder, tanzend wie neckische Elfen. Und doch ist es kein Schwächling mit gebrochener Kraft, den wir vor uns haben. Sehet nur das königliche Schiff mit seinen breit ausgespannten Flügeln dahinziehen, wie die mächtige Woge es stolz auf ihrem Rücken trägt, wenn der Wind sein Morgenlied singt, oder wie zu anderer Zeit der wachsende Sturm die tosenden Wassermassen schwellen macht, daß sie die riesigen Bäume mit den Wurzeln aus dem Strande reißen und manchen allzu kühnen Schiffer im nassen Todesbette begraben.

Aber das Alles war es nicht, was Henrik an diesem Abende vor Augen hatte, denn weder eine bewegungslose, sanfte Strömung, noch grünende Bäume, noch lustig segelnde Schiffe waren auf dem Wasser und an seinen Ufern zu sehen. Schon lange war der warme Sommer mit seinen balsamischen Lüften verflogen, die Blätter waren zur Erde gesunken und rauschten vor Dürre im spielenden Winde, und öde

und traurig blickten die braunen Anhöhen in die kalt vorüber gleitende Fluth hinab. Seine Phantasie nur hatte sich den heimatlichen Umkreis im glänzendsten Lichte gedacht, wie er ihn so oft in früheren Jahren bewundert und in seiner Erinnerung unvergeßlich aufbewahrt. Heute, in kalter Februarnacht, brauste der Ostwind jach von der Rechten daher und schüttelte die widerstrebenden Wellen auf, daß sie klagende Töne von sich gaben. Rollende Eisstücke, dann und wann mit lautem Krachen zusammenstoßend, tummelten sich auf den weißen Spitzen der Wogenberge und wühlten das Gestrüpp des Strandes auf, wenn der sausende Wind sie zu Lande jagte. Und dennoch war es ein herrlicher Anblick, an dem sich sein Auge labte. Denn unabsehbar weit nach allen Richtungen hatten sich die blauen Himmel geöffnet und funkelten ihren ewigen Glanz in tausend und abermals tausend Lichtern hernieder, und von Osten her schwebte der glühende Mond herauf, Alles und Jedes, Berge und Wasser, Erde und Luft mit seinem perlenden Lichte verherrlichend. Beinahe athemlos vor Wonne und Entzücken stand der staunende Sohn des Landes da und begrüßte die nächtliche Scene. Westwärts und ostwärts flogen abwechselnd seine Blicke und umfaßten den ganzen sichtbaren Horizont, während sein Ohr das

tiefe Murmeln der Wellen und das prasselnde Geräusch der berstenden Eisschollen einsog. Das war Musik für seine Seele, das war Labung für sein tief wehmüthiges Herz. Endlich aber wandten sich seine Augen in gerader Richtung über den Meerbusen, und auf einer Stelle des nördlichen Ufers, etwa eine halbe Stunde von der See entfernt, blieben sie haften. Da oben auf dem höchsten Punkte der ganzen Uferstrecke, dem schönen Andreasberge, wohnte einer seiner liebsten Freunde im stattlichen Herrenhause, und ihn und seine Familie begrüßte er innig im Stillen, denn auch ihn hatte er seit dem letzten Sommer nicht gesehen und erst den nächsten Abend hatte er auf Emmerslund — so hieß das Gut des Freundes — zuzubringen beschlossen. Als er aber endlich seinen Blick von dieser Höhe wieder zum Ufer hinabsenkte, begann sein Herz lauter zu schlagen. Noch eine süßere Stelle gab es für ihn an jenem Ufer und nur mit zaghafter Scheu und innerlichem Beben wagte er ein Haus zu suchen, welches, als das erste von drei kleinen einsamen Strandwohnungen, etwas weiter nach Osten hin, unmittelbar am Fuße des Andreasberges lag. Und schon hatte er es gefunden und er behielt es fest im Auge, denn aus seinem Erdgeschosse blinkte ein Licht wie ein Stern herüber und sagte ihm, daß

der alte freundliche Bewohner desselben, ein von seinen Irrfahrten ausruhender Seekapitain, in seiner idyllischen Wohnung sei. „Gruß, Gruß auch ihm!“ dachte er eben und nickte im Stillen mit dem Kopfe dazu, als er plötzlich zusammenschrak und sein Auge verwundrungsvoll zu dem oberen Stockwerke desselben Hauses erhob. Denn in diesem Augenblicke schien es ihm, als ob auch dessen Fenster sich erhellten und ein kleiner Lichtstrahl daraus über das kiesreiche Ufer glitte und mit rosigem Widerscheine sich in den Wellen spiegelte.

„Irre ich mich,“ sagte er leise, „oder ist es wirklich ein Licht? Könnte es nicht des Mondes blitzender Strahl sein, der so eben das obere Fenster getroffen? — Nein, der Mond ist es nicht, er steht noch zu tief, und alle drei Häuser ruhen im tiefsten Schatten der Nacht. Ha! Wer kann das sein, was hat es zu bedeuten, daß dieses Zimmer, welches im Winter stets das Auge geschlossen, es heute so weit geöffnet hat?“

Und er sprang rasch zu einem Verschlage in der Wand, holte ein gutes Fernrohr herbei und schraubte den Nachtspiegel ein, um so deutlich wie möglich die Ferne zu untersuchen. Im Nu war das Rohr gestellt und sein scharfes Auge blickte über den Meeresarm hinüber. Nach kurzer Beobachtung aber ließ er es schon wieder sinken.

„Vater im Himmel! Nein, ich habe mich nicht getäuscht. Es ist wirklich Licht im oberen Stockwerke des Epheuhauses. Wie mir mein Herz schlägt — sollte die Bewohnerin schon jetzt, mitten im Winter —?" und er senkte das Haupt, ging mit leisen Schritten im Zimmer auf und nieder und vergaß sogar das Fenster zu schließen, durch welches der schneidende Nordost seine kalten Lüfte hereinjagte.

Aber welches liebende Männerherz hat je den erkältenden Wind gefühlt, wenn es von einer einzigen Empfindung lodernd erfüllt war? Wann fror ein Mann, wenn seine Seele glühte vor Entzücken, das Weib, das einzige Weib zu sehen, welches für ihn auf Erden geschaffen war?

Endlich, nach langem Stillschweigen, brach sich das innerliche Gefühl Bahn, von welchem die gequälte Brust so ganz erfüllt war, und sprach sich in folgenden Worten aus: „Wie! Welches traurige und doch so süße Schicksal verfolgt mich! Ist es nicht genug, daß ich in so kurzer Zeit mein Vermögen eingebüßt, daß meine reinsten Handlungen für Verbrechen ausgelegt wurden, daß ich eingekerkert und mein ehrlicher Name für ewige Zeiten an den Pranger geschlagen ward? Muß ich nun hier, wo ich allein Ruhe und Vergessen finden kann, gleich in den ersten

Stunden meiner Ankunft an den großen Schmerz erinnert werden, der mich seit vier Jahren als mein Fluch und doch als meine höchste Seligkeit verfolgt? Ja, es sind vier Jahre her, daß jenes unvergeßliche Weib mir zum ersten Male seit meiner Kinderzeit in dem abgelegenen Epheuhause des alten Bardow wieder vor Augen trat. Ich sah sie und war von ihr berauscht — denn sie ist meine erste Liebe. Da erfuhr ich, daß sie das Weib eines Andern sei, und meine Qual begann. Und doch zog es mich alle Sommer hierher, wie den frierenden Zugvogel die warme Tropenluft anzieht, sie wiederzusehen und ihre Stimme wieder zu hören, denn ich wußte es wohl, daß sie mit dem Storche und der Schwalbe in ihr Sommerhaus einzog. Ein unglückseliges Verhängniß schwebt über ihr und dies Bewußtsein vielleicht machte sie mir um so theurer. Auch sie sucht in den kurzen Sommermonaten Erholung und Ruhe an diesen heimischen Gestaden, denn auch sie ist von einem großen Schmerze und mancherlei Sorge gepeinigt. Diesmal kam ich aber nicht ihretwegen, diesmal kam ich meinetwegen; wenn sie anlangte, wollte ich wieder fern in anderen Himmelsstrichen sein, denn ich hatte beschlossen, ihr niemals wieder zu begegnen. Ist sie aber, die sonst ihretwegen kam, diesmal vielleicht mei-

netwegen gekommen? — Ich armer Thor, wie könnte ich das hoffen! Was bin ich, was besitze ich, was lasse ich für die Zukunft erwarten, daß sie den Wunsch und die Neigung hegen könnte, ihr Schicksal mit dem meinigen einst zu verbinden, wenn das ihrige erst frei von den traurigen Banden ist? Und doch achtet, doch schätzt sie mich, ich weiß es, der Capitain drüben hat es mir gesagt, und ihr Auge hat mir gestanden, daß sie das Weh meines Herzens ergründet hat. Aber was hilft mir das? Lieben wir ein Weib, um uns damit zu begnügen, zu wissen, daß es uns achtet und schätzt? Gab uns die Natur nicht das begehrende Herz, den köstlichen Trieb des ungetheilten Besitzes? Besitz? Ich sie besitzen? Kann ich sie ernähren, wie ihr Stand es verlangt, wie die Welt vom Manne es fordert, dem das Weib aus freier Hand seine Neigung zuwendet? Habe ich eine Stufe im Leben erklommen, die sie mit mir zu theilen das Verlangen tragen könnte? O, da bin ich wieder, wo ich war, ich bin ein Enterbter, ein Gebrandmarkter, ein Missethäter im Sinne des königlichen Gesetzes — aber nein, nein, nein, Henrik, das bist Du nicht, das königliche Recht ist diesmal kein Recht, für mich wenigstens, für uns Alle nicht; die Richter, die über mich zu Gericht gesessen, sind vom Parteigeiste bestochene Richter

gewesen, man hat mich ungerecht verurtheilt, man hat mich widerrechtlich bestohlen, ich bin allein ein Opfer meiner treuen, gesetzmäßigen, vaterländischen Gesinnung, meiner heimatlichen Gefühle geworden — ach, das ist der einzige Trost, die einzige Beruhigung, die ich aus meinem Schiffbruche gerettet — sieh, wie das Licht einem Sterne gleich in ihrem Zimmer funkelt — es bewegt sich — ha! sie ist es vielleicht nicht; die alte Lore, des Capitains Weib, wird durch das Zimmer gegangen sein — nein, es bleibt, es haftet auf derselben Stelle. Aber ach, was soll das Jammern, das Klagen? Bin ich ein Wortheld geworden, der seine selbstische Leidenschaft zum Gegenstande seiner Anstrengungen macht, die einem edleren Triebe gewidmet sind? Halt also — ich will mich bis morgen gedulden; morgen Nachmittag segle ich nach Emmerslund hinüber, dort werde ich erfahren, ob meine Besorgniß oder meine Freude gerechtfertigt ist und was ihre frühzeitige Anwesenheit zu bedeuten hat. Bis dahin gute Nacht, Licht da drüben, gute Nacht, mein liebliches Meer, meine Berge und meine Wälder, und gute Nacht Dir, Himmel da oben, mit Deinen strahlenden Kerzen, Dir Mond, mit dem hellsehenden Gottesauge — gute Nacht, gute Nacht!"

Und er schloß langsam das Fenster und zog sich

in das Zimmer zurück, um sich zum Schreiben niederzulassen. Plötzlich aber, eben als er die Feder ergriffen, kam eine unerwartete Müdigkeit über ihn. Der lange Ritt in der kalten Luft, die mannigfachen Gemüthsbewegungen, denen er ausgesetzt gewesen war, und zuletzt das übermäßig warme Zimmer hatten seine Lebensgeister abgespannt. Er schob die Arbeit bis zum Morgen auf und bereitete sich zum Schlafe vor. Langsam trat er an das Fachwerk der Bettwand und schloß die breiten Thüren derselben auf. Eben hatte er sie zurückgeschlagen und wollte sich an's Auskleiden begeben, da hielt seine Hand in diesem Thun inne und sein Ohr wandte sich zur Thüre des Zimmers hin. Denn plötzlich schlugen die Hunde auf dem Hofe an und brachen dann in ein wüthendes Geheul aus. Henrik öffnete die Thür und schaute zur Diele hinab, die still und finster war, denn die Familie des Pächters und die meisten Mägde und Knechte hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Da schwiegen die Hunde, von einem noch wachenden Menschen zur Ruhe gebracht. Aber zugleich schallte der Huftritt eines Pferdes auf den Steinen der Schwelle, ein Reiter ritt zur Diele herein, stieg ab und sprach mit dem Manne, der ihn hereingeführt. Diesen erkannte Henrik an der Stimme, es war Matthias, der Sohn des Hausherrn.

„Wer kann das so spät sein?“ fragte sich Henrik, und unwillkürlich fielen seine Gedanken auf den Spion, der ihn gestern verfolgt hatte. „Wäre es möglich — nun, dann bin ich neugierig, wie sich die bevorstehende Scene entwickeln wird.“ —

In diesem Augenblicke trat der Reiter, von Matthias geführt, in die Küche und Henrik hörte eine ruhige, aber gebieterische Stimme sagen:

„Ich freue mich, daß ich das rechte Haus getroffen habe. Ich suchte Rasmus Harms, Euern Vater. Da er aber schon schläft, so störet ihn nicht und führt mich zu Henrik Paulsen, der hier wohnt, wie Ihr sagt. Das ist ein besonderer Glücksfall, der mich mit ihm zusammenführt.“

Kaum hatte Henrik den Klang dieser Stimme vernommen, so schlug sein Herz höher auf, denn er glaubte den Reiter erkannt zu haben. Das Licht zu ergreifen und zur Treppe zu eilen, war das Werk eines Augenblicks, und gleich darauf stand er dem Fremden von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

## Drittes Kapitel.

### Ein später Gast, der keinen Namen hat.

Ein etwas langsamer, aber fester und gemessener Schritt bewegte sich die kleine Treppe herauf, und ein Mann, schon vorgerückt an Jahren, aber von würdevoller Haltung, mit einem imponirenden Wesen und ausdrucksvollen aristokratischen Gesichtszügen begabt, trat gleich darauf in Henrik's Zimmer. Der lange dunkle Bart, der mit dichtem Geringel das ganze wohlgenährte Antlitz einfaßte, war starr vom weißen Reife der Winternacht, obwohl der Reisende im Uebrigen vortrefflich gegen die Einwirkungen des Wetters verwahrt war.

„Was seh' ich!“ rief Henrik, beinahe zitternd vor Freude, als er seine Vermuthung bestätigt fand und

den späten Gast mit einem Blicke erkannt hatte. „Sie selber, Herr Gr —"

„Still, Henrik, still!" winkte der Fremde und deutete mit leise erhobenem Daumen über die Schulter auf Matthias zurück, der ihm bis zur Schwelle des Zimmers gefolgt war und zu dem er sich jetzt umwandte, indem er sagte: „Da ich ein Obdach gefunden, mein Freund, so bin ich zufrieden. Kann ich ein Glas Wein oder Grog haben, so soll es mich freuen. Wo nicht, so muß ich mich auch begnügen." —

Wenige Minuten darauf war Matthias wieder mit einer Flasche und zwei Gläsern erschienen, setzte sie auf den Tisch und fragte, was der Herr sonst noch befehle, denn der schlaue Bursche hatte sogleich erkannt, daß der eben angekommene Gast mit Henrik Paulsen befreundet sei.

„Nichts mehr, guter Freund; sorgt nur für mein Pferd und füttert es, wie es sich gehört. Ich bleibe bis morgen früh und weiter bedarf ich nichts."

„Aber ein Bett müßt Ihr doch haben!" rief Matthias, einen fragenden Blick auf seinen Herrn werfend.

„Da sehe ich ein sehr großes; es ist ursprünglich für eine ganze Familie bestimmt, es können also auch

zwei Männer darin schlafen. Gute Nacht, mein Freund, und nun laßt uns allein."

Während er dies sprach und Matthias sich gehorsam entfernte, hatte der Fremde Hut und Mantel abgelegt und stand jetzt in einem feinen Leibpelze Henrik Paulsen gegenüber, der vor Verwunderung und Ehrerbietung gar nicht zu Worte kommen konnte.

„Da, mein junger Freund," sagte der Fremde, der Alles, was er that und sprach, mit einer natürlichen, ihm sehr gut kleidenden Würde vorbrachte, „schütteln wir uns zuerst die Hände. Wir haben uns lange nicht gesehen, aber um so angenehmer ist das zufällige Zusammentreffen. Aber halt — setzen wir uns und vor allen Dingen trinken wir ein Glas Wein zu Nacht, ich bin durstig und draußen war es kalt. Seine Majestät, der Herzog von Schleswig und Holstein soll leben! Aber hören Sie — meinen Namen und Stand lassen Sie bei Seite" — setzte er beinahe flüsternd hinzu.

„Sie brauchen hier keinen Verrath zu besorgen; alle Bewohner dieses Hauses sind treue und bewährte Freunde, für die ich bürge — aber wie erkläre ich mir Ihr Hiersein und was hat diese Reise bei solcher Winternacht zu bedeuten?

„Hören Sie mich an, es hängt ganz einfach zu-

sammen. Ich bin in Hadersleben gewesen; es machte sich nothwendig, ich mußte persönlich mit Thomson und Anderen reden. Da ich nach Sandberg zu meinem Vetter will, so ritt ich nach Tische fort, um in Apenrade zu übernachten. Zufällig erfuhr ich, ehe ich vom Pferde stieg, die Anwesenheit mehrerer Männer daselbst, die ich nicht sehen mochte. So ritt ich denn weiter und dachte, da mir Sandberg zu weit lag, an Rasmus Harms und daß Sie mir geschrieben, Sie würden in diesen Tagen bei ihm eintreffen. Diese erfreuliche Nachricht schien mir eine gute Einlaßkarte bei dem alten Herrn zu sein und ich beschloß, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Da bin ich nun und habe das Glück, Sie selbst schon anwesend zu finden. Wann sind Sie gekommen?"

„Vor einigen Stunden, Herr Gr—"

„Pst! Es ist nicht nöthig, sage ich."

„Aber darf ich vielleicht wissen, was Ihre Reise nach Hadersleben nothwendig machte?"

„Gewiß, mein guter Paulsen. Doch haben wir noch Zeit, davon zu sprechen. Der Wein ist gut" —

„Er liegt in dem Keller eines schleswig'schen Bauers" —

„Wohl! Zuerst aber möchte ich wissen, wie es Ihnen ergangen ist. Wackerer Freund! Also man

hat Sie eingesteckt? Haha! Das charakterisirt die große Nation. Aber nun ist ja der Tod Sr. Majestät Christian des Achten zur rechten Zeit für Sie gekommen und mit dem neuen Herrscher — den Gott mit Einsicht und Redlichkeit segnen möge! — die Amnestie. Da sind Sie uns wiedergegeben. Ich wünsche Ihnen eben so viel Glück dazu, wie uns. Darf ich hoffen, daß auch Ihre Erbschaft Ihnen gerettet ist?"

„Im Gegentheile, sie ist verloren — ich habe das Schriftstück nicht unterzeichnen wollen, welches man mir vorgelegt und —"

„Tod und Teufel!" Und bei diesem laut ausgestoßenen Fluche faßte der alte Herr seinen üppigen Bart und zog ihn leidenschaftlich durch die rechte Hand. „Und das sagen Sie so kaltblütig? Haben Sie sich schon über die Bedeutung dieses Verlustes hinweggesetzt?"

„Wenn ich nicht mehr im Leben verliere, als dieses schnöde Hab' und Gut, so habe ich wenig verloren. Ich besitze noch diesen Hof und denke mich als Landmann auf demselben niederzulassen, da das Schiff meines öffentlichen Lebenslaufes gestrandet ist."

„O, warum so kleinmüthig? Sie ein Landmann? Sie scherzen. Bei Leibe nicht, das werde ich niemals

zugeben. Sie gehören wo andershin. Wie, mein Freund, offen gesprochen — darf ich Ihnen ein Anerbieten machen?“

„Für jetzt muß ich danken. Ich darf mich für's Erste in Nichts einlassen. Ich will einmal frische Luft schöpfen. Später — unter Umständen — ja, vielleicht!“

„Nicht vielleicht, ganz gewiß! Sie wissen, ich habe eine Stimme beim Herzoge. Sie brauchen nur ein Wort auszusprechen und sehen mich bereit, Alles für Sie zu thun, was Sie für Ihre Hingebung an unsere gute und gerechte Sache so reichlich verdienen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar — wenn Ihre gütige Verwendung mir nothwendig erscheinen sollte, werde ich darum bitten.

„Hier meine Hand, Henrik Paulsen!“ und beide Männer schüttelten sich kräftig und herzlich die Hände.

„Nun zur Sache, mein junger Freund. Erzählen Sie mir zuerst Ihre Neuigkeiten und ich werde dann eben so ehrlich mit den meinigen sein.“

„Im Ganzen weiß ich sehr wenig, was Ihnen nicht schon bekannt sein dürfte, höchstens kann ich Manches aus eigener Anschauung bestätigen. Als ich meiner Haft entlassen war, die mir mehr der Verdacht, ein Staatsverbrecher gegen Dänemark zu

sein, als die Begehung irgend eines Frevels zugezogen, befriedigte ich, wie Sie Sich vorstellen können, den natürlichen Trieb, mich um meine persönlichen Angelegenheiten zu bekümmern; nur beiläufig öffnete ich meine Ohren, um die allgemeine Ansicht der Sachlage aus dem Munde unserer Gegner zu vernehmen. Dabei aber mußte ich sehr vorsichtig verfahren, Mund und Augen hüten, denn wie Sie wissen, beleidigt man jene Leute durch einen schiefen Blick und wird zum Verschwörer in Folge eines offenherzigen Wortes. Ich mußte also jeden Schritt mit Ueberlegung vorwärts thun. Vor allen Dingen ist das Heer der Aufpasser ein zahlreiches in Dänemark, besonders in Kopenhagen, und jedes Mittel ist dem schlauen Insulaner recht, wodurch er Erkundigungen sammeln kann. Sogar auf dem Schiffe, mit welchem ich nach Flensburg fuhr, befand sich ein sehr gut unterrichteter Spion; er verfolgte auch hier meine Spur und traf gestern, wie zufällig, auf der Landstraße mit mir zusammen, um meinen Weg und mein Beginnen auszuspüren. Allein ich hütete mich, denn ich kannte Herrn Olaf Larssen schon aus früheren Zeiten her."

„Was? Der Winkeladvokat — der geheime Polizeiknecht — Olaf Larssen?"

„Derselbe, der künftige Hardesvogt, was er zu werden sich schmeichelt.“

„Und er wird auch seinen Zweck erreichen. Dergleichen Vögel gelangen zum Neste, ehe der Winter anbricht. Aber weiter.“

„Nun, ich konnte also in Kopenhagen nur mit wenigen Gutgesinnten zusammentreffen, diese Art ist dort etwas dünn gesäet. Aber aus dem Frohlocken des großen Haufens konnte ich genügend erkennen, daß man einem Siege nahe zu sein glaubt, denn Sie wissen, unser edler Meister jubelt nur, wenn er sich im Vortheile sieht und uns ein Leid mehr angethan hat.“

„Ja freilich, das ist seine Art und Weise.“

„Was ich Ihnen nun weiter mittheilen kann, ist betrübend. Aber das Volk drüben auf den Inseln hält sich nun einmal für das herrschende, von unsern Rechten war bei ihm niemals die Rede, nur von dem Rechte des dänischen Volkes allein. Während unser Bestreben von jeher nur dahin ging, von der Gemeinschaft einer gleichartigen Volksbeglückung im dänischen Sinne loszukommen, wenn es dem Rechte nach ging, herrschte drüben in Worten und Geberden täglich mehr der Trieb vor, uns zu unterdrücken, zu tyrannisiren. Einen Schleswiger quälen

heißt bei ihnen, dem dänischen Volke einen Triumph bereiten. Ja, sie entblödeten sich sogar nicht, laut und offen darüber zu berathen, wie es am leichtesten in's Werk zu setzen sei, bei den deutschen Regierungen auf Beschränkung der Presse in Bezug auf die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten anzutragen, während ihre eigenen Organe selbst die Deutschen maaßlos schmähten. Was half es, daß Ludwig von Baiern, dessen Herz kühn und feurig für alles deutsche Wesen klopft, daß der König von Preußen ein Wort für unser Recht sprachen und sogar der deutsche Bund sich auf unsere Seite neigte — die Regierung fand mächtige Stützen im Erbfeinde von Deutschland's Größe, denn Rußland, England und Frankreich, die niemals einig sind, wurden in diesem Punkte einig und sprachen ihren Beistand dem kleinen Inselvolke zu, welches sich wie ein getretenes Hündchen geberdete. Doch das wissen Sie eben so gut wie ich und jeder Deutsche weiß es."

„Weiter, weiter — nun?"

„Da sah ich denn auch eines Tages jenen Mann in seinem politischen Klub als Redner auftreten, der uns schon als sechszehnjähriger Knabe mit blutigen Streichen zu Dänen gestempelt hat — jenen fanatischen Rabulisten, der ein zweiter Robespierre hätte

werden können, wenn er siebzig Jahre früher gelebt" —

„Ha — Sie haben Orla Lehmann gehört?"

„Ja, ich habe ihn gehört und gesehen, diesen flachsköpfigen Großdänen, und er geberdete sich, als ob ein König von Dänemark eine Peitsche wäre, die seine Hand nur zu schwingen brauche, um die Herzogthümer damit über die Eider zu jagen. Was nie ein Däne gewagt, laut und öffentlich an der Verbindung von Schleswig und Holstein zu rütteln, das that er zuerst vor hunderten schwachköpfiger und halb berauschter Menschen, er, der demokratische Halbgott. Und seine Partei, die gierig die Hände nach unsern Marschen ausstreckt, vermehrt sich täglich; er kommandirt schon jetzt eine Armee, die dem Könige über den Kopf zu wachsen droht. Der Baum der Freiheit, hört' ich ihn sagen, könne nur wachsen, wenn man ihn mit Blut dünge, und das fruchtbarste Blut sei das der Schleswig-Holsteiner. So beherrscht er schon jetzt mit eiserner Faust die schwachen Gewalthaber, und was er nicht durch Ueberzeugung bezwingt, knechtet et durch Furcht. Und diese Furcht hat, besorge ich, selbst den König ergriffen. Man hat ihm einzuflüstern verstanden, die Herzogthümer bewaffneten sich im Stillen gegen Dänemark, und er scheint es zu

glauben. Daraus müssen Sie alle seine schwankenden Handlungen ableiten. Er will uns nicht selbst auf den Leib, aber man hat ihm gesagt, daß wir ihm auf den Leib wollten, und das hat ihm seine nächtliche Ruhe geraubt. Denn wenn er uns unser Recht giebt, so schreien ihm die Demokraten entgegen, er entziehe es seinen loyalen und unterthänigen Landeskindern. Er muß also vorwärts und gegen uns. Daher werden wir in Kurzem eine durchgreifende Politik zu erwarten haben, und wenn wir keine Stütze in uns selber finden, so werden wir fallen, wie die reifen Birnen vom Baume fallen, wenn eine ruchlose Hand sie schüttelt. Man wird uns in das Meer des Unheils treiben, wo es am tiefsten ist, und unsere Kinder werden einst zu ihrem Staunen vernehmen, daß ihre Väter keine Dänen, sondern Schleswig-Holsteiner gewesen sind, denn Dänemark wird zu ihrer Zeit, nicht bis an die Eider, nein, bis zur Elbe reichen. Wollen Sie noch mehr vernehmen? Ich weiß nichts mehr, denn das ist Alles, was ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe."

Henrik schwieg; seine Wangen glühten und in seinen großen Augen brannte ein düsteres Feuer. Er seufzte laut; aus der Brust des ihm gegenübersitzen-

den Mannes aber antwortete ihm ein noch lauteres und eben so trauriges Echo.

„Ja!“ sagte der Fremde und legte seine weiße Hand auf die seines jüngeren Gefährten. „Sie haben mir treulich die traurige Wahrheit geschildert. Ihre Mittheilung stimmt Wort für Wort mit den Nachrichten überein, die ich selbst erhalten habe. Die Warnung des Herzogs an seinen königlichen Vetter vom 5. Januar ist leider zu spät gekommen; am 20. schlossen sich Christian's Augen, und Friedrich's des Siebenten öffneten sich. Aber ich fürchte, nicht uns, nur seine Insulaner schauen sie an. Man wartet nur auf einen Funken, der zu rechter Zeit irgend wo vom Himmel fällt, um die große Mine, die unter unsern Füßen gegraben ist, in die Luft zu sprengen. So weiß ich bestimmt, leider weiß ich es, daß man eine Liste, eine Art schwarzes Buch, angelegt hat, in welcher Alle verzeichnet sind, die ein Herz für ihr deutsches Vaterland haben. Ich und Sie und hundert Andere, die besser sind als wir, sind darauf angestrichen. Und blutig roth sind sie angestrichen. Man hat uns mit Spionen umgeben, die jeden unserer Schritte belauern. Unsere Briefe, die wir einander schreiben und in denen wir mit gerechtem Schmerze von unsern Sorgen gegen unsere Lieben sprechen, wer-

den heimlich geöffnet. Wir, die gedemüthigte Ritterschaft, die Gelehrten des Landes und die besitzende Klasse, haben uns daher geeinigt und eine Beschwerde über alle Unbill an den König gerichtet und uns auf unser duldendes Schweigen berufen. Was hat es uns aber geholfen, was hat man uns geantwortet? Ha! daß es so wäre, wie man es uns einzureden versucht! Unsere Befürchtungen, unsere Klagen seien nur krankhafte Einbildungen; wir sähen Schatten, wo nichts als Licht und Gnade wäre; wir geberdeten uns wie hypochondrische Kranke, denen die Welt voll Schreckbilder erschiene, und schließlich, wir seien so mißtrauisch, weil wir selber geheime, ungesetzmäßige Verbindungen unterhielten. Man rathe uns freundlich, aber auch ernstlich, unsere Zusammenkünfte in Gottorp zu unterlassen, denn daß eine Augustenburger Verschwörung im Schwunge sei, halte man so gut wie erwiesen. Da haben Sie Alles, was auch ich Ihnen Tröstliches sagen kann. So stehen die Sachen. Der neue König ist so gut wie verloren für uns."

„Das ist allerdings eine tröstliche Aussicht!"

„Ja, und das Schlimmste von Allem ist, fürchte ich, daß die königlichen Versprechungen vom 28. Januar sich in eine Seifenblase auflösen werden. Geben

Sie Acht, was kommt. Schon ist es so weit gediehen, daß der König durch die Schreier gezwungen ward, öffentlich Plakate in Kopenhagen anschlagen zu lassen, welche besagen, daß seine lieben getreuen dänischen Unterthanen ihre Erkenntlichkeit nicht auf eine Weise an den Tag legen möchten, welche mit seinem tiefen Schmerze um den Verlust eines geliebten Vaters nicht stimmen würde. Und so still das Volk dabei sich verhielt, um so lauter und heftiger schrie die Presse, daß den Dänen zu viel geschehen sei, indem man den Herzogthümern das Versprechen gegeben, sie sollten nimmer zu dänischen Provinzen herabgedrückt werden. Was ich daher befürchte, ist, daß die radikale Umsturzpartei, mit Herrn Orla Lehmann an der Spitze, sich eines Tages der Regierung bemächtigen und den vielgeliebten König für abgesetzt erklären werde."

„O, das wäre ja eine Revolution und wir hätten dann die Pflicht, den König, unsern Herzog, gegen dieselbe zu schützen."

„Das wollen wir, das werden wir, Mann. Dazu eben regen wir die Hände. Und dazu müssen auch Sie uns helfen. Alle Guten, alle Starken müssen fortan beisammen stehen. Auch Sie gehören zu diesen. Darf ich auf Sie rechnen, wenn die große

Stunde schlägt und wir einen vertriebenen König zu empfangen haben?"

„Hier ist meine Hand und mit ihr mein Herz. So schwach ich bin, dazu werde ich alle meine Kräfte freudig und ohne Bedenken hergeben."

„So bin ich nicht vergebens bei Ihnen gewesen und nun — lassen Sie uns an unsere Nachtruhe denken."

„Wollen Sie wirklich mit diesem Lager vorlieb nehmen?"

„Schlafen Sie nicht selber darauf? Fürwahr, ich bin nicht immer so gut gebettet gewesen. Vorwärts! Wer von uns Beiden steht morgen früh zuerst auf? Er hat das Vorrecht, den vordersten Platz einzunehmen."

„Das werde ich diesmal sein; ich bin gewohnt, jeden Morgen um fünf Uhr dem Tage in's Auge zu schauen."

„Das ist nicht ganz mein Geschmack, für mich muß der Tag mit beiden Augen angebrochen sein, wenn ich die meinigen öffnen soll. Aber um acht Uhr muß ich doch schon morgen unterwegs sein."

Während des letzten Theils dieses Gespräches kleideten sich die beiden Männer aus, und nachdem sie

noch ein Glas auf das Wohl ihres Vaterlandes geleert, stellte Henrik einen Stuhl vor den Wandschrank und lud seinen Gast ein, in die Höhe zu steigen. Dieser lächelte, als er sich dazu anschickte, und mit seines Wirthes Hülfe sank er tief in die Daunen des Lagers, das seine weichen Wogen wie ein Meer aufschüttelte, und bald war er in den Tiefen desselben beinahe verschwunden. Henrik löschte das Licht und gleich darauf lag er seinem Gaste zur Seite.

Draußen aber pfiff der Wind sein schauriges Nachtlied, und die Eisstücke, die auf dem Wasser schwammen, ließen ihr Krachen und Knistern bis zu dem Zimmer hinauftönen, wenn sie jählings an das Ufer stießen und eins dem anderen Zertrümmerung drohte. Am wolkenlosen Firmamente aber zog der Mond siegreich seine Bahn und bald war er so hoch gestiegen, daß er neugierig in die nur halb verhangenen Fenster des einsamen Hauses blickte.

„Sie haben eine angenehme Wohnung hier," begann der Fremde noch einmal das Gespräch, „und eine eigenthümliche Nachtmusik lullt den Müden in Schlummer ein. Hören Sie den Wind wohl? Er hat sich heut Abend nach Süden gedreht und wir werden morgen Thauwetter haben."

„Das wäre eine angenehme Mitgift zur Reise."

„Wollen Sie auch wieder fort?“

„Ich will nur einige Nachbarn besuchen und vernehmen, was man im Sundewitt vom Gange der Welt denkt.“

„Das ist brav. Ah!“ Und er gähnte laut, wie Jemand, der die Fittiche des Schlafes rauschen hört. „Aber noch Eins. Wie weit sind Sie mit Ihrem neuen Werke?“

„Es gedeiht, und ich gedenke es hier in der ländlichen Ruhe zu vollenden.“

„Haben Sie es auch gut verwahrt, daß kein Unberufener die Nase hinein steckt, ehe es vom Stapel läuft?“

„Es ist sicher hier in einem Wandschranke verborgen, den Niemand zu öffnen versteht als ich.“

„Das ist recht. Haben Sie schon einen Titel dazu?“

„Es führt denselben, wie die erste vollendete Abtheilung.“

„Das ist ein schöner Titel; das Buch wird in den Herzogthümern mit Gier verschlungen. Der Herzog selbst ist bezaubert. Hüten Sie sich aber, Ihren Namen vorzusetzen, sonst sind Sie verloren. Es ist

freilich schade, daß die Welt nicht den Namen des Verfassers erfährt; was Sie aber dadurch an Ruhm verlieren, gewinnen Sie an Sicherheit. — Es iegt sich gut in diesem Bette — ich spüre den Schlaf."

„So wünsche ich Ihnen angenehme Träume. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, mein junger Freund!"

---

Als die Sonne des nächsten Tages noch nicht über die Gehölze der benachbarten Hügel heraufgestiegen war, wehte ein milder Südwind und versprach einen freundlichen Reisetag. Nach eingenommenem Frühstücke, Punkt acht Uhr, wurde der edle Mecklenburger, den der Fremde ritt, in die Diele geführt und von seinen weniger schönen Kameraden, die noch der warme Stall fesselte, mit lebhaftem Gewieher begrüßt. Gleich darauf trat der Besitzer desselben selbst, von Henrik geleitet, die kleine Treppe herab, die in den Küchenraum führte. Als aber nun erst Rasmus Harms erschien, dem noch nicht gesehenen Gaste seine Ehrerbietung zu beweisen, fuhr er beinahe erschrocken zurück,

als er dessen ansichtig wurde, der ohne sein Wissen eine Nacht unter seinem Dache zugebracht hatte. Kaum aber hatte sich der Fremde eilig von Henrik und den umstehenden Bauern verabschiedet und war auf seinem großen Braunen davon geritten, so zupfte er Henrik Paulsen am Aermel und sagte halblaut:

„Wie, Herr, wenn ich mich nicht irre, so ist unserm Hause eine große Ehre widerfahren. War das nicht der —"

„Pst! Wenn Ihr ihn erkannt habt, so schweigt darüber und erzählt es nicht weiter, damit kein Gerede entsteht. Es ist zwar kein dunkeler Pfad, den er wandelt, indessen will er bei der Lage der Dinge keine Gelegenheit zu übelen Nachreden geben."

„Ah, ich verstehe. Es ist eine Reise, wie sie so viele vornehme Herren machen — wie nennt man das Ding doch?"

„Incognito!"

„Ja, ja, so ist es. Der Tausend!" Und er schaute seinen Herrn mit noch einmal so ehrerbietigem Blicke wie früher an. „Aber wie ist es, Herr, wollen wir nun nicht auch unsere Gäule besteigen und unsern Morgenritt unternehmen?"

„Laßt sie fertig machen — ich bin bereit.“

Und einige Augenblicke später wurde der uns schon bekannte Rappe und ein kräftiger Schweißfuchs für Rasmus herbeigeführt und beide Männer saßen bald in den Bügeln und trabten dem Süden zu, dem lieblichen Alsener Sund entgegen.

## Viertes Kapitel.

### Emmerslund.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die beiden zuletzt forttrabenden Reiter auf ihren Besuchen bei den befreundet n Nachbarn von Haus zu Haus zu begleiten. Wir begnügen uns zu bemerken, daß sie ihre Absicht vollständig erreichten und von der Gesinnung der im Sundewitt wohnenden deutschen Familien eine befriedigende Einsicht mit nach Hause brachten. Diese Einsicht indessen, so erfreulich sie einerseits war, hatte im Ganzen dennoch einen trüben Beigeschmack, denn die bisher so friedliche Stimmung Sundewitt's fing damals an, allmälig und fast unmerkbar einem aufgeregteren Zustande zu weichen. Die Wühlereien jener rastlosen dänischen Partei hatten sich auch hier endlich eingenistet, wie sie schon längst an anderen

Orten der Herzogthümer Zwiespalt und Unruhe ausgestreut hatten. Und das war im Sundewitt, wie in allen Gränzländern, weit leichter durchzuführen als anderswo. Von dem fruchtbaren Boden des Landes angelockt, hatten sich viele Dänen von den benachbarten Inseln und Jütland zwischen der deutschen Bevölkerung niedergelassen und es war ihnen im Laufe der Zeit gelungen, sich mit derselben theils durch Heirathen zu vermischen, theils ihr einen dänischen Anstrich zu geben, indem sie die heimische Sprache und Gesinnung unter ihren Nachbarn und Freunden eifrig zu verbreiten verstanden. Diese Ganz- oder Halbdänen waren von den Hauptwühlern der wachsenden radikalen Partei leicht gewonnen worden, und, mit Versprechungen künftigen Glückes und künftiger Größe eben nicht sparsam, war es ihnen möglich gewesen, das Unkraut ihrer politischen Gleichmacherei unvermerkt weiter auszusäen. Noch hatte zwar die allgemeine Gährung bei Weitem nicht ihren höchsten Punkt erreicht, das war erst späteren, nicht fern liegenden Tagen vorbehalten, aber doch war sie bei Einzelnen schon hoch genug gestiegen, da das Feuer lange geschürt und der Stoff des unnatürlichen Brandes von allen Seiten reichlich hinzugetragen wurde.

Denn seitdem der bekannte offene Brief, ein un-

königlicher Fehdehandschuh, am 8. Juli 1846 in die friedlichen Herzogthümer geschleudert worden, war alle Ruhe und Behaglichkeit aus den stillen Gemüthern ihrer Bewohner gewichen. Es war, als ob ein böser Geist in die Herzen der Menschen gefahren wäre. Der uralte Zwist — ob Deutscher, ob Däne — war wie ein heilloser Phönix aus der matt glimmenden Asche ewiger Völkerzwietracht aufgestiegen und hatte den innersten Widerstandsgeist beider Nationen wachgerüttelt, die Familieneintracht gespalten, Freunde von Freunden und Kinder von Eltern losgerissen. Was im Volke, sagt ein namhafter Schriftsteller*), Sinn für Wahrheit, Gefühl für Recht, deutschen Sinn und Treue hatte, fand sich auf das Tiefste verletzt. Die holsteinischen Stände richteten, trotz des Einhalt gebietenden dänischen Commissars, Petitionen an den König und verwahrten sich männlich und fest gegen die dänischen Uebergriffe. Schnöde zurückgewiesen wandten sie sich als Deutsche an den deutschen Bundestag und wurden dafür wegen pflichtwidrigen Verfahrens von der dänischen Regierung aufgelöst, welchem Vorgehen harte und willkürliche Maaßregeln

*) Gustav Pfitzer: Anlaß und Entstehung des Kampfes in Schleswig-Holstein. Frankfurt a. M. 1850.

folgten, indem man die Presse unterdrückte, das Briefgeheimniß mit Füßen trat, richterliche Beamten entsetzte und reichliche Verhaftungen durch Kabinetsbefehl vornahm. Welche Stimmung ein solches despotisches Verfahren hervorrief, davon sich persönlich zu überzeugen, hatte der König sattsame Gelegenheit, als er auf einer Reise nach Schleswig die bittere Erfahrung machte, daß die schleswig'schen Bauern, die nach altem Brauche ihren König und Herrn in feierlichem Aufzuge von Ort zu Ort zu fahren pflegten, ihre Pferde zu stellen verweigerten und statt deren Postpferde mit vieler Mühe und Aufenthalt beschafft werden mußten. Ueberall begrüßten den verwunderten Landesvater unheimliche Stille, leere Fenster, und laute Drohungen wurden gegen die gefügigen Werkzeuge seiner Willkür ausgestoßen.

Auch die schleswig'schen Stände erklärten sich gegen die Folgerungen des offenen Briefes, der mit einem Schlage die unantastbaren Rechte der Herzogthümer vernichtete, aber auch hier wurde von Oben her die Annahme der eingereichten Petitionen verweigert. Ja, der königliche Commissar erlaubte sich so unerhörte Eingriffe in die Rechte der Stände, daß der Herzog von Augustenburg nach einer ergreifenden Rede aus der Versammlung trat, worauf auch diese aufgelöst wurde.

Das war zwei Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung geschehen; jetzt war man schon weiter im Zwiespalte vorgerückt. Zwar hatte ein neuer König den Thron bestiegen und noch einmal eine kurze Hoffnung auf Besserwerden auferstehen lassen; wie aber seine Regierung begonnen, hat man im Allgemeinen schon aus den früheren Blättern dieses Buches ersehen. In dem friedlichen Sundewitt nun hatte man früher die Politik nur dem Namen nach gekannt. Das Volk war theils zu einfältig, theils zu gut, sich um etwas mehr zu bekümmern, als was sich auf sein Haus und seine Wirthschaft, höchstens auf die zunächst wohnenden Nachbarn bezog. Ihre Steuern bezahlten sie willig dem, der sie in Empfang nahm, ohne zu fragen, wohin das Geld gehe oder was damit geschehe. Daß die Herzogthümer etwas Besonderes für sich wären, wußte man kaum, der Däne war im Allgemeinen gleich dem Deutschen geschätzt, man liebte ihn nicht ausnahmsweise, aber man haßte ihn auch nicht. An einen Krieg, der aus dem Wettstreite beider Nationalitäten entspringen könnte, dachte kein Mensch, ja man hielt ihn in Anbetracht der aufgeklärten Zeit für unmöglich.

Wo lag nun der Keim des langsam nahenden Streites, wer säete ihn aus, und welche ruchlose Hand

schoß den ersten Giftpfeil in die ruhig schlummernde Menschenbrust?

Die dänische Presse that es, die Dannevirke, diese in jenen Gegenden viel verbreitete Zeitung, die seit einer Reihe von Jahren Alles, was die dänische Sprache verstand, gegen die deutsche Sprache, überhaupt gegen Alles was Deutsch war, namentlich aber gegen die deutschen Beamten aufzureizen sich unterfing. Der Streit war also anfangs ein Sprachstreit. Allmälig aber zogen, wie der redliche Pfarrer Wollesen *) nach eigener Beobachtung bemerkt, die dänischen Vorkämpfer den ganzen Streit mehr auf das politische Gebiet hinüber. Sie verlangten, daß die in Schleswig wohnenden Deutschen, welche Dänisch verständen, sich auch der dänischen Nationalität anschlössen, daß ferner nur dann Jemand ein Beamter sein könne, wenn er eine rein dänische, das heißt eine deutschfeindliche, Gesinnung hege; alles Uebrige aber, was sich gegen diese Erfordernisse auflehne, sei als Verschwörung, als Demoralisirung königlicher Beamten zu betrachten.

In der That, man weiß nicht, ob man die Dumm-

*) Siehe seine Physiognomie Sundewitt's in den Kriegsjahren 1848 und 1849. Schleswig 1850.

heit solcher Tonangeber mehr bedauern oder ihre Böswilligkeit mehr verdammen soll. So aber geschah es, daß nicht allein der politische, sondern auch der moralische Charakter der Schleswig-Holsteiner verdächtigt wurde, und gerade dies war der Punkt, in welchem sogar ein Sundewitter zu verletzen war. Von nun an entstand eine Spaltung in der ganzen Bevölkerung; in allen Zusammenkünften, Vereinen geselliger und politischer Natur theilte man sich in eine deutsche und in eine dänische Partei. Der innere Zwiespalt war hierdurch thatsächlich ausgebrochen, allen Gemüthern war es plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, daß es fortan zwei Dinge auf der Welt gebe, die, äußerlich so friedlich zu einem harmonischen Ganzen verbunden, innerlich feindselig sich gegenüberstanden und nicht mehr neben und miteinander Raum auf der Welt hatten — eben das deutsche und dänische Element.

Zu welchem von beiden unsere Reiter gehörten, auf welcher Seite ihre Freunde standen, die sie an dem erwähnten Morgen besuchten, weiß der Leser schon. Sie vernahmen bei diesen Besuchen, so viele sie deren auch in den näher oder entfernter liegenden Höfen und Dörfern abstatteten, genug des Haders, der Besorgniß, aber auch genug der Hoffnung und des fröh-

lichen deutschen Gottvertrauens, so daß sie, im Ganzen mit ihrer Ausbeute zufrieden, auf müden Pferden aber mit erhobenem Geiste zurückkehrten, voll des schönen Bewußtseins, die Besorgten aufgerichtet, die Rathlosen getröstet und die Hoffenden ermuntert und ermuthigt zu haben.

---

„So wollt Ihr denn wirklich noch heute hinüber?“ fragte Rasmus Harms seinen jungen Herrn, als sie Nachmittags gegen vier Uhr am Strande standen und über die glitzernde Wasserfläche schauten, die im sinkenden Sonnenstrahle noch tausend Farben spiegelte, während die Schatten des frühen Abends die am jenseitigen Ufer liegenden Wälder und Berge schon heimsuchten.

„Ja, Harms,“ lautete die festgesprochene Antwort, „ich will und muß hinüber. Der Wind ist günstig und die Eisschollen sind unbedeutend an Zahl und Größe — ich denke, drei Männer werden genügen. Laßt also in Gottes Namen das große Boot da, welches auf den Strand gezogen ist, ausrüsten, und wenn es mir heute Abend zu spät zur Rückkehr wird, so mögt Ihr mich erst morgen erwarten.“

Eine Viertelstunde später meldete Rasmus, daß

Alles in Bereitschaft sei. Henrik, mit seinem Fernglase bewaffnet, stieg an den Strand hinab und bemerkte, daß sein Pächter aus Vorsicht vier Männer zum Uebersetzen seiner Person beordert hatte, von denen Matthias selbst den Helmstock hielt, ein Mann am Spriet- und zwei am Luggersegel saßen, alle mit langen Pikenstangen bewehrt, um die anrollenden Eisstücke vom Boote fern zu halten.

Fast alle an den Küstenstrichen der Herzogthümer geborenen Männer sind gelernte Schiffer; von Jugend an mit den Gefahren des flüssigen Elementes vertraut, steckt viel vom seemännischen Trotze in ihnen, der sich erkühnt, die schrankenlose Willkür desselben mit mächtiger Hand zu zähmen und sich zum Meister seiner wilden Natur zu machen. Daher haben die meisten von ihnen auf Kauffahrtei- oder gar Kriegsschiffen gedient und Dänemark's zuverlässigste Matrosen sind von jeher die Schleswig-Holsteiner gewesen. Auch Henrik war in der Schiffahrtskunde bewandert, und so konnte er sich heute dem etwas bewegten Wasser ohne Besorgniß anvertrauen.

Kaum saßen Alle auf ihren Plätzen, so wurden die Segel entfaltet; der Wind faßte sie schnell, und unter den besten Reisewünschen des nachschauenden Rasmus schoß das Boot vorwärts. Rüstig arbeiteten

die braven Jungen mit ihren Piken, und ohne Schaden zu nehmen, drang der Bug des kleinen Schiffes kühn durch die Wellen.

„Wo wollt Ihr landen, Herr?“ fragte Matthias, indem er dem Boote eine Richtung nach Osten gab, um nachher die Strömung zu benutzen, und mit ihrer Hülfe desto leichter den Landungsplatz, der mehr westlich lag, zu erreichen.

„Halte fest an die Insel da drüben und laufe in die kleine Bucht hinter der Landzunge ein. So. Aber nicht zu nahe an Capitain Bardow's Haus da — er soll mich erst morgen sehen.“

„Hm! der Cap'tain hat so gut ein Fernglas wie Ihr!“

„Freilich, aber er wird mich doch nicht erkennen, ich bin zu tief in den Mantel versteckt.“

„Das glaube ich nicht; der alte Seehund hat Augen wie ein Luchs — aufgepaßt da vorn, da kommt ein Berg von Eis!“

Aber der Berg von Eis that dem Boote nichts; die mäßige Berührung zweier fortdrückender Piken genügte, das Boot in dem elastischen Elemente vom Eise fern zu halten. Gleich darauf aber schoß es, gerade vor dem frischen Südwinde herlaufend, wie ein rüstig vorwärts strebender Renner, um so rascher

durch die bewegtere Fluth. Als es ungefähr die Mitte des Meerbusens erreicht hatte, griff Henrik zum Fernrohre und richtete es mit beinahe zitternder Hand auf das Epheuhaus, welches jetzt eine kleine Viertelstunde von ihm entfernt lag und aus dessen Fenstern Capitain Bardow ihn nicht beobachten sollte, während er selbst so viel wie möglich von dem Inhalte des Hauses zu erspähen entschlossen war. Aber so gut auch die Augen des Schauenden waren und so scharf er in die noch ziemlich helle Ferne drang, er gewahrte keine Spur eines Menschen. Oben und unten schien das niedliche Strandhaus von Bewohnern leer, und als nach geraumer Zeit das Glas vor den Augen Henrik's sich senkte, weil seine Hand es nicht länger halten konnte, hätte Matthias, wenn er Augen dafür gehabt, ein leises Kopfschütteln an seinem Herrn wahrnehmen können, welches ohne Zweifel seine Ueberzeugung ausdrücken sollte, daß die erwartete Erscheinung nur in seiner Einbildung vorhanden gewesen wäre.

So war man sehr bald an die Stelle gelangt, wo der Bug des Bootes nach Westen wenden mußte, um die bezeichnete kleine Bucht hinter der Landzunge zu erreichen, die dicht am Fuße des Andreasberges hundert Schritte weit in die See vorsprang und eine

westlich liegende kleine Insel von fast kreisrunder Form gegen den Anprall der Wogen schützte, auf deren fettem Marschboden einige Dutzend stämmiger Buchen ragten und ein kleiner Wald üppigen Gebüsches wucherte, dessen Blattfülle im Sommer einen angenehmen Schatten werfen mußte. Unmittelbar zwischen dieser Insel, die einen mäßigen Steinwurf weit vom Strande entfernt lag, und der schmalen mit Gras bedeckten Landspitze vertiefte sich das Fahrwasser inmitten zweier Sandbänke, und zwischen diesen pflegten die Boote zu Lande zu fahren, deren Insassen sich vom Meere aus nach Emmerslund begeben wollten. Man mußte aber genau mit dem zickzackartigen Laufe dieser unterseeischen Sandbänke vertraut sein, um die rechte Landungsstelle zu erreichen, und das war heute die schwerste Aufgabe der Schiffer. Denn von den Eisstücken in der Nähe des Strandes mehr bedrängt als im freieren Wasser, bedurfte es nicht geringer Mühe und Aufmerksamkeit, in die schmale Bucht einzulaufen. Endlich aber gelang das Unternehmen und eine Minute später sprang Henrik an einer Stelle auf das Land, wo verschiedene große und kleine Boote des Besitzers von Emmerslund auf den Strand gezogen waren und ein kleiner Kutter mit Halbdeck, beinahe fertig für die erste Reise, auf seiner hölzernen Rüstung lag.

Kaum fühlte Henrik den weichen Flugsand unter seinen Sohlen, so blickte er sich rasch nach allen Seiten um.

„Sollen wir Euch hier erwarten, Herr?“ fragte Matthias.

„Nein, fahre zurück, ich komme erst morgen nach Hause. Grüße den Vater und halte mein Zimmer gegen Mittag warm.“

Gleich darauf stieß das Boot wieder ab, wandte dem Lande seinen Spiegel zu und bald schwebte es, lavirend gegen den widrigen Wind, nach dem Hofe hinüber, der in der matten Beleuchtung des Abenddunkels von seiner Höhe herab friedlich über das Wasser schaute.

Henrik hatte bei seinem Umblicke Niemanden bemerkt, er war also seiner Meinung nach ungesehen gelandet, und das eben schien sein Wunsch zu sein. Mit jedem Fußwege auch auf dieser Seite des Meerbusens vertraut, schlug er einen schmalen Pfad ein, der sogleich bergan durch den Buchenwald zu steigen begann, und begrüßte die lange nicht gesehenen Riesenstämme, die eine Zierde des Besitzthums seines Freundes, des wackeren Andreas Burns, bildeten. Dieser war der wohlhabendste Eigenthümer des schönsten und größten Landgutes in der ganzen Umgegend. Erst

seit sechs Jahren etwa bewohnte er Emmerslund, welches er von einem noch reicheren Manne, einem Handelsherrn, der nach Altona übergesiedelt war, gekauft hatte. Früher war er Schiffscapitain im Dienste jenes gewesen, hatte auf seinen Reisen viel Geld verdient, so daß er sich zwei eigene Schiffe anschaffen und damit alle Meere der Welt befahren konnte; jetzt aber hatte er sich zur Ruhe gesetzt, wie es so viele Seecapitaine im besten Mannesalter thun, wenn sie genug auf dem Ocean herumgeschaukelt sind und das Verlangen empfinden, ihren Lebensabend im Kreise ihrer Familie und unter Freunden sorgenfrei zuzubringen.

Unter der umsichtigen Leitung dieses eben so kenntnißreichen wie thatkräftigen Mannes hatte das im Norden und Westen sandreiche, im Süden und Osten äußerst fruchtbare Ackerland, welches zu Emmerslund gehörte und sich von der Spitze des Andreasberges hinab nach allen vier Weltgegenden eine halbe Stunde weit erstreckte, außerordentliche Fortschritte in der Kultur gemacht, und namentlich in Bezug auf Viehzucht konnten Wenige mit dem Capitain wetteifern, denn es war seine Liebhaberei, die schönsten Rinderheerden, die edelsten Schafe und die tüchtigsten Pferde zu besitzen.

Hastigen Schrittes eilte Henrik auf dem Fußpfade

zwischen den Buchen die Anhöhe hinan und erreichte sehr bald den weiten Wiesengrund, der etwa auf halber Höhe des Berges längs einer breiten Plattform sich hinzog und in günstiger Jahreszeit der Tummelplatz sämmtlicher weidenden Heerden war. Auch jetzt schon waren einige Thiere aus den Ställen gelassen und fraßen das kurze Gras ab, welches unter dem Schnee der letzten Wochen sich zeitig erhoben hatte.

Ueber den Wiesengrund rasch forteilend, erklomm Henrik's Fuß auch den letzten und steilsten Gipfel des Berges und stand bald vor dem eichenen Gatter der Weißdornhecke, welche Park und Garten des Capitains gegen das freie umliegende Land abschloß. Mit den Geheimnissen des Ortes vertraut, öffnete er von Außen die in der Regel geschlossene Pforte und trat nun in ein kleines Tannengehölz, welches ein Kranz der stärksten Buchen umgab, die dem Boden um Emmerslund entsprossen. Mitten zwischen den Tannen erhob sich ein hölzernes Gerüst, dessen oberste durch ein Geländer geschützte Plattform mit dem Wipfel der Buchen fast in gleicher Linie lag. Des Vergnügens an der weiten Fernsicht wegen aufgebaut, konnte dieses Gerüst auch zum Wartthurme dienen, denn das Auge des Menschen, der oben auf der Höhe stand, beherrschte weit und im ganzen Umkreise das Meer,

die Inseln und das feste Land, die von hier aus gesehen wie eine Landkarte vor dem Beschauer ausgebreitet lagen.

Henrik erstieg ohne Besinnen die vielfach gewundene hölzerne Treppe, die hinauf führte, und bald stand er, hoch aufathmend vor Lust, auf der höchsten Spitze des Gerüstes. Laut klopfte sein Herz, als er die schöne Umgegend gewahrte, die er sein Vaterland nannte, und er wußte anfangs nicht, wohin er zuerst den überraschten Blick wenden sollte. Denn schon nahte die Dämmerung des Abends, da die Sonne im Westen, jenseits der schleswig'schen Küsten, so eben in's Meer gesunken war, und nur ein breiter purpurrother Flammengürtel lag noch über der Bucht von Apenrade und warf einen goldenen Schimmer, der allmälig in rosiges Wolkengefieder sich verlor, über den ganzen in feierlichem Schweigen ruhenden Meerbusen. Rasch diesen breiten Wasserstrich, der von hier oben viel schmaler und kürzer erschien, als er wirklich war, vom Anfange bis zum Ende hinabfliegend, schweifte sein spähendes Auge auf das Meer hinaus, welches in weitem, dunkelglänzenden Bogen das feste Land umschloß und in düsterer Ferne mit den Küsten von Fünen in eine blauschwarze Wolkenmauer verschwamm. Auf der nördlichsten Spitze der anmuthig

geschweiften Insel Alsen haftete sein Blick etwas länger und verfolgte aufmerksam den schmalen und bedeutungsvollen Wasserstreifen, der wie ein breiter Fluß zwischen Schleswig und Alsen als Alssund sich nach Süden hinabzog. Dann nach Norden hinauf in den kleinen Belt schweifend, begrüßte er die zahllosen kleinen Inseln, die wie schwimmende Schatten aus dem schimmernden Meere auftauchten. So, mit leuchtendem Auge im Kreise herumwandernd, erreichte er das feste Land im Norden wieder, flog über die ebenen Strecken des Haderslebener Grundes hin und kehrte dann allmälig bis zu dem Punkte im Westen zurück, von dem er in seiner Betrachtung ausgegangen war.

„Schön, herrlich und wunderbar bist Du, mein meerumschlungenes Vaterland!" sagte der junge Mann entzückt zu sich selber. „Und wer gleich mir auf dieser Höhe stände und Deine zauberischen Reize sähe, würde sich nicht mehr wundern, daß wir nirgends wo anders leben mögen und Dich so innig lieben, daß wir Deinen Besitz, wenn man ihn uns streitig machen könnte, selbst mit unserm Blute erkaufen würden!" —

Langsam die Stufen wieder hinabsteigend, betrat er dann den Park und schritt nachdenklich durch eine

kleine Pforte in den Garten seines Freundes, an dessen Ende er schon das weiße Herrenhaus mit dem rothen Ziegeldache gastlich hervorschimmern sah. Selbst im Winter konnte man an den regelmäßig gepflanzten Obstbäumen, den zierlichen Blumenbeeten und dem wohlgehaltenen Rasen die Sorgfalt erkennen, mit welcher dieser Garten im Sommer gepflegt wurde, und mit fast kindischem Entzücken betrachtete Henrik die wohlbekannten Stellen, an denen er in früheren Jahren so unaussprechlich glücklich gewesen war.

In warmer Jahreszeit trat man unmittelbar aus dem Garten durch eine fast immer geöffnete Thür in den größten Raum des Herrenhauses ein, einen Saal von bedeutendem Umfange, in welchem die Familie gewöhnlich zu speisen pflegte; jetzt im Winter aber war diese Thür geschlossen und Henrik mußte sich daher zum Hofe wenden, um den vorderen Eingang zu gewinnen. Er fand die schwere Bohlenthür des Hofes nur angelehnt und trat in denselben ein, einen Raum von mächtigem Umfange, der an seiner westlichen Seite von dem stattlichen Herrenhause, an den drei anderen aber von gefüllten Scheunen und Ställen begränzt war. An der Nordseite, den langen Pferdestall von der Diele trennend, befand sich der Haupteingang zum Hofe vom Innern des Landes

her, einen großen Thorweg zeigend, der mit schweren Flügeln geschlossen werden konnte, in der Regel aber den häufig anlangenden Gästen oder dem geschäftigen Treiben der Knechte geöffnet war. Auch heute stand er weit auf, aber Niemand war im ganzen Hofraume zu sehen, als der unerwartete Gast, der eben so leise wie unbemerkt von hinten her eingetreten war, denselben erreichte. Da aber witterten ihn die beiden großen dänischen Doggen, die vor ihren Hundehütten mitten im Hofe und zu beiden Seiten eines tiefen Ziehbrunnens an ihren Ketten gefesselt lagen, und stießen ein so grimmiges Geheul aus, daß einige Knechte aus den Ställen herbeigezogen wurden, um die Ursache dieses ungewohnten Gelärmes zu ergründen. Von ihnen erfuhr Henrik sehr bald, daß der Hausherr und sein ältester Sohn Friedrich außerhalb, die Hausfrau aber in ihrem Zimmer sei.

Henrik durchschritt den Vorflur des Herrenhauses, warf Hut und Mantel einer lächelnden Magd zu, denn sie hatte ihn sogleich erkannt, und klopfte mit bebendem Finger an die Thür des Zimmers, worin er wie gewöhnlich die Hausfrau beschäftigt wußte.

Unterdessen hatte die Dämmerung draußen rasch zugenommen und innerhalb des etwas düsteren Hauses war es beinahe schon ganz finster geworden. Der

Einlaß Begehrende brauchte nicht lange auf eine Einladung, näher zu treten, zu warten. Eine feine Stimme rief ihr leises Herein! und alsbald stand der vom Schatten des Abends unkenntlich gemachte Mann vor der verwundert aufschauenden Hausfrau. Vom frühen Morgen bis zum späten Abende thätig, saß sie auch jetzt, im Zwielicht mit dem Strickstrumpfe beschäftigt, am Fenster und gab sich dabei ganz ihren geheimsten Betrachtungen hin, die einer liebenden Frau und Mutter ja so viel Gelegenheit bieten, Sorgen mit Freuden zu mischen. Ungemein mütterlich sah sie heute Abend in ihrem schneeweißen Häubchen und dem schwarzen Kamelotkleide aus, als sie so still und nachdenklich dasaß, mit den Fingern mechanisch arbeitend, mit Sinn und Gemüth der Reihe nach bei ihren Lieben weilend. Als sie aber einen fremden Mann in's Zimmer treten sah, erhob sie sich rasch und trat dem Nahenden, der noch kein Wort gesprochen hatte, einige Schritte entgegen. Sie war von hoher, voller Gestalt und edlen Gesichtszügen, deren lebhafte Farben, in Uebereinstimmung mit dem jugendlich blonden Haar, fast ihr Alter verbargen, da sie doch schon weit über die Vierzig hinaus war.

„Guten Abend, Frau Burns!“ sagte da eine tiefe und klangvolle Stimme. Kaum aber war diese Stimme

zu ihren Ohren gedrungen, so war sie auch schon erkannt.

„Henrik Paulsen! So wahr ich lebe! O, welche freudige Ueberraschung!“

Und schnell hatte sie beide Hände des lieben Freundes ergriffen und begrüßte ihn auf die herzlichste Weise. Bald saßen sie auf dem schwarzen Sopha in der Nähe des prasselnden Ofens, und Fragen und Antworten, so natürliche Ausbrüche zweier befreundeter Menschen nach langer Trennung, flogen von der einen zum andern herüber und hinüber. Mit kurzen Worten hatte Henrik sehr bald die Hauptereignisse seines letzten Lebensabschnittes, namentlich seine Absicht, sich ferner auf seinem Hofe in der Nähe aufzuhalten, erzählt und darauf die freundlichsten Glückwünsche über seine Gesundheit und sein gutes Aussehen, wie sie nur Frauen so theilnehmend aussprechen können, da sie sie wirklich empfinden, entgegengenommen. Von seinem persönlichen Mißgeschicke, seinen Verlusten und getäuschten Erwartungen, sprach Frau Gertrud zwar nicht, und doch fühlte Henrik aus ihrem ganzen Wesen heraus, daß sie größeren Antheil daran nehme, als wenn sie ihn mit zahllosen Worten zu erkennen gegeben hätte.

„Und wo ist der Capitain?“ fragte endlich

Henrik, als er mit seinem flüchtigen Berichte zu Ende war.

„Er ist in Kiel," erwiderte die Frau mit einem Seufzer, der ihr tief aus dem Herzen hervorzudringen schien.

„In Kiel? Was macht er in dieser Jahreszeit in Kiel?"

„Was er da macht? Ach, Henrik, daß ich ihn mit meinen sorgenden Blicken bis dahin verfolgen und seine Schmerzen lindern könnte, die ihm ohne Zweifel nicht erspart werden dürften. Ich weiß sehr wenig davon, was ihn vor vier Tagen so eilig nach Holstein trieb, aber ich kann es mir wohl denken — o ja! Sie kennen ja meinen guten Andreas genug, um zu wissen, daß er einsylbig ist in Allem, was seine große Seele beschäftigt, und daß seine innersten Gedanken selten über seine Lippen treten. Ich habe nie einen Mann gesehen, der so wenig mit Worten verräth, was an seinem Leben frißt."

„Sie übertreiben vielleicht sein Leid, Frau Burns. Wohl sind es ernste Zeiten, die sogar einen Andreas Burns erschüttern können, aber ein ernstliches Leid ist noch weit von ihm entfernt."

„Sie wollen mich trösten — o Ihr Männer ver-

steckt Eure Gesichter hinter Masken — aber ich weiß, was ich weiß."

„Und was wissen Sie, Frau Burns?"

„Daß Andreas mit seinen Freunden in Berathung über die neusten politischen Ereignisse begriffen ist," sagte sie leise, aber fest.

„Hm! Da bin ich neugierig. Wann mag er wohl wiederkommen?"

„Ich habe ihn schon gestern erwartet; heute aber kehrt er gewiß zurück. Als Sie kamen, glaubte ich ihn schon zu erkennen, und doch hatten Sie nicht seinen wuchtigen Tritt."

„Und wo ist Friedrich, mein wackerer Friedrich, Ihr ältester Sohn?"

„Er ritt gestern nach Hadersleben, zwei junge Pferde zu kaufen — Andreas kann ja nicht genug haben."

„Und Agathe, Ihre schöne Pflegetochter?"

„O, die ist zum Cap'tain Bardow hinuntergegangen und ich wundere mich, daß Sie ihr nicht begegnet sind, sie wollte um die Dämmerung zurück sein."

Henrik schwebte noch eine Frage auf den Lippen, aber er zwang sie wieder in sein Herz hinein; er hatte noch nicht den Muth dazu, etwas zu hören,

was ihm entweder eine Freude oder einen Schmerz offenbaren mußte.

„Und Sie fragen nicht nach Erik, unserem Lieblinge?“ unterbrach die Matrone das Schweigen.

„Ach ja, Erik! Ich wollte schon nach ihm fragen — aber — nun, wie geht es ihm?“

„Nach seinen letzten Briefen zu urtheilen, geht es ihm gut, dem lieben Jungen. Er ist Kadet erster Klasse geworden und hat das Examen rühmlich bestanden. Sie können sich meines Mannes Freude vorstellen.“

„So, freut er sich darüber? Will denn der Erik in der Marine Sr. Majestät bleiben?“

„Das ist sein lebhaftester und einziger Wunsch. Der Danebrog für immer!“ schrieb er im letzten Briefe.“

„O! Und Andreas?“

„Fragen Sie ihn, was er darüber denkt; mir verschweigt er auch das und doch möchte ich gern bis auf den Grund seines Herzens in diesem Punkte sehen.“

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, welches eine Magd, die schon vorher eine brennende Lampe auf den Tisch gestellt hatte, dadurch unterbrach, daß sie das blinkende Theegeschirr auf einem Seitentische

auftrug, was nach hergebrachter Ordnung täglich um diese Stunde in Frau Burns Zimmer geschah. Diese erhob sich, um nach ihrer Gewohnheit die Wirthin zu machen. Einen Augenblick später knisterte die gemüthliche Flamme unter dem Kessel und das Wasser darin brodelte lebhaft auf; dann folgte das angenehme Gerassel der Tassen und zwischen durch ließ die alte Standuhr neben der Thür ihr gewichtiges Ticktack in dem stillen Zimmer ertönen. Und damit man ganz ungestört und unbelauscht sei, schloß eine dienstfertige Magd draußen die Fensterläden zu, die Frau Burns innerhalb des Zimmers sogleich in der gewöhnlichen Art befestigte.

Als sie nun hiermit und allen übrigen Anordnungen, die sie vom Tische fern gehalten, fertig war und sich neben ihrem Gaste niedergelassen hatte, schaute dieser sie mit einem Gesichte an, in dessen Augen mehr der Frage lag, als auf seiner Lippe hätte liegen können, wenn er sie ausgesprochen hätte. Und daß diese Frage für ihn von Wichtigkeit war und eben so schwer von seinem Herzen sich loslöste, bewies sein beklommener Athem, der trotz aller versuchten Bemeisterung von Seiten des jungen Mannes der beobachtenden Frau des Capitains dennoch nicht entging.

„Nun, Henrik?“ fragte sie lächelnd. „Was giebt es sonst noch, was Ihr Herz bedrückt?“

„Eine einzige Frage nur noch beantworten Sie mir,“ entgegnete mit bebender Stimme der Gefragte, der seinen geheimen Wünschen nicht ungern entgegengekommen sah. „Als ich gestern Abend in meinem Häuschen drüben angelangt war und aus dem Fenster alle meine Freunde an diesem Ufer begrüßte, schien es mir, als ob in Capitain Bardow's Oberhause ein Licht schimmerte. Habe ich mich geirrt, oder habe ich recht gesehen?“

Die Frau an seiner Seite lächelte, wie die Frauen nur lächeln, wenn sie eine bejahende Antwort auf der Zunge haben, ohne sie bestimmt aussprechen zu wollen. Schon daraus allein erkannte Henrik, daß er keiner Täuschung in Bezug auf jenes Licht unterworfen war. Er ergriff der Matrone Hand und preßte sie schweigend in die seinige, denn seine Aufregung und Spannung nahm von Augenblick zu Augenblick zu. Da flog es plötzlich wie ein Blitz über das nachdenkliche Gesicht der erfahrenen Frau. Schon längst hatte sie diese oder eine ähnliche Frage in Bezug auf das Haus am Strande erwartet, aber sie hatte noch keine genügende Antwort in ihrem Herzen zurechtgelegt, denn daß dieser Antwort eine

weitere Frage von Seiten des jungen Mannes folgen würde, hatte sie vorausgesehen und beinahe gefürchtet. So lange wir aber über diesen inneren Vorgang in ihrer Seele sprechen, er dauerte in der That nur einen kurzen Augenblick und Henrik hatte in seiner Gemüthsbewegung diese leise Zögerung nicht einmal bemerkt.

„Ich wundere mich gar nicht,“ erwiderte sie mit Vorsicht, „daß Sie auch in diesem Punkte richtig gesehen, Henrik, denn ich weiß, daß Ihr Auge stets ein ausgezeichnetes war, was sogar Andreas —“

„O, bitte, lassen Sie das, spotten Sie meiner nicht. Also das Licht war wirklich in Bardow's Hause? Dann war also auch eine Bewohnerin der oberen Zimmer vorhanden?“

„Auch eine Bewohnerin war und ist vorhanden, ja — Sie folgern eben so richtig, wie Sie sehen.“

„Helene also ist da — ist wirklich da? O sagen Sie es mir —“

„Ja, Henrik, Helene ist da!“

„Aber wie? Mitten im Winter? Sie kam ja sonst nie vor Mitte April. Was hat das zu bedeuten?“

Frau Gertrud wurde ernst, beinahe so ernst, wie sie es nur werden konnte. „Lieber Henrik,“ sagte sie

langsam, „sein Sie auch heute so gefällig, wie Sie es immer sind, erlassen Sie mir die Antwort auf diese Frage. Ich kann Ihnen doch keinen vollkommenen Aufschluß geben, denn ich habe sie heute Morgen nur flüchtig begrüßt, da sie erst vorgestern spät Abends wider alles Erwarten angekommen ist. Aber — Sie können ja so leicht Alles erfahren, was Sie wünschen, wenn Sie Ihre Fragen von ihr selbst beantworten lassen. Ich setze nämlich voraus, daß Sie morgen früh das Epheuhaus besuchen werden.“

„Morgen früh?“

„Oder wollten Sie heute noch hin?“

„Bewahre — mein Abend ist Ihnen geweiht.“

„Und die Nacht doch hoffentlich auch — denn ich nehme natürlich an, daß Sie sie unter unserem Dache zubringen werden. Ihre Anwesenheit wird für Andreas eine große Freude sein, er erhält dadurch Gelegenheit, sich einmal das Herz rein zu reden, was ich selber so sehr wünschen muß. Und morgen früh dann, wenn die Sonne so heiter scheint wie heute, wandeln Sie zum Strande hinab und besuchen den alten Capitain, der Sie, wie wir Alle, herzlich willkommen heißen wird.“

„Ich nehme Ihre gütige Einladung dankbar an — aber, da bellen die Hunde — sollte das der Capitain sein?“

Die Frau vom Hause horchte einen Augenblick auf. „Nein,“ sagte sie, „mein Mann ist es nicht. Den begrüßen sie anders, auch kommt er zu Pferde. Aber es wird Agathe sein, die sich verspätet hat. Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick hinausgehe und mich umsehe, was es giebt.“

Schnell war sie aus dem Zimmer entwichen, weniger um zu sehen, was es gebe, wie sie sagte, als vielmehr um der Pflegetochter, deren Ankunft sie richtig vermuthet hatte, rasch einige Worte in's Ohr zu flüstern, damit sie nicht unvorbereitet Henrik gegenüber trete.

Bald darauf öffnete sich die Thür wieder und herein trat hinter der voranschreitenden Mutter die schöne Pflegetochter des Hauses, ein Mädchen von neunzehn Jahren, die, nachdem sie ihren Vater, der ebenfalls ein Seemann und Freund des Hausherrn gewesen, in den Wellen verloren hatte, von Kindheit an in des Capitains Hause erzogen war, hier aber wie das eigene Kind des Hauses betrachtet wurde.

Daß Agathe schön war, haben wir schon zweimal angedeutet; hier aber müssen wir weitläuftiger auseinandersetzen, daß ihre Schönheit von einer ganz besonderen und jener nur im Norden Europa's vorgefundenen Art war. Man erzählt sich, daß Leonardo

da Vinci bei seinem Aufenthalte in Paris einst eine Isländerin gesehen habe und von deren blühendem Teint so betroffen und zugleich entzückt worden sei, daß er fortan seinen schönsten Frauenbildern nur einen ähnlichen zu verleihen sich bemüht habe. Ob dies wahr ist, wissen wir nicht, wir haben es nur irgend wo gelesen. Daß aber dieser nordische Teint eine merkwürdige Erscheinung für denjenigen ist, der ihn noch nicht gesehen, wissen wir aus eigener Anschauung. Beinahe durchsichtig schimmert diesen zarten Wesen das bewegliche Blut unter der feinen, fast milchweißen Haut; bei der geringsten inneren Regung füllt ein warmer Strahl jenes Blutes das feine Adernetz dieser Haut an und ergießt einen Purpurglanz über alle sichtbaren Theile des Körpers, der an Farbe und Wärme nicht lieblicher und lebhafter gedacht werden kann. Die anregende Frische der mäßig kalten Wintertage und die milde Wärme der krystallreinen Sommerluft, von den Seewinden fast immer bewegt und von den salzreichen Ausdünstungen des Meeres jederzeit erfüllt, erhöhen und unterhalten nur diesen fleckenlosen Farbenschmelz, und selbst bis in das späteste Lebensalter hinein bewahrt sich diese Schönheit der Haut bei denjenigen, welche die wohlwollende Hand der Natur in ihrer Kindheit damit geschmückt hat.

Eins dieser auserlesenen Wesen war Agathe Burns, wie sie allgemein genannt wurde, obwohl ihr väterlicher Name ein anderer war. Von hoher Gestalt, wie viele ihrer nordischen Schwestern, von schlankem und doch kräftigem Gliederbaue und mit etwas unbeschreibbar Grazienhaftem im Baue und in der Haltung ihrer Schultern und Hüften begabt, — vielleicht eine Folge der ihren Oberkörper eng umschließenden Kleidertracht — war sie eine Erscheinung, wie sie wohl selten ein Mann ohne Bewunderung erblicken mag. Ihr reiches hellblondes Haupthaar, an den gefülltesten Stellen in's Blaßgoldene hinüberspielend, lockte sich in natürlichen Ringeln um Stirn und Schläfe und glich so dem blitzenden Strahlenbogen, welchen die Maler um das Haupt ihrer Madonnen zu malen lieben, obgleich wir hiermit nicht sagen wollen, daß Agathe etwas Madonnenartiges an sich trug. Die natürlich blickenden, großen und auffallend blauen Augen, die an Sättigung der Farbe mit dem Purpur der Wangen wetteifern, geben diesen schönen Gesichtern erst das richtige Licht, den Ausdruck des innerlichen Lebens und lächeln den Beschauer eben so freundlich an, wie der reine Schmelz ihrer stets gesunden Zähne.

So, mit tanzenden Schritten, leicht auf den vollen

Hüften sich wiegend, die ein knappes Sammtmieder umschloß, unter welchem ein dunkeler Taftrock in reichen Falten hervorquoll, trat Agathe in's Zimmer, und kaum hatte sie den bekannten Gast erblickt, so flog sie auf ihn zu und schüttelte ihm treuherzig beide Hände.

„Willkommen, Herr Paulsen!" — „Guten Abend, Agathe!" waren die einzigen Worte, die man hörte, und doch lag in diesen wenigen Worten, die ein entsprechender Blick begleitete, eine herzlichere Begrüßung, als eine lange Rede zu gewähren vermocht hätte.

Henrik schaute mit warmer Regung das schöne Mädchen an; aber so warm diese Regung war, so war sie nicht ausschließlich die Folge der Betrachtung ihrer Person. Agathe kam so eben von einem Hause her, um dessen Bewohnerin sich Henrik's ganze Seele drehte, und in diesem Sinne erschien ihm das liebe Mädchen noch bedeutungsvoller und liebreizender, als sie wirklich war. Hätte Agathe dies gewußt — und wir können nicht behaupten, daß sie es nicht wenigstens vermuthete — sie wäre nicht erzürnt darüber gewesen, denn sie, wie alle die Ihrigen, war vollkommen mit der geheimen Neigung Henrik's zu der uns noch unbekannten Dame vertraut.

Nach den ersten natürlichen Begrüßungen, die sie

mit der Mutter und deren Gaste getauscht, war es zunächst dieser, der seine Worte wieder in Beziehung zu seinen innersten Gedanken setzte, indem er fragte:

„Aber wie, Agathe, wo kommen Sie so spät her — sind Sie ohne Begleitung bei Bardow gewesen?“

„Aha, Sie wissen es also schon — haben Sie uns vielleicht von Ihrem Boote aus hinter den Vorhängen lauern gesehen?“

„Wie? Sie hätten mich bemerkt?“ fragte Henrik und erröthete wider Willen so stark, daß er es selber fühlte.

„Warum denn nicht? Sind wir nicht, wenigstens Ihre ergebene Dienerin,“ — und sie knixte schelmisch dabei — „Töchter von Seeleuten und mit den Gebräuchen unserer Väter bekannt, wenn sie einen kleinen Punkt aus großer Ferne genauer betrachten wollen? Verstehen wir nicht auch mit einem guten Fernglase umzugehen?“ Und sie lachte so hell und lustig auf, daß Henrik beim Klange dieser Heiterkeit seinen Frost und seine Traurigkeit vergaß und wider Willen in die Stimmung des neckischen jungen Wesens gerieth, welches so harmlos fröhlich vor ihm stand.

„Was haben Sie mir sonst noch aus dem Epheuhause zu erzählen?“ fragte er endlich mit abgewandtem Auge und verfehlte dabei den Blick, den die Mutter

in diesem Momente der bereits vorbereiteten Tochter zuwarf.

Agathe lächelte und wollte vielleicht eben den Mund zu einer schalkhaften Unwahrheit öffnen, als ein neues Hundegebell laut wurde und die Huftritte mehrerer Pferde sich auf den Steinen des Hofes vernehmen ließen. Kaum hatte dieser Ton das Ohr des Mädchens berührt, so sprang sie zur Thür und — „Das ist Friedrich!“ — rufend, war sie wie eine Elfe in den Hausflur geflogen, um sich von der Wahrheit ihrer Vermuthung zu überzeugen.

Und es war wirklich Friedrich, der älteste Sohn des Hauses, der den Knechten draußen seine Befehle wegen der mitgebrachten Pferde zukommen ließ und dann, Agathen auf dem Fuße folgend, zur harrenden Mutter und dem werthen Freunde in's Zimmer trat.

Friedrich war zwar erst sechsundzwanzig Jahre alt, aber er schien einige Jahre älter zu sein, denn sein Gesicht, von einem dunklen Barte eingefaßt, hatte einen ungemein ruhigen und bedächtigen Ausdruck und zeigte einen Ernst und bisweilen eine Strenge in den blitzenden Augen, die unbedenklich weit über sein Alter hinaus lagen. Dennoch aber war mit diesen männlichen Eigenschaften, die er offenbar vom Vater geerbt hatte, denn der Mutter fehlten sie gänzlich, ein

mildes, wohlwollendes Herz verbunden, und diese freundlichere Seite seines Charakters verrieth sich, sobald er den Mund aufthat und in seiner gewöhnlichen kurzen Weise einige Worte sprach. So war er ganz und gar dazu befähigt, den großen Haushalt in des Vaters Abwesenheit zu leiten, man gehorchte augenblicklich seinen Anordnungen, wie man dem Vater gehorchte, und that dabei gern, was er wünschte, ohne dazu besonders aufgefordert zu werden, wie man auch gewohnt war, der Mutter in Folge eines Blicks Alles zu Liebe zu thun. Von Gestalt war er groß, breit in den Schultern und mächtig in der Brust, und was sein muskelkräftiger Arm einmal gefaßt hatte, das ließ er nur dann wieder los, wenn er selber dazu geneigt war, denn auf dem Hofe des Vaters, und dieser hatte nur naturwüchsige, kraftvolle Leute in Diensten, kam ihm keiner an dauerhafter Leibesstärke gleich. Schon in den frühsten Lebensjahren hatte er den Vater, an dem er mit herzlicher, obwohl schweigsamer Ergebenheit hing, auf seinen weitesten Seereisen begleitet und mancherlei Länder und Menschen gesehen, mancherlei Gefahren bestanden. Er wäre auch Seemann geblieben, wenn der Capitain nicht das Seeleben aufgegeben und den ältesten Sohn, der einst ein Erbe in Emmerslund werden sollte, an seiner

Seite zu behalten gewünscht hätte, um ihn tüchtig und einsichtsvoll zu seinem künftigen Berufe anzuleiten. Aber noch immer war er dem Seeleben und was sich darauf bezog, auf das Wärmste zugethan, und wo es Gelegenheit gab, ein Stück auf die See hinaus zu segeln, oder nur in der Jolle über den Meeresarm von Apenrade zu rudern, da war er gewiß bei der Hand, und deshalb hielt er sich auch so gern in der Nähe des Wassers auf, wo er gerade jetzt mit dem Baue jenes schon erwähnten Kutters beschäftigt war, was er bei einem Schiffszimmermanne in Apenrade gründlich erlernt hatte. Nicht allein aus alter Gewohnheit und Liebhaberei, sondern auch weil der Vater es gern sah, ging er noch immer in der Tracht der Seeleute einher, wie es alle männlichen Bewohner des Hofes thaten, die ohne Ausnahme in früheren Jahren entweder Matrosen auf Andreas Burns Schiffen, oder wenigstens Mitschiffer und Handwerksleute an Bord gewesen waren.

Als Friedrich die im Zimmer Anwesenden in seiner Art herzlich begrüßt, Henrik die Hand geschüttelt, der Mutter aber die Rechte geküßt hatte, ließ er sich in der Nähe des Ofens nieder, wo ihm Agathe sogleich seinen Thee nebst Zubehör, nach seinem Geschmacke zubereitet, hingestellt hatte, was der gute

Bruder, beiläufig gesagt, gar nicht zu merken oder wenigstens sehr natürlich zu finden schien. Während er langsam aß und trank, dabei aber doch reichliche Bissen verschwinden ließ und zwischendurch die Fragen beantwortete, welche die Mutter an ihn richtete, oder die Antworten aufmerksam entgegen nahm, womit Henrik seine theilnehmenden Aeußerungen erwiderte, stand Agathe, ihn fast mit ihren Kleidern streifend, dicht neben ihm, als ob sie jedes Wort von seinem Munde in nächster Nähe auffangen oder keinem anderen Menschen die Obhut über ihn einräumen wollte. Diese Bemerkung machte wenigstens Henrik in den ersten Minuten, während es der Mutter nicht im Geringsten aufzufallen schien, da sie vielleicht daran gewöhnt war. In der That strahlte das lichte Auge des Mädchens von einem Gefühle behaglicher Zufriedenheit wider, als sie eine Person mehr am Theetische zu bedienen hatte, welches Henrik kurz vorher nicht in demselben bemerkt zu haben glaubte.

„Soll ich Dir ein Glas Grog zurecht machen?" fragte Agathe, als der Speisende die zweite Tasse Thee mit der Hand, nicht mit dem Munde ablehnte.

„Nein — ich danke. Gieb mir aber mehr Brot und Fleisch. So. Ich bin mehr hungrig als durstig."

„Aber es ist so kalt draußen — Du solltest es der Erwärmung wegen thun.“

„Es ist nicht so arg kalt und ich fühle mich warm genug — beinahe zu warm — hm!“ Und er knöpfte sich zum Beweise, daß er wahrgesprochen, die dunkelblaue Matrosenjacke auf, die er unter dem abgelegten Oberrocke trug.

„Und hast Du tüchtige Pferde, wie sie der Vater liebt, in Hadersleben gefunden?“ fragte die Mutter, die immer nur an ihren Mann dachte.

„Zwei prächtige Grauschimmel, ja, Mutter; der Vater wird seine Freude daran haben.“

„Wo bist Du abgestiegen? In der Stadt?“ fragte Henrik, der ein genauer Beobachter der ganzen häuslichen Scene gewesen war.

„Ja wohl in der Stadt — bei Petersen, bei dem gerade einige dänische Herren logirten, die auch Pferde kaufen wollten, in Hülle und Fülle, und die mich gewaltig um meine Grauschimmel beneideten, als ich sie erstanden. Ha! Sie boten fünf Pistolen für jedes mehr, als ich gegeben.“

„Und Du — was thatest Du?“

„Ich nickte blos mit dem Kopfe, dachte aber bei mir, wenn ein dänischer Dragoner-Rittmeister Halb-

blut reitet, ist Vollblut für einen schleswig'schen Bauer gerade gut genug."

Alles schwieg nach diesem laut geäußerten Gedanken eines schleswig'schen Jünglings, der sich den Dänen gegenüber fühlte. Agathe aber schien es übel zu vermerken, daß Friedrich so viel von den Pferden und so wenig mit ihr selber sprach. Sie zog sich in einen Winkel des Zimmers zurück und warf aus der Ferne einige mehr betrübte als feindliche Blicke auf den Redenden hinüber, der ihre Anwesenheit fortan kaum zu bemerken schien. Nach einer Weile hob Fritz, wie er meist genannt wurde, seinen Kopf empor und schaute sich rings auf dem Tische um.

„Suchst Du etwas?" fragte Agathe schnell und sprang schon aus ihrer Ecke herbei.

„Ah — bist Du noch da? Ich glaubte, Du wärest hinaus gegangen — ja, ich suche noch etwas Brot, gieb mir mehr."

Die Mutter lächelte über den vortrefflichen Appetit ihres Sohnes, denn sie freute sich stets, wenn es ihm schmeckte; Henrik dagegen wunderte sich über die ungeheure Schnelligkeit, mit der der bedeutende Vorrath vom Tische verschwunden war, während Agathe, so rasch sie laufen konnte, sich beeilte, das Fehlende zu ergänzen.

„Denkst Du auch daran, mein Sohn," sagte die sorgliche Mutter, „daß wir in einer Stunde unsere Abendmahlzeit einnehmen?"

„O gewiß — das vergißt man nicht."

Als Agathe mit dem Brote wieder erschienen war und Fritz von Neuem seine Kauwerkzeuge in Bewegung setzte, trat eine Pause im Gespräche ein. In diesem Augenblicke knarrte laut die Thür, die aus dem Garten in den Hof führte, und einige kräftige Männerstimmen machten sich von draußen her vernehmbar. Fast zugleich mit diesen fremden Tönen ließen die Hunde wieder ihr Geheul hören, schwiegen aber sehr bald, als ein mächtiger Zuruf sie belehrte, daß es Freunde seien, die dem Hofe naheten, und wandelten ihr Lärmsignal in freudiges Knurren um.

„Wer ist das?" fragte aufhorchend die Mutter.

Agathe sprang hinaus und kam nach zwei Minuten wieder in's Zimmer. „Es sind die drei Capitaine vom Strande," sagte sie, „die den Vater zu sprechen wünschen; sie bitten, hereintreten und ihn erwarten zu dürfen, da er noch nicht da ist."

„Laß sie kommen," lautete die freundliche Antwort der Mutter, sie blieb aber auf ihrem Platze anfangs sitzen, bis sie an Capitain Bardow dachte, der im Epheuhause wohnte. Auch Fritz blieb sitzen und ließ

sich im Schmause nicht stören, während Henrik sogleich vom Stuhle aufgesprungen und den Nahenden entgegen getreten war.

Aber schon hatte Frau Gertrud das Zimmer verlassen, um mit dem vorher genannten Capitain ein paar Worte zu wechseln, ehe er Henrik sah.

Da öffnete sich die Thür und ein wunderliches Kleeblatt, rasch hinter einander eintretend, wurde den Augen der Anwesenden sichtbar. Voran schritt ein sehr großer, hagerer Mann, der Capitain Mevissen, ihm folgte ein sehr kleiner, aber um so dickerer, der Capitain Kühlwetter, und diesem ein mittelgroßer mit einem Stelzfuße, der Capitain Bardow. Alle Drei waren vom Wetter und von tausend Stürmen arg mitgenommene und gezeichnete Männer, alle Drei hatten harte und sogar rauhe Gesichtszüge, alle Drei waren von gleich vorgerücktem Alter, was ihr fast gleichmäßig weißgrau gefärbtes Haupt- und Barthaar verrieth, alle Drei hatten nur einen Theil im Gesichte, der etwas röther an Farbe und hervorragender war, als alle übrigen Theile desselben, und alle Drei endlich hatten denselben schwankenden Gang, die laute, schreiende Sprache, die ausdrucksvollen Geberden und die unbeschreibliche Haltung eines alten Seemannes, der mehr wagehalsige Schritte auf dem im Sturme

schwankenden Schiffe, als auf dem sicheren Erdboden gemacht hat. Sie stellten sich nach ihrem Eintritte sogleich in einer Reihe auf, verbeugten sich ehrerbietig und schwenkten mit einer unnachahmlichen Handbewegung ihren glanzledernen Hut zum Gruße.

„Guten Abend, Madamchen," sagte Capitain Mevissen mit wahrhaft trompetenartiger Stimme, „guten Abend, Agathchen, guten Abend, Herr Fritz — guten Abend — ei, sieh da — schau her, Bardow — kennst Du den Burschen da? Verdamme mich Gott und schneide mir der Teufel mein Senkblei entzwei — aber es ist Paulsen, Henrik Paulsen — guten Abend, mein Junge!" und er schüttelte dem jungen Manne die Hand, daß alle ihre Gelenke krachten.

„Halloh!" rief jetzt Capitain Bardow so laut, als wenn er im Sturme auf seiner Campanje stände, „halloh, mein alter Junge! Hierher gesehen! Grüß Dich Gott und das Vaterland — in Fetzen mit dem Danebrog! — Na, meine alte Lore wird mir nachher einen Zopf an den Hals fragen, wenn ich ihr sage, daß ich Eure wackere Hand geschüttelt habe!"

„Guten Abend, Henrik, mein Gelehrter!" rief zuletzt Capitain Kühlwetter mit einer Stimme, wie sie ein Matrose vom Mastkorbe erschallen läßt, wenn er Land sieht, und streckte dem Lieblinge Aller seine beiden

Hände entgegen, wobei er vor Freude seinen Hut fallen ließ. „Es pfeift eine tüchtige Brise mit Dir heran, mein Alter, daß Dich der Satan! Aber um so willkommener auf der Sandbank, wo die alten Seehunde sich sonnen! Junge, wie steht's in Kopenhagen, beißen die dänischen Bullenbeißer immer noch nicht den Mond oder bellen sie ihn blos wie früher an?"

Während Henrik alle diese seltsamen, aber in jener Männer Munde so natürlich klingenden Begrüßungen mit Worten beantwortete, die dem Wesen der etwas derben, aber in der That sehr gutmüthigen und ehrenwerthen Seeleute angemessen waren, und sich augenblicklich ein wahrer Höllenlärm in dem kurz vorher so stillen Zimmer entwickelte, hatte Agathe schnell ihren Entschluß gefaßt, eine Flasche alten Cognacs herbeigeholt, drei große Gläser mit heißem Wasser und Zucker zu halben Theilen gefüllt, wie es Gebrauch an Bord eines guten Schiffes war, und sie dann auf eine zierliche Platte gestellt. Und als die drei Männer noch nicht ganz ihre ersten Begrüßungen beendigt hatten, trat sie schon an sie heran, um ihnen die stets willkommene Labung anzubieten.

„Nehmt, Capitain Mevissen, greift schnell zu — das ist das größte, das paßt für Euch — wenn es Bardow sieht, so schnappt er es weg — so!"

„Hol's der Henker, mein Fräulein — aber mein Schiffsraum ist schon halb voll gestaut!“ Und er versuchte einen Bückling bescheidener Verlegenheit, der ihm gewiß nicht aus dem Herzen kam.

„O, so nehmt rasch — es ist ja ein steifer — für einen ächten Nordwester geeignet.“

„Falsch geloggt, Agathchen, falsch geloggt — es weht ja jetzt Südwind — haha!“ Und schon hatte er sein Theil ergriffen und bereits die Hälfte davon in dem halb vollen Schiffsraume geborgen. Die beiden Anderen machten einige ähnliche schwache Einwendungen, aber Agathe's Ueberredungskunst warf alle ihre Bedenklichkeiten nieder und so saßen sie gleich darauf in weitem Kreise um den Theetisch, jeder sein rauchendes Glas steifen Grogs in der Hand und ihre rothen Nasen schnüffelnd über den duftenden Inhalt gebogen.

„Was es doch immer hier hübsch ist!“ bemerkte Capitain Kühlwetter, der kleinste und dickste von den Dreien. „Ich freue mich jedesmal, wenn ich in diese Kojen trete. Bei Sankt Neptun, oder wie der heilige Meergott heißt, hier braucht man sich nicht zu ängstigen, den Kopf gegen die Decken zu rennen — und welche niedlichen Luken! Ich bin niemals in einer

so wohlgestalteten Cajüte gewesen. Aber Eins fehlt, Madamchen, hol mich der Sturmwind!"

„Was könnte hier fehlen, Capitain?" fragte lächelnd die Matrone.

„In des Cap'tains Back da drüben riecht es viel besser — es weht eine so hübsche Kanaster-Brise da drinnen —"

„Ah, ich verstehe! Die Cigarren, Agathe!" rief die Mutter, und flüchtig, wie der spielende Wind, holte die aufmerksame Tochter auch diese Erfrischung herbei und die drei alten Wasserhähne hatten sich diesmal mit einem solchen Eifer bedient, daß in wenigen Augenblicken das lichte Damenzimmer in eine Art Rauchkammer verwandelt war.

„Aber in welchem Fahrwasser streicht unser Commodore herum, daß er so lange außer seiner Back schläft, he?" fragte Capitain Bardow. Denn mit jenem Namen beehrten die drei Kameraden den Capitain Burns, dem sie von ganzem Herzen ergeben waren und dessen Einsicht und Vermögen, so wie das allgemeine Ansehen, worin er in der ganzen Gegend stand, ihnen einen nicht unbedeutenden Grad von Bewunderung abzwang, so daß sie ihm, der in allen Dingen groß und hervorstechend war, freiwillig einen höheren Titel beigelegt hatten.

„Er ist, wie Ihr wißt, in Kiel, mein lieber Bardow.“

„Ja, ich weiß, Madamchen, aber — ich weiß auch, daß er gerne wieder zu Hause ist, wenn er so lange wie diesmal herumgeluggert ist.“

„Er muß wider Erwarten aufgehalten sein, denn er wollte schon gestern heimkehren.“

Während so die Hausfrau mit Bardow, Henrik mit Kühlwetter und Friedrich mit Mevissen sprach, hatte sich Agathe hinaus begeben, um frisches heißes Wasser zu besorgen, denn ein einziges Glas Grog, und wenn er auch noch so steif war, wäre etwas zu wenig für so ausgepichte Männer gewesen. In halblauter, flüsternder Besprechung begriffen, die dann und wann durch ein behagliches Schlürfen des flüssigen Stoffes unterbrochen wurde, alle zusammen aber von einer Fülle bläulicher Dampfwolken umwirbelt, so daß das Licht der großen Lampe erbleichte, war die Unterhaltung eben im besten Gange, als ein furchtbares Geheul auf dem Hofe entstand, welches mehr dem Gejauchze einer ganzen Hundemeute, als zwei einzelnen Doggen anzugehören schien, denn die in den Ställen eingeschlossenen Jagdhunde gesellten sich jetzt ihren zwei Kameraden auf dem Hofe in Bezeugung ihrer Freude bei.

„Da ist der Commodore!“ rief Bardow zuerst und sprang mit seinem Stelzfuße auf die Diele, daß die Tassen auf dem Tische klapperten. „Ich höre es an dem wohllautenden Gesange der Bestien.“ Augenblicklich war jede Unterhaltung abgebrochen, alle Gläser wurden rasch geleert und sämmtliche Gäste sprangen von ihren Sitzen empor. Diesmal aber lief die Mutter, welcher sogleich der Sohn folgte, selbst zum Zimmer hinaus. Nur Agathe und Henrik blieben bei den Seeleuten zurück.

Henrik kannte hinreichend die Gewohnheiten seines Freundes, der sich in der Regel, wenn er lange von Hause entfernt gewesen war, zuerst in sein Zimmer zu begeben pflegte, wohin ihn nur die liebende Hausfrau mit den Neuigkeiten des Tages begleitete. Auch heute geschah es so. Er bezwang also sein Herz, das sich lebhaft dem bewährten Freunde entgegen neigte, und blieb im Zimmer zurück, bis er Nachricht erhalten würde, daß der Capitain ihn zu sehen verlange.

## Fünftes Kapitel.

---

### Andreas Burns, der Commodore.

Frau Gertrud war in ihrer Herzensfreude, ohne dabei an ihre eigene Gesundheit zu denken, aus der warmen Stube in den kalten Hof gelaufen, um nur so rasch wie möglich den von seiner Reise zurückkehrenden Gatten zu bewillkommnen. Eben stieg er von seinem kochgahr gerittenen Lieblingsgaule, einem kräftigen holsteinischen Grauschimmel. Drei bis vier Knechte standen schon mit abgezogenen Hüten umher, jeder eifrig bemüht, dem hochverehrten Herrn, ohne ein Wort zu sprechen, die gewöhnlichen Dienste zu leisten.

„Guten Abend, Andreas!“ rief die entzückte Matrone, als sie ihren Mann unversehrt vor sich sah.

„Guten Abend, Gertrud!“ antwortete eine tiefe, orkanartige Stimme, die sich bei dieser freundlichen

Begrüßung offenbar zu mäßigen versuchte, und gleich darauf schloß der Besitzer derselben mitten auf dem Hofe die treue Gattin in seine Arme, worauf er, den rechten Arm um ihren Leib geschlungen, die freudig Bewegte mit kurzen energischen Schritten den Hausflur entlang in sein Zimmer führte.

Dieses große, einfache, aber wohnlich ausgestattete Zimmer war lange vor Ankunft des Hausherrn schon so behaglich wie möglich zu seinem Empfange gerüstet worden. Zwei blitzende Messinglampen brannten hell auf den Tischen — denn Andreas Burns liebte vor Allem ein hellerleuchtetes Zimmer — und der große eiserne Ofen strahlte eine angenehme Wärme den ohne Zweifel erstarrten Gliedern des Reisenden entgegen.

Betrachten wir bei dieser klaren Beleuchtung den Mann etwas genauer, der jetzt stolz aufgerichtet vor seiner Hausfrau stand und ihre Hände in den seinigen hielt, nachdem ihm dieselben sorgsam den Mantel vom Halse gelöst und den von Kälte starrenden Lederhut bei Seite gelegt hatten.

Capitain Andreas Burns war ein Mann von funfzig Jahren, aber rüstig und wohl erhalten in jeder Beziehung, so daß man ihn, namentlich wenn er sprach, ging oder ritt, zehn Jahre jünger hätte halten

können. Von ziemlich hoher, festgefügter Gestalt und breiter Brust, mit einer außergewöhnlich starken Muskulatur begabt, die allen seinen Bewegungen eine gewisse Energie und Lebhaftigkeit verlieh, machte er beim ersten Anblicke auf den Beschauer den Eindruck eines unerschütterlich festen, allen Gefahren des Leibes Trotz bietenden Kernmenschen. Kurzgeschnittenes dunkeles Haar lockte sich um seine Schläfe und bildete in der Art, wie es etwas starr vorn aufgerichtet getragen wurde, einen charakteristischen Schmuck um seine gebieterische Stirn. Sein Gesicht, nicht gerade blaß, aber auch nicht auffallend dunkel gefärbt, trug Willenskraft und dauerhafte Gesundheit in jedem Zuge zur Schau. In der zehrenden Luft des Südens und der beißenden des Nordens zu jedem Widerstande gehärtet und von den inneren Stürmen seiner Seele keine Spur verrathend, bot es in seinem gewöhnlichen Ausdrucke das unverkennbare Gepräge innerlicher Ruhe und unerschütterlicher Geistesgegenwart dar, die nur dem fremden und mit den wohlwollenden Gefühlen seines warmen Herzens nicht vertrauten Beobachter als Gemüthskälte und abweisende Strenge erschienen. Sein größter Schmuck jedoch lag in dem scharfblickenden dunklen Strahlenauge, womit er seinen Freund ermuthigte, seinen Feind aber niederschlug, und sein

unbeugsames, todesmuthiges Herz prägte sich am deutlichsten in den festen Linien seines strenggeschlossenen Mundes aus, um den herum, auf Oberlippe und Kinn, ein beinahe rabenschwarzer Bart in lockigen Wellenlinien sich kräuselte. Im Allgemeinen war der Ausdruck seines Gesichtes ernst, fest, schwer, und man sah demselben an, daß es kein Kinderspiel war, was sich in der Seele dieses vollendeten Mannes bewegte. Er hatte den größten Theil seines Lebens auf allen Oceanen der Erde, unter tausend Stürmen und Gefahren, den Schrecknissen der Elemente und den Leidenschaften der Menschen preisgegeben, zugebracht, Wind und Wellen hatten ihn öfter zur Ruhe gesungen, als Musik und Heiterkeit, und alle diese Erlebnisse hatten so nachhaltige Spuren in seinem ganzen Wesen, seiner kurzen barschen Rede und seinem entschlossenen Thun zurückgelassen, daß sie bei genauerer Beobachtung keinen Augenblick verkannt werden konnten.

So stand er da wie eine Säule, aber eine eben so lebendige und warme, wie starke und feste Säule, die dem Schwachen ein Schutz, dem Gewaltigen eine Warnung war, und gegen wen einmal das Blitzen seines gebieterischen Auges brennend aufgeflammt hatte, der wußte, daß diese Seele keine Furcht, dies

Herz keine Beugung kannte, denn beide waren wie seine Muskeln aus Stahl, Willen und Dauerhaftigkeit zusammengesetzt. Und doch, wer ihn nur recht betrachtet hätte, wenigstens jetzt, an diesem Abende, der hätte wahrnehmen können, wie über aller dieser Kraft und Stärke ein Schatten ausgebreitet lag, der seine Thatkraft mäßigte; der hätte enträthseln können, daß eine düstere Wolke ahnungsvoller Sorge auf seiner makellosen Stirn flatterte, daß in dem Zucken seiner Muskeln, im Beben seiner geschlossenen Lippen eine nur mit Mühe verborgene Unruhe wurzelte.

Aber Gertrud, das liebevolle Weib, welches stets ein schrankenloses Wohlbehagen empfand, wenn es sich an der Seite des bewährten Mannes sah, gewahrte heute, zumal in ihrer Freude, ihn nach tagelanger Trennung wiederzusehen, diesen Anflug von Sorge und Unruhe nicht. Ihre beiden Hände auf seine Schultern gelegt, blickte sie ihm zärtlich in die dunkelen Augen und hob sich auf den Fußspitzen zu ihm empor, und er, der hochgewachsene Mann, beugte freundlich den strengen Kopf herab, um ihren suchenden Lippen die starre Stirn zu bieten.

„Da bist Du also, Andreas!“ sagte sie mit ihrem herzlichsten Tone. „O, wie bin ich zufrieden, daß ich Dich wieder habe. Ohne Dich ist es so still hier.

Aber warum bist Du so lange geblieben? Ich habe Dich schon gestern erwartet."

„Wohl!" erwiderte in seiner gewöhnlichen Kürze und mit gemäßigter Stimme der wackere Mann. „Ich konnte nicht früher zurück. Man hielt mich in Kiel auf. Und dann wieder in Rendsburg. Ist Alles gesund hier?"

„Alles, Alles, Gott sei Dank! Aber Du bist doch heute unmöglich von Kiel gekommen? Das wäre selbst für Dich und Dein bestes Pferd zu weit!"

„Freilich! Das wäre es gewesen. O, ich habe den Schimmel tüchtig mitgenommen. Aber ich komme heute nur von Schleswig, wo ich eine Nacht zugebracht."

„Aus Schleswig! Dann hast Du doch einen ehrlichen Ritt gemacht!"

„Das habe ich, ja!"

„Dann bist Du wohl auch sehr müde und kalt — was soll ich Dir bringen, um Dich zu stärken, zu erwärmen?"

„Mit der Müdigkeit geht es — aber durstig bin ich — fürwahr! Gieb her, was Du hast!"

„Was willst Du trinken, lieber Mann, — Thee, Portwein oder Grog?"

„Nichts davon — gieb mir ein Glas Bier."

„Bier? Das kalte Bier? — Willst Du nicht lieber Wein — ich habe Alles zur Hand."

„Nein, Trudchen, keinen Wein — mein Blut ist erhitzt genug — es braucht nur den Durst zu löschen — also gieb Bier."

Im Nu war sie aus dem Zimmer — denn die Frau zählt nicht nach Jahren, wenn sie in Liebe wirkt — um das Begehrte zu holen, während der rastlose Capitain einige rasche Schritte auf und nieder that und seine mächtigen Glieder dehnte, die ihm denn doch etwas steif geworden waren. Alsbald aber, da er um sich her die Behaglichkeit seines stillen Zimmers gewahrte, war er in ein tiefes Sinnen verloren und ein tiefer Seufzer wand sich aus seiner Brust hervor. Den Kopf gesenkt, die Arme gekreuzt, schritt er hin und her und bemerkte die wieder eingetretene Gattin nicht einmal, die ihm eine Schnitte Fleischbrot und ein großes Glas voll schäumenden Bieres gebracht hatte.

„Danke!" sagte er kurz, als er das letztere ergriff, das Brot aber unbeachtet ließ und mit einem raschen Zuge das ganze Glas leerte. „Ah, das that wohl!" rief er dann und gab das leere Glas in die emporgehaltene Hand der Frau zurück.

„Aber Du bist so schweigsam, Mann?" fragte

sie weiter, denn jetzt erst bemerkte sie die auf seiner Stirn schwebende Wolke und das arbeitende Gähren seiner Brust. — „Warum bist Du so nachdenklich — ist Dir etwas Düsteres begegnet?“

„Hm! Düsteres! Der ganze Himmel ist düster, rings um uns herum, Gertrud —“

„Du irrst, Andreas; der Mond scheint hell und Gottes Sterne funkeln strahlend am Himmel.“

„Freilich — an diesem Himmel! Laß es gut sein, Gertrud, bis nachher. Ich habe mit Dir zu reden — aber erst, wenn alle Uebrigen zur Ruhe sind. Du sollst heute einmal bis in mein tiefstes Herz blicken. Es hat sich Allerlei darin angesammelt. — Aber wer ist in Deinem Zimmer? — ich hörte vorher Menschen darin sprechen.“

„O, es sind ihrer viele da, die Dich sehnlichst erwarten. Zuerst ist Friedrich gekommen —“

„Hat er Pferde mitgebracht?“

„Zwei prächtige Grauschimmel, wie er sagt —“

„Ha! Das ist gut. Morgen muß er nach Apenrade und kaufen, was zu kaufen ist.“

„Noch mehr Pferde? Wozu denn das?“

„Du sollst es erfahren — man nimmt sie uns sonst weg. Die Dänen kaufen, was sie kriegen können —“

„Die Dänen? Also wirklich? Warum denn?“ Schon Fritz sagte das vorher.“

„Siehst Du! — Und wer ist sonst noch da?“

„Die drei Capitaine vom Strande —“

„Das ist auch gut — ich will sie sogleich und zuerst sprechen. Und sonst Niemand?“

„Ja, noch Einer. O, wie wirst Du Dich freuen, ihn zu sehen!“

„Nun — wer ist es?“

„Henrik Paulsen!“

„Ha! Das ist mir der Liebste — der Beste, der jetzt kommen konnte. Wackerer — armer Paulsen!“ Und er rieb sich die Hände, als wenn ihn ein innerer Frost schüttelte, und doch hatte er sich eben über Hitze beklagt. „Es ist gut, Gertrud; geh jetzt hinaus und schicke mir die Capitaine herein — nachher will ich mit Henrik sprechen, und zuletzt — mit Dir.“

Nach einem warmen Händedrucke und einem Kusse auf die Wange ihres Mannes entfernte sich die Hausfrau und kehrte in ihr Zimmer zurück, wo sie die Seeleute bat, sich sogleich zu ihrem Manne zu begeben. Diese standen schon auf dem Sprunge, tranken schnell ihren zweiten Steifen aus und empfahlen sich den Anwesenden, worauf sie über den Flur schritten, hinter den beiden Vorangehenden der hinkende

Capitain Bardow mit seinem krachenden Stelzfuße, nachdem er Henrik noch ein: „Also morgen, mein Junge!“ zugerufen hatte.

---

Das Gespräch zwischen diesen vier Männern wollen wir hier nicht belauschen, auch bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß die Lage der öffentlichen Angelegenheiten den hauptsächlichsten Stoff dazu lieferte. Alle vier waren patriotische Männer in der edelsten Bedeutung des Worts, alle viere keuchten mehr oder minder unter der Last der Schmach, die das übermüthige Inselvolk den Bewohnern der Herzogthümer aufbürdete, und alle vier theilten sich oft ihre Erwartungen und Befürchtungen mit, um, wenn ein neuer Akt willkürlicher Maßregelung in's Leben treten sollte, jederzeit darauf gefaßt und vor seinen üblen Folgen so viel wie möglich geschützt zu sein. Etwas Aehnliches geschah auch heute; schließlich berichtete Capitain Burns einige Ergebnisse seiner Reise und enthüllte ihnen die Entschlüsse, die er für seine Person gefaßt hatte, mit denen die befreundeten Männer wie immer vollkommen einverstanden waren.

Lange dauerte dieses Gespräch der vier Männer

und laut genug wurde es geführt, denn man hörte ihre gewaltigen Stimmen durch zwei Thüren hindurch über den Flur herüberschallen. Freilich, sie hatten ihr ganzes Leben lang diese Stimmen etwas geübt und waren gewohnt, selbst die Stimmen der Elemente, den donnernden Sturm und das Rauschen der brüllenden Wogen damit zu übertönen. In der Regel aber hörte man die drei Capitaine vom Strande wie im Chor zugleich schreien, während dieselben, wenn ihr Commodore sprach, in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrten.

Die Frauen hatten schon lange das Zimmer der Mutter verlassen und beschäftigten sich mit der Instandsetzung des Speisetisches im Eßsaale. Friedrich und Henrik waren also allein geblieben; jeder von ihnen aber war so ganz von seinen besonderen Gedanken eingenommen, daß ihre Unterhaltung nicht viel Zusammenhang hatte und nur aus einzelnen Worten und hingeworfenen Bemerkungen bestand.

Endlich traten die Frauen wieder zu ihnen und meldeten, daß das Essen die Gäste erwarte, und fast zu gleicher Zeit öffnete sich des Capitains Thür und die drei Freunde vom Strande entfernten sich. Langsamer und weniger laut, als sie gekommen waren, gingen sie davon, denn sie mochten wohl Ernstes ge-

nug zu bedenken haben; und als ein Knecht das Thor, welches in den Garten führte, hinter ihnen geschlossen hatte und dem früheren Lärme eine sanfte Stille gefolgt war, lächelten die beiden Frauen die im Zimmer befindlichen Männer an und lüfteten schnell einige Fenster, um den düsteren Wolken, welche die Cigarren der ehrenwerthen Capitaine hinterlassen, einen Abzug in's Freie zu gewähren.

Da ging noch einmal die Thür auf und herein trat Andreas Burns selber. Jetzt erst flog ihm Agathe entgegen und küßte ihn zärtlich. Kaum aber hatte er ein Auge für sie, denn nachdem er rasch dem ihm zunächst stehenden Sohne die Hand geboten, ging er auf Henrik zu und drückte ihn innig und warm an seine Brust.

„Henrik Paulsen!" — „Andreas Burns!" das waren die einzigen Laute, die sich vernehmen ließen. Was aber die Worte der Beiden nicht sagten, das sprach ihr langer Händedruck aus, den sie darauf mit herzlichem Blicke tauschten.

„Aber wie wäre es, Ihr Männer, wenn wir zuerst speisten?" fragte die Mutter und trat an die beiden Freunde heran.

„Ja, Kinder, laßt uns essen!" rief der Herr des Hauses. „Mein Wahlspruch ist, wie Ihr wißt: zu-

erst die Arbeit, dann das Vergnügen! Heute aber sei es umgekehrt. Laßt uns erst der Befriedigung des Leibes gedenken, ehe wir den Geist in Thätigkeit setzen!" Und er ergriff seines Gastes Arm und führte ihn in's Speisezimmer, welches unmittelbar an das Gemach der Hausfrau stieß. Friedrich, einen Augenblick mit sich selbst in Zweifel, welcher der beiden Frauen er die Hand bieten sollte, gab nach kurzem Bedenken der Mutter den Vorzug, und so blieb Agathen nichts übrig, als allein hinterher zu wandeln, was sie mit einer Art schmollender Fügsamkeit that, denn sie konnte ja nicht offenbar dem Sohne zürnen, daß er die Mutter — der Schwester vorgezogen hatte. —

Eine Stunde später saßen im Zimmer des Capitains dieser selber mit Henrik auf dem Sopha neben dem Ofen. Sie hatten eine Flasche alten Weines vor sich stehen und schienen geneigt, es den drei Seemännern nachzuthun, denn wie diese hüllten sie bei ihrer Unterredung sehr bald das Zimmer in bläuliche Wolken, die aus ihren edlen spanischen Cigarren emporstiegen.

„Also so stehen Deine eigenen Angelegenheiten," sagte kopfschüttelnd der Capitain, als Henrik eine Weile gesprochen und ihm einen getreuen Abriß seiner

Erlebnisse und der damit verbundenen Erfahrungen gegeben hatte, die wir schon kennen. „Das muß ich sagen! Das ist allerdings bitter und hart genug! Verflucht seien diese parteiischen Richter, die nur Gerechtigkeit für den Dänen, für den Deutschen allein die Verdammung haben! Aber was hilft das Gestöhne! Den Verlust Deines Vermögens mußt Du verschmerzen, wie wir Alle das Unrecht, das uns schon so lange geschehen, standhaft ertragen. Die Pacht drüben trägt Dir ja so ziemlich ein, was Deine Genügsamkeit bedarf, und für das Andere wird Deiner Hände Arbeit sorgen — oder dürfte ich vielleicht hoffen, daß Du mir die Genugthuung gewährst —"

„Still, Capitain, still davon; ich weiß, was Sie sagen wollen. So hat gestern schon jener Mann gesprochen, von dem ich sagte, daß er mit mir in einem Bette geschlafen — aber ich kann Ihnen nichts Anderes erwidern als ihm."

„Gut, gut, ich weiß es ja wohl. Ach, Henrik, was sind das für Zeiten! Was habe auch ich für traurige Dinge gehört! Meine Ansicht der Sache war immer eine friedliche, wie Du weißt, was ich aber in Kiel und Schleswig vernommen, hat meine Hoffnung auf eine gütliche Ausgleichung beinahe eben so tief niedergeschlagen, wie meine Seele bis in

den Grund erschüttert. Und was mich am bittersten dabei verletzt, das ist der Gedanke, inmitten eines friedlichen Landes, vielleicht selbst im eigenen Hause, von Verräthern umgeben zu sein, die wir nicht kennen, denn, wie man sagt, haben sie bis in die höchsten Kreise hinein und bis zu dem erbärmlichsten Volke hinab ihre Saugrüssel gesteckt, um das Gift aufzuspüren und es in die Ohren ihrer Gewalthaber zu träufeln. O, was haben wir armen Schleswig-Holsteiner gethan, daß man uns so arg verläumdet! Wir haben von jeher nichts als unsere Rechte beansprucht, die man von jeher mit Füßen getreten. Jahre lang hat man uns hingezogen mit leeren Versprechungen, Gelübde auf Gelübde gehäuft, um endlich unsere gerechten Hoffnungen als Täuschungen unserer ehrlichen deutschen Phantasie zu offenbaren. Jetzt endlich, da es sich bald entscheiden muß, wer unser Schicksal besiegeln soll, fragen wir gehorsamst an, was unser Loos in Zukunft sein wird, und da fletscht man uns ingrimmig die Zähne entgegen und schreit: Was habt Ihr zu fordern? Zur Ruhe mit Euch! Ihr habt nur zu winseln, denn Ihr seid Hunde! — Donner und Tod! Und das sagt uns Deutschen ein Däne! Und er allein will seine Flagge als das Panier für Wahrheit und Recht auf unseren Meeren

flattern lassen! Ha, was ist Wahrheit und Recht? Jeder Mensch glaubt die Wahrheit zu sprechen, wenn er von sich selbst spricht, und das Recht zu handhaben, wenn er über sich selber urtheilt — darum, blos darum haben die Dänen Recht gegen uns, sonst nicht. Bei Gott dem Allmächtigen! ich bin kein Politiker mit klügelndem Witze, kein schlauer Kopf, der Jahre lang vorher haarscharf abwägt, was für ein Popanz sich im Schooße der Zeiten erzeugt, — ich bin nur ein einfacher, natürlicher Bürger mit warmem Herzen, der Gottes Gebote erfüllt und dem Menschen thut, was er gegen sich selbst gethan haben will. Ich kann es in Rede und Schrift nicht haarklein auseinandersetzen, was für Schmach jenes hochmüthige Inselvolk uns seit Jahrhunderten angethan, aber dennoch weiß ich, und jede Fiber in mir empört sich dagegen, daß es nur Lügen und wieder Lügen sind, die ich in ihren hohlen Deklamationen lese, die sie dem rechtgläubigen Russen und dem frommen Oesterreicher auftischen. Und diese feilen Engländer mit ihren vollen Kasten und schwimmenden Burgen! Ja, wenn sie nicht das einige Deutschland fürchteten, in dessen Schooße ein neuer Messias sich erzeugt, wenn ihnen nicht Dänemark gegen Rußland's wachsende Flotte ein Bollwerk, und wenn es den begehr-

lichen Russen nicht ein Bollwerk gegen die übermüthigen Britten wäre, wie würden sie dann mit diesem kleinen Könige umspringen, der leider auch unser Herzog ist! Was wäre und wo läge Dänemark anders für sie als ein unbeachteter Schattenfleck im Monde? — Nein, nein, nein! Was unsere Besten und Klügsten auch sagen, ich glaube nicht, daß es jemals mit uns besser wird. Es kann nur noch schlimmer werden. Du sollst es erleben. Es bedarf nur eines zufälligen Anstoßes, des Augenzwinkens eines mächtigen Potentaten, und sie spielen da drüben ihren Trumpf aus und rufen: „Wer will was von uns? Ihr seid unser! Das ruft schon jetzt jene radikale Partei in dem pöbelreichen Kopenhagen, die den König so im Sacke hat, daß er nicht wagen darf, Ja oder Nein zu sagen, wenn sein königliches Herz und sein Gerechtigkeitsgefühl es vielleicht auch wollte. Was wollen diese demokratischen Herren? Warum liebäugeln sie alle mit dem plebejischen Volke, dessen Berührung sie doch sonst wie die Pest scheuen? Wollen sie vielleicht alle selber Könige von Volkes Gnaden werden? Nun dann gute Nacht, Freiheit und Lauterkeit der Erde!

Mein einziger Trost in diesem anbrechenden Wirrwarr ist nur der, daß es gelungen ist, alle widerstrei-

tenden Parteien unseres Landes in eine einzige und um so stärkere Phalanx zu verschmelzen. Ritter und Bauern, Geistliche und Gelehrte, Reiche und Arme — alle stehen wie ein Mann jetzt zusammen. Das Gesicht gegen Nordost, das Herz zu Gott gewandt, erwarten sie getrosten Muthes, was der neue Tag bringen wird. Ich habe es immer gesagt, diese Einigkeit ist auch unsere starke Seite, wie sie es einst für Holland und die Schweiz war. Was wollen, was können sie gegen ein einiges Schleswig und Holstein? Sind wir ihnen nicht in Allem gewachsen? Haben wir nicht eben so viel Kraft, so viel Vertrauen auf uns selbst und, was das Beste ist, viel mehr Recht als sie? Und wenn unsere Männer an Zahl freilich weniger sind, so sind es doch ganze Männer, wie es auf der Welt nur Wenige giebt! Aber halt — Eins muß ich Dir noch sagen. Was hältst Du von der Rüstung, die der Däne ganz im Stillen vorbereitet?"

„Welche Rüstung?" fragte Henrik verwundert.

„Wie, das weißt Du noch nicht? Sie fangen ganz leise an, ihre Armee mobil zu machen."

„Mobil? Gegen wen?"

„Das eben ist die Frage, die alle Gemüther in Bewegung setzt. Nur Gott allein weiß es. Vielleicht gegen die Türken. Haha! Sie kaufen alle schweren

Pferde für ihre Artillerie auf, und da sie die besten in den Herzogthümern finden, so strömen sie in hellen Haufen herüber. Nun, sie bieten Geld, und für Geld ist, wie Du weißt, Alles zu haben."

„Das ist in der That wunderbar! Wo haben Sie das gehört?"

„In Kiel wußte man vorgestern noch nichts davon — in Schleswig aber erzählt es sich jeder Junge auf der Straße. Giebt es denn einen Krieg? fragte ich Diesen und Jenen. Frage den Himmel, antworteten sie mir, der mag es wissen. Aber bei Gott! Ehe ich nicht bestimmt weiß, wozu dieser Pferdehandel im Lande, so wahr kaufe ich alle auf, die ich finde — füttern kann ich sie heerdenweis' — denn schon das Sprichwort sagt: trage dem Teufel kein Holz zu, Du mußt doch selber an seinem Feuer braten!"

„Aber was wollen Sie selbst damit machen?"

„Nun, ist das nicht einfach? Was ich habe, kann der Däne nicht haben."

„Haha! Der Spaß kommt Ihnen etwas zu theuer zu stehen."

„Wozu liegt das Geld im Kasten, wenn ich es nicht Zinsen tragen lasse? Und diese Pferde tragen Zinsen — gieb Acht. — Willst Du einen tüchtigen

Wallach haben, so suche Dir morgen einen aus — ich habe genug."

„Ich danke; ich habe ein brauchbares Pferd von Rasmus erhalten und mehr bedarf ich nicht."

„Und Du willst also wirklich drüben im Sundewitt bleiben?"

„So lange mich nichts von dort vertreibt, gewiß!"

„Und willst Dich wieder den Studien und der Freude der Arbeit widmen?"

„So lange und ungestört wie möglich. In der Arbeit allein vergesse ich den Druck und Wirrwarr des Lebens."

„Wohl, ich verdenke es Dir nicht. Ich wünschte auch meine Gedanken in Worte kleiden zu können wie Du — ich wollte ihnen eine gewürzreiche Suppe zusammenrühren —"

„Ich glaube es — aber Sie haben etwas ebenso Gutes und noch Besseres zu thun — für Ihre Familie zu sorgen und Ihr Haus zu bestellen."

„Ach ja — meine Familie! Still davon! Und wir haben also Hoffnung, Dich täglich als unsern Gast zu sehen?"

Henrik seufzte, wie so eben sein Freund geseufzt, wozu jeder Mensch in diesem Leben seine eigenen

Gründe hat. „Täglich nun wohl nicht," erwiderte er bedeutsam, „aber so oft wie möglich. — Wissen Sie, daß Helene wieder da ist?"

„Helene? Unser lieber Sommervogel? Du scherzest — aber jetzt schon im Winter? Was hat das zu bedeuten?"

„So habe ich auch gefragt. Morgen werde ich sie besuchen, ehe ich hinübergehe —"

„Nun, dann brauche ich Dich nicht zu uns einzuladen, unter diesen Umständen wirst Du von selber kommen —"

„Vielleicht auch nicht. Ihr Haus wird mir stets das zweite Vaterhaus sein."

„Gewiß — o wärest Du mein leiblicher Sohn! Habe ich Dich doch immer im Stillen als meinen Aeltesten betrachtet! Ja, baue auf mich in allen Fällen, Henrik, ich werde mir Mühe geben, Dir ein wackerer Vater zu sein! — Aber höre, mir fällt eben jener Olaf Larssen wieder ein, von dem Du vorher sprachst. Sollte es möglich sein, daß er Dir von drüben aus mit auf die Reise nach dem Festlande gegeben war?"

„Fast scheint es so, obwohl ich keinen direkten Beweis dafür habe. Für's Erste hat er mich aus dem Auge verloren."

„Nimm Dich aber in Acht. Rede nicht öffentlich,

laß Deinen Namen vor Niemandes Ohren erklingen weder schriftlich, noch mündlich — sprich Deine Gedanken nie vor Unbekannten aus. Du stehst einmal im schwarzen Buche."

„Und glauben Sie, daß Sie darin fehlen?"

„Beim Himmel! In meinem schwarzen Buche stehen sie Alle zusammen. Das wirft aber keinen Sperling vom Dache. Sie sollten einmal auf meinen Hof kommen und Hand an mein Eigenthum legen —"

„Nun und wenn sie im Namen des Gesetzes kämen, würde ihnen da Andreas Burns nicht zuallererst gehorchen?"

„Wie, gehorchen? Sie müßten mir doch erst etwas befehlen. Und wenn dieser Befehl nach dem Gesetze, also nach meinem Sinne wäre, so würde ich ihn allerdings befolgen; liefe er demselben aber zuwider, so würde ich ihnen zeigen, daß ich allein Herr in meinem Hause bin. O, sie kennen mich zur Genüge, und so leicht werden sie ihre Stirn nicht an den alten Eisenfresser stoßen, der ich in ihren Augen bin."

„O welche traurigen Aussichten, Andreas! Daß wir schon Ursache haben, so Schlimmes nur zu denken! Welches Unheil kann über uns ergehen — und wir müssen es mit kalten Augen vielleicht herannahen sehen!"

„Das ist mein Stolz, daß ich das kann. Wenn sie mich ungestört lassen, werde ich ihnen keinen Stein in den Weg legen — wehe ihnen aber, wenn sie mich stören — so lange bin ich Eis — dann aber Blitz und Flamme.“

„Es ist noch ein Trost, daß diese Schwebe nicht lange dauern kann. Eine Entscheidung zum Guten oder Schlimmen muß erfolgen. Es muß biegen oder brechen. Von woher der Wind blasen wird, wissen wir nicht, daß er aber gewiß einst — und ich glaube bald — blasen wird, das liegt mir im Blute, wie ein nahendes kaltes Fieber.“

„Mir auch! Da, Henrik, trinken wir dies Glas auf unseres Vaterlandes Wohl! Noch lebt der alte Gott über den Wolken. Sieh, wie sein helles Auge da oben so wachsam und erhaben wandelt und mit seinem feurigen Blicke das Weh der Menschen sich anschaut. Auch auf das unsrige schaut er nieder und er wird es sich zu Herzen nehmen. Komm; ehe wir zu Bette gehen, laß uns noch einmal den Blick auf das Meer da unten werfen und Muth aus der Allgüte Dessen schöpfen, der es uns zur Freude geschaffen hat!“

Und in der That, nie hatte der Mond seinen majestätischen Lauf auf einer wolkenloseren Bahn vollendet, als in dieser Nacht. Nur die Sterne flammten

auf seinem Wege, aber diese hemmten ihn nicht. Langsam und feierlich zog er dahin, einen langen goldenen Streifen im Meere zurücklassend, als stände er in geheimnißvoller Verbindung mit der glitzernden Fluth. Und wie das Wasser und der Himmel, so lagen auch die Felder und Wälder in tiefstem Frieden, und die Winde hatten den sausenden Schwung ihrer Fittiche gesänftigt und flüsterten nur leise in den schlummernden Wellen.

Welcher Mensch hätte unter der sanften Oberfläche dieses Wassers, hinter dem krystallreinen Spiegel dieses Himmels einen Sturm geahnt? Wer hätte geglaubt, daß in der Brust der ringsum schlafenden Menschen außer dem Frieden auch noch etwas Anderes, Grauenhafteres schlummere? Und doch brauste der wilde Orkan schon im Stillen heran, doch hob das Erdbeben unter der Oberfläche dieser Erde schon seine dämonischen Riesen empor, und in dem Gährungskessel der Leidenschaften der Völker kochte und brodelte es heimlich und unheilvoll. O schlafet süß, ihr armen Herzogthümer, ruhet sanft von Eurem Tagewerke aus, denn bald, bald werdet Ihr erweckt werden von dem Sturme, dem Erdbeben, dem Völkerkampfe, und es wird lange keine Nacht für Euch geben, die so lieblich und freundlich wie diese ist. —

Kurze Zeit nach Beendigung dieses Gespräches waren alle Bewohner des Herrenhauses zu Emmerslund zur Ruhe gegangen. Die einzigen Wachenden waren die großen Doggen auf dem Hofe, die, von ihren Tagesketten erlöst, sich der beschränkten nächtlichen Freiheit bedienten und innerhalb der Mauern des Hofes ihre Pflicht erfüllten.

In dem traulichen Ehegemache, worin Andreas Burns und sein Weib schlief, brannte kein Licht mehr, nur der verschwiegene Mond schaute mit seinen silbernen Strahlen durch die leicht verhangenen Fenster, um sein heimliches Werk zu verrichten und die müden Schläfer zu belauschen. Aber diese hier waren weder müde, noch schliefen sie; beide wachten vielmehr mit munteren Augen, obwohl ihre Seelen schwer umdüstert waren. Andreas hatte seiner Frau versprochen, mit ihr im Geheimen ein vertrauliches Wort zu reden, und wann konnte die Zeit geeigneter dazu sein, als jetzt, wo Niemand sie störte, Niemand ihre Rede behorchte, denn weit von den übrigen Schlafzimmern des Hauses abgelegen befand sich das Nachtlager der Eltern.

Die Hausfrau lag unbeweglich und mit gespannter Aufmerksamkeit in ihrem Bette, welches dicht neben dem ihres Mannes stand, denn sie erwartete von

Augenblick zu Augenblick den Anfang seiner Rede zu vernehmen, ohne ihn an sein Versprechen erinnern zu müssen, was er nicht gern hatte, da er seine Zusagen stets aus eigenem Antriebe zu erfüllen liebte. Der Hausherr dagegen lag voll unruhiger Beklemmung an ihrer Seite, er wälzte sich hierhin und dahin, und noch immer nicht schien er die gewünschte Lage gefunden zu haben, als treibe ihn eine innere Sorge von Stelle zu Stelle. Endlich konnte die Geliebte seiner Jugend und die Freundin seines Alters dieses qualvolle Schweigen nicht länger ertragen. Sie erhob leise den Kopf und blickte ausdrucksvoll den rastlosen Mann an.

„Andreas,“ begann sie, „was quält Dich? Du bist so unruhig. Ich dachte, Du wärest müde nach dem weiten Ritte und würdest noch besser als gewöhnlich schlafen.“

„Nein, ich kann nicht schlafen, Frau!“ erwiderte der Angeredete. „Es läßt mir keine Ruhe, denn mein Herz ist voll Sorge und bedarf der Entlastung. Höre!“

Und so war von der klugen Frau sanft und natürlich die Bahn gebrochen und der Wunsch der liebenden Mutter sollte erfüllt werden.

„Es sind jetzt siebenundzwanzig Jahre, seitdem wir

zufrieden und — wohl kann ich es sagen — glücklich neben und mit einander durch's Leben gegangen sind, Gertrud. Nicht wahr? Ja, Gott hat uns in allen Stücken reichlich gesegnet, indem er uns brave Kinder, treue Freunde und Besitzthümer gegeben hat, die sich ohne eigennütziges Zuthun, nur in Folge unserer Mühen und Arbeiten, von Jahr zu Jahr vermehrt haben. Sieh unseren schönen Hof, den schmucken Garten, das ergiebige Land, sieh unsere herrlichen Thiere und die gefüllten Scheuern um uns her — ist es nicht ein reicher Segen, der mit uns unter einem Dache wohnt? Und unsere freundlichen Zimmer, von denen man Land und Meer meilenweit überschaut, ja selbst dieses trauliche Gemach, in dessen Fenster, wie Gottes Auge, der stille Mond so milde hereinblickt — ist es nicht köstlich und wohnlich bei uns und haben wir nicht ein Recht gehabt, uns glücklich zu fühlen? Ach, Gertrud, ich bin nicht immer so gut gebettet gewesen, wie heute! Ich bin durch eine rauhe Schule des Lebens gegangen und vielleicht selbst dadurch ein rauher Mann geworden — Du weißt es und Du verzeihst mir. Jahre lang hat die rauschende, unerbittliche Woge, nur durch ein dünnes Brett von meinem Kopfe geschieden, an mein Ohr gebraust, unzählige Mal hat der tosende Sturm meine

Locken aufgewühlt und der eisige Regen mich bis in das Herz hinein erkältet. Ja, noch Schrecklicheres habe ich erduldet. Siebenmal habe ich Schiffbruch erlitten. Auf abgerissenen Planken, nicht schwerer und größer als ich selber, bin ich auf pfadlosem Meere herumgeschwommen und habe zu Gott um Hülfe gerufen, da keine Menschen um mich waren und nur furchtbare Thiere nach meinen Gebeinen haschten. Und sieh, siebenmal hat er mir seine Hülfe gesandt. Sechsmal nahmen mich halb Bewußtlosen vorübersegelnde Schiffe, einmal eine wüste Insel auf, wo ich mich wochenlang von Wurzeln und Muscheln nährte, die mir das Meer, erbarmungsvoller als die Erde, gütig an den Strand warf. O, und noch aus vielen anderen Gefahren des Leibes und Lebens hat mich Gott oftmals gerettet, die ich Dir nicht alle aufzählen will, und immer wieder hat er mich zu Dir und meinen Kindern zurückgebracht.

Und merkwürdig! Immer, wenn ich in so großer Noth und Trübsal war, hat mein Herz muthig und unverzagt geschlagen, immer habe ich beinahe mit Sicherheit gewußt, ich würde nicht unterliegen, und diese innere Stimme, die stets laut und verständlich zu mir sprach, hat mich niemals betrogen. Jetzt aber, hier an Deiner Seite, wo ich so glücklich und ruhig

liegen könnte, fühle ich zum ersten Male in meinem Leben diesen Muth in meiner Brust wanken, und keine Stimme will sich vernehmen lassen, die mir zuruft: Schau auf, Andreas, der Helfer naht! — Und doch ist die Gefahr, in der ich jetzt schwebe, eine ganz andere, ja man könnte sie für viel geringer halten, als jede meiner früher überstandenen, da sie nicht von feindlichen Elementen oder einem strafenden Gotte, sondern von Menschen kommt, die gleich mir von Weibern geborene Geschöpfe sind. Aber ach, Gertrud, es ist sonderbar! Die Gefahren, die mir Gott gesandt, waren mir nie die schrecklichsten; die Schmerzen aber, die mir die Menschen angethan, sind mir von jeher die bittersten gewesen. Und so ist es jetzt. Gott ist immer gütiger und liebreicher als die Menschen; er straft wohl, und oft hart, aber er erhebt und beglückt auch wieder — das aber thun die hartherzigen Menschen nicht; sie strafen, ohne zu läutern, sie hassen uns, ohne uns zu vergeben, denn sie haben, obwohl sie Gottes Kinder sind, doch nicht ihres Vaters versöhnliches Herz.

Höre mich weiter. Als wir uns damals in Apenrade, wo Dein guter Vater wohnte, am Altare die Hände reichten, gelobten wir uns, Leiden und Freuden des Lebens gemeinsam zu tragen. Die Freuden

haben wir redlich gemeinsam getragen — nun aber kommen die Leiden und diese müssen wir noch ertragen lernen. Laß mich jetzt mein Herz ausschütten vor Dir, wie ich es vor keinem Menschen ausgeschüttet habe, denn selbst diesem edlen Henrik habe ich nicht Alles vertraut, was mir auf der Seele liegt, obwohl er mein ganzes Vertrauen besitzt — was ich also jetzt sage, ist nur für uns Beide. Sieh, ich habe einen Mann in Kiel gesprochen, der eben aus Kopenhagen kam. Der hat mir eine schreckliche Nachricht in's Ohr geflüstert. Wenn es wahr ist, was der Mann sagt, dann sind wir schon innerhalb der Leiden, obgleich wir äußerlich noch im Glücke zu schlummern scheinen. Man hat, so sagte der Mann, in Kopenhagen an mächtiger Stelle beschlossen, unser Herzogthum mit Gewalt dem dänischen Reiche einzuverleiben; die deutsche Sprache ist die längste Zeit in diesen Landen geredet worden, sie soll von jetzt an der dänischen weichen. Ja, unsere Kinder sollen, so hat eine frevelnde Stimme in brutaler Wuth geschworen, sogar ihren Goethe und Schiller vergessen, die doch von Jugend auf in unserem Marke und Blute Mark und Blut geworden sind. — Wie man das anfangen, welcher Mittel man sich bedienen, welche Gelegenheit man vom Zaune brechen will — das wußte er nicht.

Auch ich weiß es nicht, und kaum vermag ich zu glauben, daß es so ist, wie er sagte. Doch, wenn es so ist — wenn Dänemark uns mit der Peitsche oder dem Säbel zwingen will, dann, Gertrud, dann wird sich das ganze Land erheben, und wie die Wogen des allmächtigen Meeres an den niedrigen Küsten unseres kleinen Landes sich brechen und zerschellen, so wird der Anfall jener Inselbewohner an unseren Leibern, unseren abwehrenden Armen sich brechen und zerschellen. — Du weinst, ich höre es — weine noch nicht, Getrud. Noch ist es so schlimm nicht, wie wir fürchten müssen, daß es vielleicht werden kann. Und kommt die Zeit der Prüfung wirklich heran, o dann werden wir Alle des gegenseitigen Trostes und Beistandes bedürfen, denn auch wir werden unseren Theil am allgemeinen Kampfe und Streite haben. Was mir aber das Aergste, das Betrübendste für uns dabei scheint, das will ich Dir jetzt sagen. Nicht für Dich, nicht für mich, nicht für Friedrich und Agathe fürchte ich — Euch und mich werde ich Alle zu schützen wissen, wenn Gott an meiner Seite bleibt. Ich habe vielmehr Furcht — große Furcht für einen Anderen von uns. Und das ist unser Erik, Dein Liebling, Gertrud — ich weiß es wohl, daß er es ist. Ha! auch ich habe den kühnen Jungen gern, und

doch hat er Dir und mir den meisten Kummer verursacht. Aber man sagt ja, wir Eltern hätten immer die Kinder am liebsten, die uns die meisten Sorgen bereiten, und das mag wohl so sein. Von frühster Jugend an hatte der Junge Auge und Herz für das Seewesen. Das fanden wir sehr natürlich. Es lag in seinem Blute. Ja, wir freuten uns darüber und bestärkten seine Neigung durch tausend Anreize nur noch mehr. Als er aber zwölf Jahre alt und schon mit mir nach Amerika und Ostindien gesegelt war und sich immer bewährt hatte, da sprach er eines Tages ein Wort aus, was mich erschütterte, so stark, daß ich es noch heute zu fühlen meine. Vater, sagte er, laß mich von Deinen Schiffen. Das Alles ist mir zu klein, zu eng, zu kaufmännisch. Es ist beinahe nur Spielerei. Bringe mich auf ein großes oder nur bewaffnetes Schiff, in die königliche Marine, damit ich ein Mann und ein Krieger werde. — Anfangs freute ich mich über dies muthige Wort des Knaben, ja ich ermunterte ihn nur noch mehr dazu. Später aber, als ich mir Alles genau überlegt und ihn gefragt hatte: in welcher Marine er dienen und wachsen wolle? — da erfaßte mich ein Schreck, denn da antwortete er: Du fragst, Vater? Giebt es eine andere Flagge für uns, als den Danebrog, unter deren

Schutze wir dienen mögen? Fährst Du nicht selber darunter, flattert er nicht dahinten auf allen Deinen Schiffen? Laß mich nach Kopenhagen und Du sollst es nie bereuen, ich werde fleißig und gehorsam sein! — Ach, Gertrud, der Junge ging nach Kopenhagen, Du weißt es. Und jetzt wandelt er unter seinem geliebten Danebrog. Der Danebrog aber ist über uns, seine Falten flattern drohend über unsern Häuptern, und vielleicht kann bald die Stunde schlagen, daß wir, Vater und Mutter, zu unserm Kinde als unserm Sieger, um Erbarmen flehend, emporblicken müssen."

„Das verhüte der barmherzige Gott!" schluchzte Gertrud.

„Er verhüte es! Aber was soll ich nun beginnen?" Soll ich einen Machtspruch thun und den Knaben von seinem Schiffe reißen? Würde dieser Knabe, der unterdeß beinahe ein Mann geworden, mir gehorchen?"

„Um Gottes willen, Mann, warum sollte Dir Dein eigen Fleisch und Blut nicht gehorchen?"

„Ich möchte es nicht prüfen. Wenn Du nun mit mir einverstanden bist, wie Du es so viele Jahre gewesen, so will ich Dir den Entschluß, den mir Gott eingegeben hat, vorlegen und wir wollen bedenken, wie wir ihn ausführen."

„Und was ist das für ein Entschluß, Andreas?“

„Ich will den Knaben rufen und ihm auseinandersetzen, was ich befürchte. Er soll selbst über unser und sein Schicksal entscheiden. Will er dann unter seinem Danebrog bleiben — so bleibe er. Will er nach England, Frankreich oder Deutschland, ja, nach Amerika gehen — so gehe er — ich will ihm Alles gewähren.“

„Ach, Vater!“ schluchzte lauter die geängstigte Mutter und warf sich an seinen Hals. „Ja, das scheint mir das Beste!“

„Gut! Bleibt er aber bei den Dänen, so kann es geschehen, daß wir in ihm unsern Feind erblicken. Hast Du auch das bedacht?“

„Ich glaube das nicht. Ihr Männer seht Alles schwarz, was Euch im Wege steht.“

„Wir Männer nur? Ach, wollte es Gott, daß Du auch darin Recht hättest — aber ich glaube es diesmal nicht.“

„Wir könnten es ja noch abwarten —“

„Bis es zu spät ist. Nein, Gertrud, wer dem Regen aus dem Wege gehen will, der begiebt sich unter Dach, ehe er fällt. Blitzt es erst, dann donnert es auch — und in der That — es blitzt schon wetter-

leuchtend am Himmel auf und den Donner höre ich in weiter Ferne auch bereits grollen."

„So rufe ihn so schnell Du kannst und laß das Gewitter nicht erst vollends hereinbrechen. Aber wo willst Du ihn finden?"

„Er ist schon gefunden. Höre weiter. Als ich in Kiel war, wurde sein Schiff, der Schooner Neptun signalisirt. Er brachte einen Gesandten an's Land, der nach Berlin ging, mit dessen Hofe unsere Regierung über unser Schicksal rechtet. Denn der König von Preußen soll diesmal für uns und gegen die Dänen sein. Den will man nun auch für sich gewinnen. Doch, lassen wir das. — Ich schrieb an den Capitain des Schooners und bat um Urlaub für Erik auf eine Stunde. Der Capitain war freundlich genug, seinem alten Kameraden eine Freude zu gewähren, — Erik kam an's Land."

„Wie? Er kam? Du hättest ihn gesehen? Und das sagst Du mir erst jetzt?"

„Ruhig, Gertrud. Ja, er kam und ich sprach mit ihm —"

„O, was sagte er, wie sah er aus?"

„Das sollst Du selbst mit eigenen Augen entscheiden — denn er kommt morgen oder übermorgen zu uns."

„Was!" rief die zärtliche Mutter und richtete sich im Bette auf. „Erik, mein Erik kommt? Großer Gott im Himmel — ich danke Dir!"

„Ja, er kommt auf achtundvierzig Stunden in's väterliche Haus. Denn er erzählte mir, daß der Neptun seine Station vor'm Apenrader Busen nehme und daß er einzulaufen gedenke, um irgend einen Dienst zu verrichten, sobald das Wetter und das Eis im engen Gewässer es gestattet. Nun ist es milde geworden und das Eis liegt fast ganz gegen Apenrade zu. Meiner Meinung nach werden wir den Südwind längere Zeit behalten. So wird denn der Neptun kommen und Erik wird seinen Urlaub erhalten, was ihm der Capitain versprochen hat. Das ist es, was ich Dir mittheilen wollte und was mir so schwer auf der Seele gelegen. Wir werden den Jungen sehen und ich werde als Vater mit ihm sprechen. Aber alle Bitten und Ermahnungen Deinerseits verbitte ich mir — wir wollen nicht seine schlechtere Hälfte erobern — er soll uns von selbst ganz oder gar nicht gehören — das verlange ich von Dir. Nun beruhige Dich und trockne Deine Thränen. Komm, lege Deinen Kopf auf meinen Arm, wie Du so oft geschlummert!"

Und er küßte die leise weinende Gattin und drückte ihren gesenkten Kopf an seine Brust. Sie aber schlang

den Arm um seinen Nacken und küßte wieder den edlen Mann, wie sie so oft gethan.

Und siehe, als die Rede desselben beendigt und die Last von seiner Brust gewälzt war, da wurde es ruhig und friedlich in ihm. Die Stürme waren für den Augenblick entwichen und die Stunde der Windstille gekommen. Der Mond aber wandelte unterdessen ungestört seine Bahn, und als er zum letzten Male freundlich in's Fenster der Eheleute blickte, da gewahrte sein großes Auge zwei ruhig Schlummernde, über die der Friede des Herrn seine sanften Schwingen gebreitet hatte.

## Sechstes Kapitel.

---

### Das Epheuhaus am Strande.

Heiter, wie sie lange nicht gelächelt, stieg die junge Morgensonne aus dem baltischen Meere hervor und goß ihre zauberischen Lichtwellen voll über über den Apenrader Meerbusen und die angränzenden Länderstrecken aus. Lustig spiegelten sich in dem silbernen Wassergrunde die bewaldeten Anhöhen, und die klare Tiefe des Meeres warf das schöne Bild des lichtblauen Himmels fast eben so fleckenlos zurück, wie er weit hin über das gesegnete Land seinen durchsichtigen Bogen wölbte.

Im Herrenhause zu Emmerslund war man wie gewöhnlich früh wach geworden und allgemeine Thätigkeit regte sich in allen seinen Theilen und unter allen seinen Bewohnern. Jeder befand sich an der

ihm zugewiesenen Stelle und vollbrachte das Seine. Schon lange vor Tagesanbruch hatten die Knechte die Pferde gestriegelt, die Mägde die Kühe besorgt und theilweise auf die Weide getrieben. Fröhliches Gebrüll und Gewieher, untermischt mit dem Geklingel der Leitglocken, hallte von den Wiesen herüber, und das Stampfen der muthigen Pferde, als sie zügellos über den noch dampfenden Boden galoppirten, dröhnte hörbar bis in den belebten Hof herauf. Und so ruhig und erfrischt die Natur um sie her, so ruhig und neu aufgerichtet schienen auch die Bewohner nach ungestörtem Schlafe zu sein, als sie um den gemeinschaftlichen Frühstückstisch saßen und die Arbeit des vorliegenden Tages besprachen. Nur Einer unter ihnen verbarg sein nachdenkliches Gesicht mit Mühe vor den prüfenden Augen der Umsitzenden. Henrik's Auge schaute befangen um sich her und kaum fand er die geeigneten Worte, den heiteren Fragen Agathens und dem ernsteren Gespräche Friedrich's mit freundlicher Erwiderung zu begegnen. Hastig auch sprang er vom Stuhle auf, als er sein Frühstück genossen, und suchte seines älteren Freundes ernstes Auge.

„So komm, Henrik!“ sagte Andreas und griff nach dem Hute. „Laß uns die Pferde betrachten, die Fritz gekauft, und sehen, ob er einen guten Handel ge-

macht. — Und Du, Fritz, hast meine Aufträge bereits empfangen; mache Dich zeitig auf nach Apenrade und erfülle auch heute Deine Pflicht, wie Du sie gestern erfüllt hast. — Adieu, Mutter, adieu, Agathe! Ich habe unten am Wasser zu thun und Ihr werdet mich vor Mittag nicht wiedersehen. Henrik begleitet mich. Nach Tische fahre ich ihn selber nach dem Sundewitt hinüber."

Und so traten die Männer, Henrik von dem vielsagenden Lächeln Agathens begleitet, auf den Hof, wo Andreas seinem Hühnerhunde pfiff, ohne den er selten umherzuwandeln pflegte, denn er liebte die Thiere, die sich an den Menschen gewöhnen und ihm dienstbar sind. Bald waren sie den Blicken der Frauen entschwunden, die sich nun auch an ihre Arbeit begaben. Agathe beaufsichtigte die Mägde in Küche und Keller, die Mutter ordnete und wirthschaftete mit der Stubenmagd im Innern des Hauses herum.

Zuerst aber, ehe sie an den Strand hinabstiegen, erkletterten die beiden Männer das hölzerne Gerüst am Saume des Bergrückens, um von oben herab den jungen Tag zu begrüßen, was Andreas aus alter Gewohnheit fast jeden Morgen that. Schweigend schauten sie über die Gewässer und betrachteten Meer und

Land. Ha! Wie blitzte Alles so freudig und strahlend aus dem dampfenden Nebel der Ferne auf! Im vollen frischen Morgenglanze lachten die hügeligen Gefilde, das spiegelnde Meer, die noch matt schimmernden Landspitzen von Alsen und Fünen. Schon grünten in lebhafterem Schmelze die erwachenden Wiesen, und durch die Wipfel der blattlosen Bäume jagte ahnungsvoll der leichte Morgenwind, als wolle er sie grüßen und ihnen das Geheimniß des nahenden Frühlings verkünden, dem er vorausgegangen war.

Und wie das Innere des sich umschauenden Besitzers so vieler schöner Güter auch beschaffen sein mochte, sein dunkeles Auge leuchtete höher auf, als es sein ganzes Eigenthum mit einem Blicke überflog. Konnte er sich nicht glücklich fühlen im Bewußtsein, so reich gesegnet zu sein, wie selten ein Mensch, konnte er nicht ruhig in die schlummernden Zeiten schauen, die in diesem Augenblicke so heiter vor ihm zu liegen schienen? Nein, er war nicht glücklich, nicht einmal heiter. Und warum war er es nicht? Wir wissen es ja — nicht auf sich, nicht auf seinen großen Besitz blickte sein ernstes Auge, nein! über einen weiteren Kreis schaute es hinaus, sein Vaterland lag ihm vor der Seele und diese Seele blutete bereits in langsam rinnenden Tropfen, denn er gewahrte mit ahnen-

dem Vorgefühle das schwere Verhängniß, welches seine nächtigen Flügel bald über dieses ganze Vaterland schütteln sollte. Nur die zagende Hoffnung, die uns nimmer verläßt: es werde, es könne vielleicht sich Alles zum Guten wenden, dämpfte in etwas seinen bitteren Schmerz. O ja, die Hoffnung! Wir armen Menschen sind ja meist nur glücklich in Hoffnung, denn sie ist die einzige Gefährtin des Lebens, die uns nie im Stiche läßt, wo selbst die Wirklichkeit treulos von unserer Seite weicht!

„Ja, Hoffnung!" dachte auch Henrik, als er mit seinem schweigenden Begleiter die Stufen des Gerüstes wieder hinabstieg und den Fußpfad betrat, der an den Strand führte. „Ja, Hoffnung! Wenn Du nicht wärest mit Deinem lindernden Balsam, Deinem sanft streichelnden Finger, wie keiner auf Erden die brennende Wunde kühlt!" —

Die Männer langten am Strande an und hielten sich eine Weile an dem mit Buschwerk umgebenen Platze auf, wo die Schiffszimmerleute mit der Vollendung des Kutters beschäftigt waren, der noch fest auf seinen Schlittenklötzen lag. Nachdem der Capitain jedes Einzelne besichtigt und die fleißigen Arbeiter zu möglichster Eile getrieben, schritt er an Henrik's Seite den Strand gegen Osten hinauf, zur Rechten

das wallende Meer mit seinen Schollen, zur Linken den sanft absteigenden Hügel lassend, der seinen eigenen Namen trug. Henrik sprach kein Wort mehr, der Capitain schwieg ebenfalls, wie es Regel bei ihm war, wenn kein wichtiger Anlaß seine Lippen öffnete. Allmälig näherten sie sich so dem Orte, wo Capitain Bardow seine idyllische Wohnung aufgeschlagen, und bereits sah man von Weitem das Häuschen liegen, dessen Scheiben im Strahle der Morgensonne glänzten und dessen epheuumrankte Mauern eine Schaar junger Möven, im leichten Winde spielend, mit ihren weißen Schwingen lustig umflatterten.

„Halt!" sagte jetzt Henrik und blieb plötzlich stehen, „bis hierher und nicht weiter, Andreas! Ich habe noch Manches in meinem Innern zu überlegen, bevor ich die Schwelle jenes Hauses überschreite und möchte am liebsten mit mir allein sein. Kehret jetzt um und gehet Euren Geschäften nach. Am Mittage bin ich wieder in Emmerslund und Ihr haltet vielleicht Euer Versprechen und fahret mich dann nach dem Sundewitt hinüber."

„Gewiß, Henrik, ich werde ganz zu Deinen Diensten stehen. Nun, mit Gott, mein lieber Junge, lächle doch einmal fröhlich auf. So! Du hast ja eine Freude vor Dir, was heut zu Tage eine Selten=

heit ist, und die genieße nun vollkommen. Adieu und grüße Helenen. Hoffentlich sehe ich sie bald und dann wollen wir es so einrichten, daß wir häufig des Abends um unsern Tisch versammelt sind. Gehabe Dich wohl, mein Freund — auf Wiedersehn!"

Rasch trennte er sich von dem Freunde und begab sich mit seinem kurzen, energischen Schritte auf den Heimweg. Henrik blickte ihm eine Weile nach, dann wandte auch er sich herum und schritt dem vor ihm liegenden Hause zu.

„Welch beneidenswerther Mann!" sagte er zu sich selber. „Welche Ruhe, welche Sicherheit in Allem, was er spricht, was er thut. Man fühlt sich immer stark, wenn man in seiner Nähe weilt. Welch unschätzbaren Freund habe ich, haben wir Alle an ihm! O daß es Gott wollte, ich könnte ihm die Entscheidung über mein süßestes Geschick getrost in die Hände legen, um durch seine Vermittelung ein vielleicht bald noch beneidenswertherer Mann zu werden. Aber ach! welche Thorheit, so Bedeutendes, Herrliches sich als möglich zu denken, welche kopflose Eile, sich in das ungewisse Meer der Zukunft zu stürzen! Langsam, langsam, Henrik, Dein Weg zum Ziele ist noch weit, und tausend unübersteigliche Hindernisse liegen mitten im Wege. Sieh — da ist es ja, das alte Haus, wie

schön muß es dies Jahr im Sommer werden! Ha! wie freundlich es jetzt schon vor mir liegt — wie der Epheu sich um jedes Fenster üppig emporschlingt, als möchte auch er es liebend, zärtlich, innig umfassen. O! Ich verdenke es ihm nicht, seine Mauern bergen einen köstlichen Schatz! Und wie die Möven lustig um sein grünes Dach flattern, von dem man kaum einen Ziegel sieht, Alles grün und frisch umhüllt vom schmeichelnden Hauslauche — Alles, Alles hängt und nistet daran, will einen Theil davon für sich haben, selbst die Störche haben da oben ihr Nest aufgeschlagen, um in ihrer Nähe ihre kleinen Jungen zu füttern. Und ich? O — weg, trügerische Hoffnung! — aber auch weg Du, angstvolle bleiche Furcht — wenn Gott will, daß ich glücklich werde, so wird es geschehen, wo nicht — so — so —"

„Hoho!" schrie hier eine mächtige Stimme ihm zur Seite. „Hoho, mein Junge! Das ist recht, daß Ihr so früh Euern Wimpel im Winde schwenkt. Das ist ehrlich von Euch! Da, gebt mir die Hand. Nun — gut geschlafen diese Nacht? Ha, ich sage Euch, meine alte Lore hat sich die Kehle nach Euch wund gefragt, ich mußte wahrhaftig meine Flagge gegen ihre Uebermacht streichen — sie kam mir mit zu vollem Winde heran. Nun, lauft nicht so schnell; seht,

mein alter Holzstiefel kann nicht gleichen Schritt mit Euch halten. Ich mache jetzt nur halb so viel Knoten in der Stunde, wie sonst. Bleibt einmal hier stehen. Seht Euch mal das niedliche Gewächs da an — ist es nicht eine Freude, he? Und diese Takelage, was meint Ihr dazu? Seht mal mein Gärtchen davor — o, den Hollunder solltet Ihr dies Jahr in der Blüthe sehen und die kleinen duftenden Dinger, die Blumen — wie heißen sie doch — Helene hat mir einen ganzen Korb davon mitgebracht. Heißa!"

Der Alte hätte noch eine halbe Stunde weiter geschwatzt, wenn Henrik ihn nicht gebeten, ihn allein zu lassen, da er gerade einen besonderen Gedanken für seine Bücher zu verarbeiten habe. „Gut, mein Junge, daß das Buch nur gelinge, was Ihr da auspreßt, — aber ich verstehe, Ihr sperrt den Alten unter Deck, er ist zu vorlaut gewesen. Na, nichts für ungut — gehet nur hin — sehet und — verliebt Euch nicht zu sehr. Ein Bischen kann nicht schaden, aber bedenket — haha! — ist ja noch die Frau eines Anderen, eines vornehmen Mannes — haha! Nun Gott befohlen, alter Junge!"

Und er quetschte Henrik's Hand mit seinen eisernen Fingern, daß diesem der Athem verging, und

hinkte zu seinen Booten, die auf den Strand gezogen waren, damit sie das Eis nicht zertrümmere. Henrik schaute wieder vorwärts und trat noch einige Schritte dem Hause entgegen. Vielleicht hätte er noch länger gezögert, in das Gehege desselben einzutreten, wenn er nicht von ferne den Capitain Mevissen bemerkt hätte, dessen Haus am nächsten lag, ungefähr einen Büchsenschuß weit von seinem Nachbar, dem Capitain Bardow, entfernt. Eben so weit von jenem, noch mehr nach Osten hin, hatte sich Capitain Kühlwetter angesiedelt, denn die alten Seeleute lieben nun einmal, ihren Lebensabend in der Nähe des Strandes zu genießen; sie müssen den Wind so oft wie möglich beobachten, die Wellen bei Tage und bei Nacht rauschen hören und jederzeit ein freies Stück blauen Himmels über und um sich haben.

Als Henrik durch die kleine Thür des Gärtchens trat, das sich rings um das Epheuhaus breitete, und er das harmlose Stillleben bewunderte, in welchem die Bewohner dieser Häuser ihr unruhiges Leben beschlossen, störte ihn ein lauter Aufschrei aus seinem Brüten auf. Und so schnell sie konnte, kam die alte Lore, die Frau des Capitain Bardow, aus der Thür ihres Hauses ihm entgegengelaufen. Denn sie war etwas schwer, diese gute Frau, und von gewaltigem

Leibesumfange, sah aber in ihrer Tüllhaube, unter welcher schneeweiße Haare in reichlicher Fülle hervorquollen, und in ihrem graugewürfelten Tuchrocke sauber und nett wie immer aus.

„Henrik, mein kleiner Knabe, Gott steh mir bei!“ rief sie und streckte schon von Weitem beide Arme nach ihm aus, als wolle sie ihren Liebling damit umfangen. „Bist Du da? O welche Lust! Ha, hat der Alte also doch nicht gelogen — hat er wirklich einmal die Wahrheit geschwatzt! Ja, was Du hübsch aussiehst, mein Sohn! Na, laß es nur gut sein, ich kann es Dir ja wohl sagen, die alte Lore ist nicht zum Verlieben geschaffen. Aber da drinnen — Henrik, da drinnen — schau“ — und sie flüsterte ihm leise in die Ohren. „Was Du da sehen wirst! Na! Gott gebe den Kindern Freude, wir Alten haben sie ja auch genossen! Ich will Dich nun nicht länger aufhalten, einige Minuten wirst Du wohl nachher in Mutter Lorens Koje sitzen können, nicht wahr?“

„O gewiß, Mutter Bardow!“

„Na ja, ich wußt' es ja wohl. Aber geh nur zuerst da die kleine Treppe hinauf — da wohnt, da wohnt — hihi! laß mich einmal nach Deinem kleinen Herzchen fühlen, wie es pocht — na, voran, mein Junge, und unverzagt!“ Und ihn rascher vor-

wärts schiebend als er aus freien Stücken gehen zu wollen schien, zwang sie ihn ohne Besinnen die blank gescheuerte Treppe zu ersteigen, die ihn zu der uns noch unbekannten Dame führen sollte.

Lassen wir unsern Freund hier allein und wenden wir uns jetzt zu der schönen Strandbewohnerin, denn es wird Zeit, daß auch wir das Geheimniß kennen lernen, welches alle die guten Leute dem ahnungslosen jungen Manne bisher nur mit Mühe verborgen haben und welches wir erfahren müssen, ehe wir ihn bei der Dame seines Herzens eintreten sehen, um Zeugen seiner Verwunderung und seiner maaßlosen Freude zu sein.

Helene war die Tochter eines reich begüterten Grundbesitzers und Kaufherrn, Namens Hammerstein, der unter seinen vielen in Schleswig und Holstein gelegenen Gütern aus besonderer Vorliebe Emmerslund auf dem Andreasberge früher bewohnte und jener schon erwähnte Vorgänger Andreas Burns in diesem schönen Besitzthume war. Mit der Zeit aber, da seine beiden Töchter heranwuchsen und seine Handelsverbindungen, denen er einen großen Theil seiner Neigungen und seines Vermögens gewidmet hatte, einen immer bedeutenderen Aufschwung nahmen, hatte er sich zu einer Wohnungsveränderung entschließen müssen

und war nach Altona gezogen, um hier sowohl dem Mittelpunkte des nordischen Handels näher zu sein, wie auch seinen Töchtern eine ihren künftigen Aussichten entsprechendere Erziehung geben zu können. Andreas Burns Familie hatte stets, so lange des Capitains Thätigkeit selbst noch dem Seedienste gewidmet war, in Apenrade gewohnt, und so war ihre Bekanntschaft mit Helenens Vater schon in eine frühere Periode ihres Lebens gefallen. Der reiche Guts- und Kaufherr fühlte sich, wie Alle, die in die Nähe des Capitains kamen, von seinen ausgezeichneten Eigenschaften, seinem feuerfesten Charakter, seiner seemännischen Tüchtigkeit und seinen patriotischen Neigungen unwiderstehlich angezogen, und so verband diese in vielen Punkten so entgegengesetzten, in andern so übereinstimmenden achtungswerthen Männer sehr bald ein unzerreißbares Band vollkommener Ergebenheit und Freundschaft, welches durch den Abzug des reichen Mannes nur äußerlich gelockert, niemals aber innerlich aufgehoben wurde. Schon in früher Jugend also war Helene mit den Kindern des Capitains in nähere Berührung gekommen und auch die in der Nachbarschaft wohnenden Kinder wohlhabender Eltern waren ihre Spielgefährten gewesen. Unter diesen zeichnete sich vor Allen der Sohn eines treuen Freun-

des beider Männer aus, eben unser Henrik Paulsen, der schon im jugendlichen Alter durch seine knabenhafte Unerschrockenheit, sein zartfühlendes Herz und seine geistigen Eigenschaften, die frühzeitig eine ernste Richtung nahmen, die Aufmerksamkeit und Vorliebe der Männer auf sich zog. Helene, die etwa sechs Jahre jünger war als Henrik, wuchs mit diesem auf und, wie es bei solchen Verhältnissen häufig zu geschehen pflegt, eine freundschaftliche Neigung verband Beide von Jugend an, die indessen dadurch gewaltsam gestört wurde, daß zuerst Henrik nach Kiel auf die Schule, später auf die Universität kam, und sodann Helene ihrem Vater nach Altona folgte. Hier wurde die Erziehung des aufblühenden Mädchens mit allen Mitteln, die dem reichen und angesehenen Manne zu Gebote standen, vollendet. Wenn nicht im Luxus, doch gewiß im Ueberflusse erzogen, ohne Leitung einer liebenden Mutter, die schon frühe gestorben war, blieb das Kind stets den Händen gelehrter Erzieherinnen überlassen und bildete so unter fremder Sorgfalt seinen Charakter aus. Dieser nahm bei vorrückenden Jahren eine merklich erkennbare ernstere Färbung an. Helene war körperlich und geistig frühzeitig entwickelt und von der Natur mit einem klaren, umfassenden Geiste und einem feinfühlenden Herzen begabt; Beides, in-

dem es Nahrung und Wachsthum suchte, sprach sich sehr bald in ihrem ganzen Wesen aus, ohne jedoch von ihrem viel beschäftigten Vater recht begriffen und vollständig gewürdigt zu werden. Eine vorherrschende und fast leidenschaftliche Neigung aber konnte ihr der Aufenthalt in der belebten Stadt und der Umgang mit reichen Leuten niemals rauben — das war die seltsam und dauerhaft vorherrschende Liebe zu ihrem ehemaligen Aufenthaltsorte, zu Emmerslund auf dem schönen Andreasberge. Hier weilten tagtäglich ihre Gedanken, hier zogen sie alle ihre süßen Empfindungen hin, denn hier blühte die poetische Blume ihrer Jugend, und je älter sie wurde, um so inniger, lebhafter sehnte sie sich mit wachsendem Verlangen nach der stillen Gegend am Strande des Meeres zurück. Aber das Schicksal versagte ihr hartnäckig die Erfüllung dieses brennenden Verlangens, ihr Vater gab in diesem einen Punkte nie ihrem Wunsche nach und nur einige Male ward es ihr gestattet, die Familie des Capitains, der vom Seeleben sich endlich ganz zurückgezogen, auf kurze Zeit zu besuchen. Diese kurzen Besuche aber bestärkten sie immer mehr in der Vorliebe für ihre Heimat, ja, sie gaben allen ihren späteren Wünschen eine entschiedene Richtung. Denn bald wurde das schöne, von Allen, die es sahen, be=

wunderte Mädchen zur ernsteren Entwickelung ihres Lebensschicksals gedrängt und gerade der Vater, der für sein einziges ihm übrig gebliebenes Kind — denn die jüngere Schwester war bald nach ihrer Ankunft in Altona gestorben — das Beste zu erwählen glaubte, trieb sie wider Willen und Wissen dieser Entwickelung entgegen.

Der einzige Sohn eines der reichsten Patrizier in Altona sah eines Tages Helene und glaubte klug und weise zu thun, wenn er sie zur Gattin erwählte. Bald waren die entzückten Väter einig und vollkommen der Meinung, daß auch ihre Kinder von dieser Verbindung entzückt sein müßten. Arnold Parrhisius war ein junger, äußerlich ziemlich begabter, innerlich hohler Mensch, wie man sie in großen Handelsstädten und reichen Familien sehr häufig findet. Einzig und allein den genußreichen Freuden des Lebens ergeben, verschwendete er in früher Jugend seine Kräfte, die für ein ganzes Leben auszureichen bestimmt waren. Mit vierundzwanzig Jahren war er bereits zu jener trostlosen Ueberzeugung gelangt, daß dies Leben eigentlich sehr langweilig sei, da es weder genügende Reize, noch dauernde Genüsse, noch sonst etwas biete, was des täglichen Aufstehens und Niederlegens, des An- und Auskleidens werth wäre. Helenens Schönheit,

ihre Bildung, ihr Geist und vor allen Dingen die eigenthümliche Richtung ihres selbständigen, fest entwickelten Wesens, welches die Welt nach eigenen Ansichten, nicht nach den einseitigen Lehren ihrer Erzieher zu betrachten liebte, zogen ihn leidlich an, und er hielt es für möglich, daß der Duft dieser seltenen Blume geeignet sei, sein überlebtes und ermüdetes Gehirn für die ganze Lebensdauer zu berauschen.

Helene hatte nicht viel Zeit, einen Entschluß zu fassen, der für ihr Leben sehr folgenschwer werden konnte, woran sie indessen bei ihrer Jugend damals nicht dachte. Sie liebte keinen Mann vorzugsweise; ihre Neigungen flatterten bei Weitem mehr um die Schöpfungen der Dichter, die sie las, sie schwärmte allein für die Gedanken und Empfindungen, die sie von jenen höher begabten Wesen aussprechen hörte, und nur in ihrem Innern hatte sich unbewußt die Gestalt und das Wesen eines angebeteten Gegenstandes ausgebildet, der mehr vom Engel als vom Menschen an sich tragen mochte. So glaubte sie, wie viele Töchter reicher Eltern, daß diese oft gepriesene Liebe nur in den Worten der Dichter lebe, und daß es für ein Mädchen nur aus hergebrachter Sitte nothwendig sei, einen Mann zu heirathen; und da sie überdieß ihren Vater glücklich machte, wenn sie seinen

Wünschen baldiges Gehör schenkte, so hielt sie ihre Zustimmung nicht zurück und ward, mehr im Traume als bei vollem Bewußtsein, die Verlobte des jungen Patriziers. Die Verheirathung des so verschiedenen Paares wurde aber auf sechs Monate hinausgeschoben. Anstatt bei seiner Braut zu bleiben, sie kennen zu lernen und an sich selbst zu prüfen, ob sie wirklich für seine Ansichten der Dinge geschaffen, zog der Bräutigam es vor, noch eine Weile die kurze Freiheit zu genießen und in der Welt umherzuschweifen, wie so viele Leute umherschweifen, die reich und gelangweilt sind, nicht um sich zu bilden, sondern um sich zu vergnügen und die Zeit zu vertreiben. Nachdem er mit einer Schaar gleichgesinnter Freunde Frankreich, Italien und die Schweiz durchflogen, kam er erst drei Tage vor seiner ehelichen Verbindung nach Altona zurück. Helene war erschrocken, als sie ihn wiedersah. So hatte sie sich den Mann nicht vorgestellt, dem sie ihr ganzes Leben weihen sollte. Er war kränklich, bleich, entstellt; er beklagte sich selbst, geistig erschöpft, innerlich verödet und vor allen Dingen leiblich übermüdet zu sein. Schlafen, schlafen — das war die einzige Erholung, wonach er Verlangen trug, und das unabweisliche Bedürfniß, dem seine Natur erlag. Von den drei Tagen, die er vor seiner Hochzeit in Helenens

Nähe verlebte, verschlief er beinahe sechszig Stunden, und von den übrig bleibenden zwölf brachte er nur jeden Tag eine halb träumend bei seiner Braut zu.

Das fiel aber Niemandem besonders auf, als eben Helenen; seine Umgebung war längst an solch seltsames Betragen gewöhnt, und sein und seiner Braut Vater hatten zu viele Geschäfte, um sich um die Sonderbarkeiten ihres Sohnes zu kümmern. So kam der Hochzeitstag heran. Im bräutlichen Schmucke erwartete die lebensfrische, schöne Braut den abgelebten, traurigen Bräutigam. Als er in den Saal trat, wo die versammelten Verwandten und Freunde die Feier begehen helfen wollten, entstand eine seltsame Aufregung. Keiner schaute den todesmatten Bräutigam, alle nur die verwunderte Braut an, erwartungsvoll, was ihre sprechenden Mienen für Gedanken oder Gefühle ausdrücken würden, wenn sie das strahlende Auge auf den bleichen Mann richtete, der theilnahmlos ihr gegenüberstand und mehr einem Schiffbrüchigen als einem Manne glich, der eben die glücklichste Stunde seines Lebens feiern sollte.

Die Ceremonie war vorüber, Helene war die Gattin Arnold Parrhisius geworden, und die Hochzeitsgäste saßen bei der Tafel. Da geschah etwas Entsetzliches. Der Bräutigam, anstatt im Besitze einer so

schönen Braut, mit der er noch kein Wort gewechselt, glückselig zu sein, starrte wie ein Verlorener, Verzweifelnder vor sich hin. Plötzlich aber ergriff er ein Messer und erhob den Arm, um es in den Busen seiner Gattin zu stoßen. Er hatte den Verstand völlig verloren und verfiel in eine unbändige Raserei. Das Uebrige ist bald gesagt. Mit dem Hochzeitsschmause war es natürlich sehr rasch zu Ende gegangen und der Unglückliche in die Wohnung seines Vaters gebracht. Hier wurde er anfangs ärztlich behandelt und bewacht, bald aber fand man es nothwendig, ihn in ein Irrenhaus zu bringen. So waren Helenens Flitterwochen vergangen. Sie war die Frau eines ungeliebten, wahnsinnigen Mannes geworden, sie hatte einen anderen Namen angenommen, ohne die süße Erfahrung zu machen, welche Bedeutung in solcher Umwandlung des weiblichen Geschickes liege. Erst von diesem Augenblicke ging dem jungen unerfahrenen Wesen eine neue Welt auf. Das lachende Mädchen war in ein ernstes, nachdenkliches Weib verwandelt; der Schmerz des Lebens war in ihr erwacht, nicht aus von Liebe gebrochenem Herzen, sondern aus zu spät gereifter Erkenntniß hervorgegangen. Sie fühlte, daß sie ein Weib sei, geboren zum Leben, das heißt zum Lieben, und dieses Leben war ihr verschlossen,

vielleicht bis zu einer Zeit, wo sie nicht mehr lieben und geliebt werden konnte, das heißt auf ewig. So schuf sie sich ein künstliches Leben, das Leben des Gedankens, der Empfindung, der Phantasie. Sie fing das Leben der Menschen überhaupt zu studiren an und fand, daß der Kernpunkt desselben ganz wo anders liege, als sie bisher geglaubt. Das reine Sonnenlicht des Selbstgenügens, ohne von Selbstsucht verdunkelt zu sein, ging strahlend in ihr auf; ihre bisherige Umgebung, die dem Geschäfte und dem Vergnügen gewidmete Stadt schien ihr nur von den Schatten eines verfehlten Daseins bevölkert zu sein. Sie sehnte sich fort aus diesem Chaos, dessen Ruhestunde nur um Mitternacht schlägt; das allgemeine Mitleid, die laute Theilnahme ihrer Eltern und Bekannten wurde ihr je länger je mehr eine unerträgliche Last. Zu ihrem unglücklichen Manne durfte sie nicht mehr, ihre Anwesenheit verschlimmerte stets sein Uebel sichtbar, so daß die Aerzte ihre Besuche endlich ganz untersagten.

So zog sie zum ersten Male vor fünf Jahren in das Epheuhaus am Strande, welches früher ihrem Vater gehört hatte, aber schon vor zehn Jahren vom Capitain Bardow erworben war. Vergeblich hatte Andreas und seine Familie sich bemüht, sie in sein

Haus zu ziehen; sie lehnte alle seine einladenden Bitten freundlich aber entschieden ab, denn sie wollte allein, selbständig, völlig ungebunden sein. Ihre Einsamkeit, jetzt ihre süßeste Freundin, genügte ihr vollkommen, und wenn sie einmal eine Neigung zu geselligem Verkehre spürte, so konnte sie sie ja jeden Augenblick befriedigen, indem sie sich nach Emmerslund begab. Hier, unter dem Schutze dieses seelenstarken Mannes und im vertraulichen Umgange mit seiner Familie wurde Helene eine Patriotin aus Ueberzeugung, denn hier las, hörte und sah sie, welche Last ihrem Vaterlande von dem übermüthig herrschenden Inselvolke aufgebürdet war, eine Patriotin, wie es ihre Landsmänninnen noch heutigen Tages mit ganzem Herzen, ganzer Hingebung, ganzer Begeisterung sind. Ein bemerkenswerther Umstand, den ein geistreicher Beobachter*) für einen schlagenden Beweis hält, daß die bevorstehende Bewegung in den Herzogthümern keine gemachte, sondern aus dem verletzten Gefühle des Volkes selbst hervorgegangene war, die tiefe Wurzeln geschlagen und darum nicht vorübergehend sein kann. — Hier begann Helene zu wünschen, zu hoffen, zu leben für ihr Vaterland, welches

*) Ferdinand Fischer: Drei Tage in Holstein. Leipzig 1846.

ihr Eltern, Geschwister und einen Gatten ersetzen sollte. Sie blieb den ersten Sommer bis zum letzten Oktober bei dem alten Bardow wohnen. Dann ging sie zu einer Freundin auf ein abgelegenes Gut im Süden. Als aber die erste Frühlingsblume der erwachten Flur entsproßte, bezog sie wieder ihr Lieblingshaus am Strande, welches sie unterdessen aus eigenen Mitteln hatte erweitern und zu ihrer Aufnahme vorbereiten lassen. So war es vier Jahre hinter einander geschehen. In diesen vier Jahren hatte Henrik Paulsen sie oftmals wieder gesehen und der traurige Roman seines Lebens hatte sich zu entwickeln begonnen. Liebend, wie je ein Mann ein Weib geliebt hat, durfte er dennoch nicht von seiner Liebe sprechen, denn Helene war das Weib eines Anderen; ja und was das Schrecklichste für ihn war, man hatte sogar im letzten Jahre von einer bevorstehenden Heilung des kranken Gatten gesprochen und eine neue Verbindung Helenens mit ihm für möglich gehalten. Stets hatte es Henrik einzurichten gewußt, einen Theil des Sommers auf dem Pachthofe im Sundewitt zu verleben, um dadurch seinem Idole näher zu sein; von da aus sah er sie so oft wie möglich, aber nie im Epheuhause, als höchstens bei der ersten und letzten Begrüßung, wenn er kam und wenn

er Abschied nahm; stets nur traf er mit ihr in Emmerslund zusammen, wohin sie fast täglich ging, mochte das Wetter nun günstig sein oder nicht.

Alle Freunde in der Nachbarschaft kannten die fruchtlose Anhänglichkeit des geduldigen Mannes, alle schlossen sich um so herzlicher an ihn an, denn sie achteten und liebten ihn, wie er geachtet und geliebt werden mußte, wenn man ihn näher kannte. Aber was half das? Helenens Gatte lebte, und sie war und blieb für ihn das Weib dieses Gatten.

Ob Helene ihn wieder liebte? Wir wissen es noch nicht, aber — wir glauben es kaum. Denn Helene liebte einen Anderen oder vielmehr Einen, den sie sich selbst im Traume, im Geiste, wenn auch mit unklarem Bewußtsein, als Geliebten vorgestellt. Wer dieser Andere war, werden wir heute noch erfahren. Daß sie aber Henrik schätzte, daß sie ihn in vielen Dingen mit ihrem Vertrauen beehrte und alle seine vortrefflichen Eigenschaften anerkannte, das bedarf keiner Frage, darüber hatte sie sich oft genug gegen Gertrud und Agathe ausgesprochen, das hatte sie ihm selbst durch tausend untrügliche Beweise zu erkennen gegeben. Aber von dieser Hochschätzung bis zur Liebe — das war noch ein gewaltiger Sprung, und diesen Sprung zu unternehmen, dazu fehlte es dem rück-

sichtsvollen jungen Manne an Allem, an Gelegenheit, an sicherem Selbstvertrauen, vor Allem aber an des Himmels Zustimmung.

Doch diese Zustimmung hatte endlich der Himmel selber gegeben, und das war das Geheimniß, welches wir gestern und heute die Bewohner von Emmerslund Henrik haben verbergen sehen. Helenens Gatte war im Irrenhause gestorben, nachdem sein Vater schon ein Jahr früher vor Gram aus diesem Leben geschieden war, und Helene war die Erbin des ganzen Vermögens ihres Gatten und ihres eigenen Vaters geworden, der bald darauf ebenfalls das Zeitliche gesegnet hatte. Darum war sie diesmal so früh gekommen; sie wollte sich den ganzen Frühling, den Sommer und Herbst, und vielleicht sogar den Winter über auf ihrem Ruhesitze aufhalten und erholen, wo Niemand sie störte, wo sie ganz ihren Gedanken und Gefühlen leben und in dem Genusse der reizenden Natur ihren Phantasiegebilden sich überliefern konnte. Vor drei Tagen erst war sie, wie wir wissen, angelangt, im Trauerkleide, das ihr so schön stand wie kein anderes. Diese große Veränderung ihres Geschickes mit eigenen Augen zu entdecken, war nun Henrik durch die Verschwiegenheit seiner Freunde vorbehalten, indem man sich vorstellte, daß der arme

Mann, der jüngst so herbe Leiden erfahren, dadurch reichlich entschädigt werden würde, denn man erwartete allgemein, daß Helene, obgleich sie sich nie über diesen Punkt ausgelassen, insgeheim Neigung genug zu Henrik bewahre, um ihm nach Verlauf der üblichen Trauerzeit ihre Hand zu reichen.

So standen also die Sachen am heutigen Tage, und es bleibt uns nur noch übrig, die äußere Erscheinung der geheimnißvollen Wittwe zu schildern, was uns sehr leicht gelingen wird, da wir sie jetzt in ihrem eigenen Hause vor Henrik's Ankunft besuchen wollen.

Capitain Bardow's Haus hatte vor vier Jahren ein zweites Stockwerk mit gefälligen Zimmern erhalten, die einfach aber geschmackvoll und eines so schönen Wesens, wie Helene war, würdig ausgestattet waren. Blumen und Gewächse aller Zonen hatten Schiffe und Wagen in Fülle gebracht, Möbel, Teppiche, Gemälde und alle sonstigen Zierrathen, mit denen wir unsere häuslichen Räume zu schmücken pflegen, waren theils von Andreas Burns, theils von den drei Capitainen an verschiedenen Orten besorgt oder von Helenen selber geschickt worden. Die junge Wittwe hatte also nicht allein ein einsames, bequemes, sondern auch ein zierliches Obdach. Ein wohl-

erzogenes Mädchen, Käthe mit Namen, und ein bejahrter Diener, Ernst Baring, hatten sie immer begleitet, so auch diesmal. An Capitain Bardow und seiner Frau hatte sie hinreichenden Schutz und Anhalt, und bedurfte sie eines mächtigeren Beschützers, so war der Commodore stets sehr bald in ihre Nähe zu bescheiden.

So treten wir denn in ein traulich warmes, von milden Wohlgerüchen lieblich duftendes Gemach von ziemlicher Höhe und Tiefe. Durch zwei von schneeweißen Vorhängen leicht beschattete Fenster sehen wir das leise fluthende Meer, welches seine glitzernden Eisschollen am harten Kiesufer allmälig zerschellt und zerreibt, und jenseit desselben den im Morgenlichte glänzenden Sundewitt, dessen hie und da vorspringende Landspitzen sehnsüchtig herüberblicken. Wenden wir unsern Kopf zur Rechten, so schauen wir tief in den Apenrader Busen, beinahe bis in seine letzte Krümmung hinein, wenden wir ihn zur Linken, so reichen wir weit über die Mündung desselben hinaus, von wo seine Wogen vom baltischen Meere hereinströmen. Von diesem Fenster aus sieht sich also der Winter noch behaglicher an, als von der bewaldeten Höhe des Andreasberges. Wir sind der lebendigen Welt um einen Schritt näher gerückt und dennoch

athmet tiefe Stille und heimliche Einsamkeit weit um uns her. Wir hören deutlicher die stürzende Welle rauschen und können die Möven zählen, die mit blitzendem Fittiche über den eisigen Schaum fliegen. Die vorübersegelnden Schiffe, denen wir Grüße zuwinken, können wir beinahe anrufen und, wenn es uns behagt, dicht vor dem Gärtchen des Hauses in ein Boot steigen und von kundiger Hand uns sicher über die Gewässer rudern lassen. In welche der angegebenen Richtungen nun schweifen die blauen Augen und mit welchem Gegenstande da draußen beschäftigen sich die stillen Gedanken des schönen Weibes, welches, ein offenes Buch auf dem Schooße haltend, auf einem Sessel in unmittelbarer Nähe dieses Fensters, nachdenklich zurückgelehnt sitzt? O, nicht mit der Außenwelt sind ihre Gedanken in diesem Augenblicke beschäftigt, um diese bekümmern sie sich heute sehr wenig, — sie blicken vielmehr in die eigene Seele hinein, sie beschwören ein oft bewundertes Bild herauf, welches in dieser geprüften Seele wohnt, ein Bild, schön und heiter, jugendlich und doch männlich, süße Worte redend und doch zu kräftigen Thaten entschlossen, nicht allein geistig gesund und frisch, sondern auch leiblich lebend, mächtig und gewaltig in Hoffnung. Und woher stammt dies Bild? Aus den Zei-

len des Buches, welches vor ihr liegt und dessen Titel wir sogleich aus dem eigenen Munde der Leserin erfahren werden, ist es an das Tageslicht ihrer Gedanken hervorgestiegen. — Aber wie ist diese Gestalt beschaffen, die vor unsern Augen halb sitzt, halb liegt? O wenn sie doch stände, daß wir ihren vollkommenen Wuchs ungehindert betrachten, daß wir diese Rundung und Fülle der Schultern, des Nackens, der Hüften von allen Seiten bewundern könnten! Nein, das können wir jetzt noch nicht, aber wir schließen aus Allem, was wir sehen, daß es eine vollendete Schönheit an Körper und Antlitz ist, welche wir vor uns haben. In höchster Blüthe des Lebens prangt dieser volle und elastische Leib, jedes Glied an ihm ist reizend und üppig zugleich geformt. Ihre Arme, ihre Hände, ihre Füße, von denen sie nur den einen zeigt, indem sie ihn auf eine kleine Bank stützt, entsprechen allen Anforderungen, die das Auge des wählerischen Mannes an ein schönes Weib machen kann. Und wie stolz und anmuthig zugleich umwallt sie das schwere, schwarzsammtene Gewand, in welches dieser wundervolle Körper gehüllt ist, wie schließt es sich fest um die prangenden Formen der Brust, des schneeigen Halses, den nur ein einfacher schwarzer Seidenstrich umfängt. Wahrlich, eine ähnliche Erscheinung

muß Maria Stuart gewesen sein, als sie, über ihres Lieblings Schönheit nachsinnend, in ihrem Söller am Meeresrande saß, ihn vielleicht erwartend, vielleicht ersehnend. Doch wir haben keine Maria Stuart vor uns, einmal keine Königin, sodann keine buhlerische Schönheit, denn Helene ist ein engelreines, keusches Weib, eine Jungfrau im Denken und Empfinden, deren Lieben und Hoffen noch in der Knospe ruht. Auch ist ihr Haar nicht blond, sondern dunkelbraun; glänzend und reich, von der frei blickenden alabasternen Stirn ganz zurückgestrichen, läuft es hinten im Nacken zum künstlichen Neste zusammen, dessen schwere Flechten zwei düster funkelnde Granatenknöpfe — der einzige Schmuck an ihrem ganzen Körper — mühsam an einander halten. Und wie ist ihre Gesichtsfarbe, die Form ihrer Züge beschaffen? An Farbe kommt sie fast der Agathens gleich, denn auch sie ist ja ein nordisches Weib, wie Leonardo da Vinci sie liebte und malte; an Ausdruck der Züge, an Harmonie der Farbe nur ist sie vollendeter, gereifter, geistiger und von ausgeprägterem Charakter. Auch ihr blaues Auge ist strahlender, sprechender, voller und größer, und was die übrigen einzelnen Schönheiten dieses sinnigen Antlitzes betrifft, über welches, wie der leichte Schatten einer schwebenden Wolke, eine melancholische

Ruhe gleitet, so entsprechen sie vollkommen denjenigen, welche wir bereits mit immer noch zu matter Feder aus der Erinnerung hier entworfen haben. Wenn man Helenen mit Agathen vergleichen wollte, so könnte man sagen: Agathe ist ein unschuldiges, sanftes, neckisches Naturkind, Helene ein ausgeprägtes, durch des Lebens Schmerz verklärtes und vergeistigtes Weib; Agathe ist eine spielende Elfe, Helene eine königliche Fee; Agathe ist der verheißende Frühling, Helene der gewährende Sommer; Agathe — ja, sagen wir es nur gerade heraus — ein verliebtes Mädchen, Helene ein Liebe ahnendes, aber auch Liebe gewährendes Weib, wenn sie so glücklich sein sollte, Denjenigen aus den vielen Millionen Männern der Erde herauszufinden, den der göttliche Vater da oben für sie geschaffen hat.

„Wie oft," sagte Helene still nachdenkend zu sich selber, „habe ich dieses liebe Buch nun schon gelesen, und wie oft werde ich es noch lesen? Ich kenne beinahe jeden Gedanken darin auswendig und immer wieder treibt mich eine innere Gewalt, ihn noch einmal in diesen Blättern zu suchen, ihn mir zu verkörpern, ihn mit meinem Geiste zu verschmelzen. Ist es die Liebe zum Vaterlande, die mich am meisten darin anzieht, oder ist es der Schwung der Phantasie

des Redenden, der mich berauscht? O, es ist beides, beides, ich kann keins vom anderen trennen. — Oft ist mir, als hörte ich die Worte hier laut zu mir sprechen; es weckt mich plötzlich inmitten der Nacht ein seltsam klingendes Geräusch vor meinen Ohren — ich wache erschrocken und doch freudig auf, denn es spricht mir ein unbekanntes Wesen laut und deutlich die lieben Gedanken vor. Und doch ist das nur eine Täuschung, doch ist nur mein Geist so lebhaft ergriffen, daß er selbst im Schlafe davon nicht lassen kann. — Aber welche verführerische Macht liegt auch darin, welche gewaltige Tiefe und Poesie tritt uns aus den Ideen dieses Buches entgegen! Stimmen der Völker! Ja, auch ich höre Euer Brausen und Fluthen, und verstehe Euch wohl. O, wer Euer leises Wimmern, Euer wehklagendes Weinen, Euern laut tobenden Schmerz einmal erst hat ausschreien hören, der kennt Euch, Stimmen der Völker, der vernimmt Euern Ruf, ob er aus der Mitte der Civilisation oder aus den Steppen der Wildniß herübertönt. Und wer kein Herz hat für die Völker, die mit solchen Stimmen zu uns reden, um Haß und Groll gegen diejenigen zu empfinden, die diese Völker unterdrücken, der hat überhaupt kein Herz, weder für den liebreichen Schöpfer, noch für das wehklagende Geschöpf!

Ein schöner Titel: Stimmen der Völker! Wer dem Verfasser wohl denselben eingegeben hat! O, offenbar seine Seele, sein Geist, die voll Betrübniß sind und doch voll Hoffnung zu dem Urquelle göttlicher Verheißung dringen! Ich möchte ihm auch einmal nachflattern, wenn er sich zu der Höhe emporschwingt, wo er, forschend wie ein Adler, aber auch milde und Frieden tragend wie eine Taube, auf die unter ihm stöhnenden Völker hinabschaut! Aber ach, mir sind die Schwingen dazu versagt, nur Männer fliegen stolz der Sonne entgegen, wo wir Frauen demüthig über dem Erdboden flattern. Ich kann nur fühlen, vielleicht auch verstehen, was er mit so gewaltiger Stimme zu der aufhorchenden Welt spricht, und damit muß ich mich begnügen. —

Und daß er keinen Namen hat, dieser liebe Freund! Wie wunderbar! Aber wenn auch nicht seinen Namen, seine Person kann ich mir jedenfalls vorstellen, — ob richtig, ob falsch, das ist freilich die Frage. Wie oft habe ich schon darüber nachgedacht und niemals etwas Sicheres, Entschiedenes gefunden. Und wie alt mag er wohl sein? O, ein gereifter Mann ist er gewiß, dafür spricht schon seine Erfahrung, sein Wissen, seine Kenntniß von allen möglichen Verhältnissen der Welt. Und doch hat er eine so

jugendlich blühende Phantasie, daß er noch jung, wenigstens von Herzen sein muß. Aber das Herz ist ja immer jung und der Geist immer frisch, wem die Natur einmal mit beiden ein Geschenk gemacht hat. Die ewige Jugend ist ja die charakteristische Gabe für sie, darum nennt man diese Wesen begabt, darum dauern sie länger im Schalle und Gewoge der Völker, während unser Name verschwindet und ausgestrichen ist, sobald wir das Auge geschlossen haben. Welch trauriger Gedanke, seinen Namen auf ewig erloschen zu sehen! Hu, mich friert dabei, ich mag ihn nicht weiter denken. — Aber — soll ich noch einmal dieses Mannes gedenken, von dem ich vorher sprach? Ja, ich will's, die Sonne lächelt so heiter, und so will auch ich einmal heitere Gedanken hegen und pflegen. Ich möchte ihn wohl einmal mit meinen Augen sehen. Wenn er nun plötzlich, wie hergezaubert, vor mir stände? Was würde ich sagen? Würde ich Worte haben, ihn zu begrüßen, ihm zu danken? Nein, das würde ich nicht — aber was würde ich thun? Seltsame Frage, was kann ein Weib sagen und einem Manne thun, den es vergöttert?"

Und sie küßte das Buch, das sie instinktmäßig zu ihren Lippen erhoben, rasch, aber darum nicht weniger innig, und ließ es dann leise auf die schwellende

Brust gleiten, wo die Frauen halten, was sie am liebsten haben, als wolle sie damit das ungestüme Pochen zurückdrängen, welches aus der Tiefe ihrer Brust herauf beinahe hörbar bis zu ihren Ohren hämmerte.

„Närrische Frauen wir! Wenn wir etwas lieben, drücken wir gern unsere Lippen darauf und halten es an unserm Busen, den uns die Natur zur Wiege des Lebendigen gegeben hat — doch, das mag wohl einer Blume genügen oder einer Taube — aber einem Manne, wie diesem? Wenn er das nun eben gesehen und gehört hätte, was müßte er denken? Kann er sich wohl denken, daß ich ihn liebe — ja — liebe? Aber wie kann das Liebe sein, was wir für Jemand fühlen, den wir nicht kennen, den wir nie gesehen haben? O, mit dieser Liebe hat es doch wohl nicht so viel zu bedeuten, das ist nur die Liebe zu seinen Gedanken, die unsere Vertrauten sind, und von dieser bis zur Liebe seiner Person ist wahrscheinlich ein Sprung, den ich noch nicht gethan, ein Unterschied, dessen Größe ich noch nicht einmal ermessen kann! —

Daß dem ersten Theile aber noch immer nicht der zweite folgen will! Zehnmal habe ich darum nach Hamburg geschrieben und immer noch nicht ist mein Wunsch erfüllt worden. Wie lange werde ich noch

warten müssen! O, er ist so träge, dieser gute, liebe Mann; wenn er wüßte, wie man Verlangen trägt, ihn weiter zu lesen, er würde sich gewiß mit seiner Arbeit beeilen. Sagt es ihm, Lüfte, rauscht es ihm zu, Ihr Wellen da draußen, daß ein Augenpaar sehnsüchtig auf seinen Flügelschlag wartet, daß eine verlassene Seele seiner Aufmunterung bedarf! O Lüfte und Wellen, ja, Euch kann man Alles sagen, Ihr seid verschwiegen, so laut Ihr auch bisweilen redet; o, redet einmal zu mir, aber recht deutlich, daß ich Euch verstehe. Aber ach! man versteht Euch selten. Jedem sagt Ihr etwas Anderes und vielleicht Niemandem das Rechte. Der Eine übersetzt Euer Gemurmel in Beifall, Euer Brüllen in Zorn, dem Anderen tönt Eure Stimme als Musik, noch einem Andern als Schreckensruf, und doch drückt Ihr damit vielleicht etwas ganz Anderes aus! — Aber sieh, wie das Meer heut so leise wallt und die Eisstücke sich allmälig verlieren; Gottes allmächtige Sonne wird sie in Dämpfe und Tropfen verwandeln und der Frühling wird sie wieder mit den anderen Tropfen vereinen. Wie klar und rein heut die Luft ist — man müßte sie eigentlich genießen. Ich sitze zu viel, ich weiß es wohl, und doch studire ich so gern. Nun, ich werde nach dem Andreasberge gehen und mit

Agathen ein wenig herumlaufen. Ich habe ihren Vater noch nicht einmal begrüßt — auch Henrik ist oben — wir sahen ihn ja gestern herüberkommen — vielleicht ist er noch nicht zurückgesegelt, wenn er nicht nach Norden gereist ist. Doch was sollt' er im Norden? Ihn treibt es ja nur nach dem Süden! — Was er wohl zu der Veränderung meines Geschickes gesagt hat! — Ha! da fällt mir ein Gedanke ein. Ob Henrik wohl schon dies Buch gelesen hat? Gewiß hat er es gelesen, der ja beinahe Alles liest, was gut und edel ist. Ich will ihn gelegentlich einmal fragen. Sicher hat es auch ihm gefallen — aber die Männer hängen an Büchern nicht so sehr wie die Frauen; sie lesen lieber die Blätter des Lebens und wir leben mehr in den Blättern der Bücher — das ist der Unterschied zwischen dem Leben des Mannes und des Weibes, zwischen seinem Geiste und ihrem Herzen, zwischen seiner Thatkraft und ihrem Gefühle! — Und doch darf ich kaum mit ihm davon sprechen. Wenn er es nun nicht gelesen hätte und wollte es lesen — ich dürfte ihm ja mein Kleinod nicht zeigen, er läse dann meine einfältigen Bemerkungen, die ich daneben geschrieben. Und er ist so klug, so belesen und streng in seinem Urtheile. Er könnte am Ende mitleidig über mich lächeln. Nein,

nein, ich kann es ihm nicht zeigen, so werth er mir auch ist, — denn außer diesen einfältigen Bemerkungen stehen noch einige andere darin, die einem fremden Auge doch vielleicht zu glühend, zu leidenschaftlich erscheinen — und was müßte er denken, wenn er das sähe!

Ha! Da kommt er — die alte Lore hat ihn mir mit ihrem Aufschreie verrathen — wie sie sich freut, wenn sie ihn sieht — da steht er mit ihr — mein guter Henrik, mein Jugendfreund! Er hat doch eine stattliche Figur, ein edles Gesicht, ein treues rechtschaffnes Auge — ja, das hat er, ach ja! — Weg nun, mein Buch, in den Kasten hier und schnell den Schlüssel abgezogen. So. Nun ist es verwahrt. Er blättert in jedem Buche, was auf dem Tische liegt, und ich möchte am wenigsten in seinen Augen thöricht erscheinen, der so ernst und so gediegen ist. — Er tritt mit der Lore in's Haus. — Soll ich ihm entgegen gehen? Ja, warum nicht?" —

So endete das lange Selbstgespräch, welches wir belauscht, ohne daß Helene es bemerkt. Was die Männer doch neugierig sind! Nicht wahr? Nun, seid nur ruhig, Ihr lieben Frauen — bei wem gehen wir denn in die Schule, wenn nicht bei Euch?

Henrik hatte, wie wir wissen, die Treppe schon halb erstiegen. Da trat ihm zufällig auf der obersten Stufe Helenens Jungfer, Käthe, entgegen und sprach laut ihre Freude über seine Ankunft aus, denn Henrik hatten nicht allein die Herrschaften, sondern auch ihre Diener gern. Aber Käthe war wegen ihres verstorbenen Herrn, den sie nie mit Augen gesehen, in Trauer gekleidet, und das war für Henrik ein unerwarteter Anblick.

„Guten Morgen, Käthe," sagte er, beinahe erschrocken, „wie geht es Ihnen — ist Ihre Gebieterin schon zu sprechen?"

„Gewiß, Herr Paulsen — und es geht so erträglich."

„Aber was ist denn geschehen, warum —"

In diesem Augenblicke öffnete Helene von innen die Thür und trat ihrem Jugendfreunde einen Schritt über die Schwelle entgegen. Kaum aber hatte Henrik die hohe Gestalt und das herrliche Gesicht vor sich erblickt, da war Alles Uebrige in der Welt für ihn verschwunden. Eben wollte er seiner maaßlosen Freude durch Worte Luft machen — da faßte ihn ein neuer, viel heftigerer Schreck, denn auch Helene war gegen ihre Gewohnheit schwarz gekleidet — und sprachlos, mit bebender Lippe und bleichen Zügen blieb er un-

beweglich vor ihr stehen. Endlich aber faßte er sich und folgte mechanisch der schönen Freundin in ihr Zimmer — die Thür schloß sich hinter Beiden — Henrik war, wo er so lange zu sein gewünscht, — aber wie seltsam! Er hatte Alles vergessen, was er zu sagen sich vorgenommen, so fest er es auch seinem Gedächtnisse eingeprägt zu haben glaubte. —

Und etwas Aehnliches ist wohl schon vielen Männern begegnet. Denn wenn wir, von leidenschaftlichen Gefühlen für ein schönes Weib tief bewegt, uns auf den Weg zu ihr begeben, so pflegen wir wohl unsere Gedanken zu sammeln und die besten Worte, die uns zu Gebote stehen, hervorzusuchen, um einen angenehmen Eindruck auf unsere Geliebte hervorzubringen. Kaum aber sind wir in ihre bezaubernde Nähe gelangt, kaum schauen wir diese angebetete Gestalt, die wir so gern mit den Armen umschlingen möchten, so sind die gesammelten Worte in ein dunkeles Chaos verschwommen, ja, unsre Gedanken sind so ganz von unsern Empfindungen beherrscht, daß wir sie nicht frei entwickeln können, und wir erscheinen nicht selten kalt und gleichgültig, wo wir doch in der That so glühend und zärtlich wie möglich sind. —

So erging es auch Henrik an diesem für ihn so

verhängnißvollen Morgen. Endlich aber hatte er sich so weit gefaßt, daß er Helenens ihm entgegengestreckte Hand ergreifen und mit seinen Lippen berühren konnte, wie er gewöhnlich that. Dann aber erhob er den lockigen Kopf, schaute sie von Neuem erschrocken an und suchte vergebens nach Worten.

„Nun, Henrik," begann sie selber das Gespräch, „sein Sie mir herzlich willkommen. Aber was macht Sie so stumm, so betreten?"

„Helene!" stammelte er — „Verzeihen Sie mir, aber ich weiß nicht, was ich sagen soll — Ihr Kleid, das Kleid Käthe's, wie soll ich mir das deuten?"

„Wie!" rief jetzt auch Helene verwundert. „Waren Sie nicht auf Emmerslund? Hat man Ihnen dort nichts gesagt — Sie wissen es also noch nicht?"

„Niemand hat mir etwas gesagt — sie lächelten wohl Alle so heimlich — aber ich weiß von nichts —"

„Sie lächelten — und heimlich? Sie haben Sich wohl geirrt, mein Freund, denn man pflegt nicht zu lächeln, wenn man eine Freundin bedauert, die ihren Mann verloren."

„Wie? Was? Ist es wahr? — Sie sind — er ist —"

„Ja, Henrik, er ist todt — Arnold Parrhisius ist

gestorben und Sie finden Ihre alte Freundin in Wittwenkleidern wieder."

Henrik's Brust flog, seine Lippen bebten krampfhaft, der Uebergang von einem zum andern Gefühle war zu schnell, zu unerwartet. Er trat Helenen einen Schritt näher und sie hörte seinen Athem leidenschaftlich, wie noch nie, aus seiner Brust hervorsteigen.

„Ich danke, Henrik, mein lieber Freund," sagte sie sanft, „für Ihr schweigsames Beileid. Sie sind bestürzt, ich sehe es. Verständlicher kann Niemand sein Mitgefühl aussprechen. Schweigen wir denn darüber, es war Gottes Wille so. Und nun, Henrik, setzen wir uns — wie geht es Ihnen?"

„Wie es mir geht?" stammelte immer noch Henrik. „Wie es mir geht, Helene? O! Mir geht es gut — mir geht es — wollte ich sagen — aber mein Gott, verzeihen Sie, ich kann mich so schnell gar nicht fassen — das war nicht recht von Agathen und ihrer Mutter — gönnen Sie mir nur einen Augenblick zur Erholung — also — er ist wirklich todt?"

„Ja, Henrik — er ist todt!"

„Der Arme! — Der Glückliche, wollte ich sagen. Und darum sind Sie so früh hierher gekommen?"

„Ja, Henrik, darum bin ich gekommen. Ich will diesen Sommer und den ganzen Winter hier bleiben

und mich von den tiefen Eindrücken erholen, den dieser Todesfall auf mein Gemüth gemacht hat."

„Sie bleiben hier? Ja? O, welch ein merkwürdiges Zusammentreffen!"

„Wie so, mein Freund?"

„Uns führt ein ähnliches Schicksal hier zusammen. Ich bleibe jetzt auch im Sundewitt, denn ich habe sonst jede Heimat und Alles verloren, was ich besaß —"

„Wie? sollten Sie auch einen Schmerz erfahren haben, Henrik?"

„Mehr als einen, Helene! Sie haben Ihren Mann, ich meine Aussicht in eine glänzende Zukunft verloren. Sie sehen einen Bettler vor sich stehen, der weiter nichts besitzt, als einen armseligen Bauernhof. Die königlichen Gerichte in Kopenhagen haben gegen mich entschieden."

„Wie, man hat es gewagt? O mein armer Freund!"

„Man hat es gewagt, ja; mein schönes Vermögen und mein ehrlicher Name gehört jetzt dem Könige von Dänemark, und dafür hat man mir den eines Verräthers gegeben."

„Henrik Paulsen! Ist es wirklich so! Also auch ich habe ein Beileid auszusprechen? O, ich thue es

von ganzem Herzen!“ Und sie bot ihm herzlich die Hand und blickte ihm theilnehmend in die Augen.

Henrik fing an zu lächeln. Sein Muth hob sich — der Ausspruch dieses Beileids hatte seinen Schreck vollständig überwunden. „Ich danke Ihnen, Helene,“ sagte er und setzte sich in ihre Nähe, „Ihre Theilnahme belebt und erhebt mich. Mein Verlust ist eigentlich so groß nicht. Ich bin von jeher ein genügsamer Mann gewesen, mein Leben lang, und da hat dieser letzte Schlag nicht viel zu bedeuten. Ich kann denken, arbeiten, wie Sie wissen, ja, und die Arbeit des Gedankens kann einem Manne sein Auskommen verschaffen. Außerdem habe ich Freunde —“

„Ja, die haben Sie — auch ich gehöre dazu.“

„Helene! Darf ich es hoffen?“

„Hoffen blos? Warum nicht wissen? War ich Ihnen nicht immer befreundet?“

„Ja, das waren Sie. Wir waren noch Kinder, als unsre Augen sich zum ersten Male begegneten — jetzt aber, jetzt bin ich ein Mann, und Sie sind — ein Weib geworden. Aber wohl mir, daß Sie Sich innerlich in Nichts geändert, daß Sie noch immer die Erinnerung an unsre Jugend bewahrt haben. O, wir finden im Alter so wenig neue Freunde — und ich,

ich will mich Ihrer Freundschaft würdig beweisen — ja, das will ich, so wahr mir Gott helfe!"

Und er seufzte tief auf und schwieg, sinnend vor sich hin blickend. Bald aber war er mit der Freundin in ein ernstes Gespräch vertieft. Es betraf die Zeiten, in denen sie lebten, und die Geschicke derer, mit denen sie durch Neigung und Freundschaft innig verbunden waren. Als aber auch dieses Gespräch zu Ende, wußte Henrik nicht mehr, was er sagen sollte, sein erster Besuch schien ihm lange genug gedauert zu haben. Er stand daher auf, ergriff seinen Hut und schickte sich an, Helenen zu verlassen. Schon stand er vor ihr, um Abschied zu nehmen, da fuhr Helenen ein muthiger Gedanke durch den Kopf.

„Henrik," sagte sie stockend, „ich habe noch eine Frage, die Sie mir vielleicht beantworten können. Sie sind ein Literat und haben — viele Bücher gelesen, auch manche Bekanntschaften unter denen gemacht, die Bücher geschrieben haben. Ist Ihnen einmal ein Buch vor Augen gekommen, welches — welches — den Titel „Stimmen der Völker" führt?"

Ueber Henrik's Gesicht flog ein lebhafter Schimmer freudigen Erstaunens. Aber augenblicklich hatte er seinen Entschluß gefaßt und er war Mann genug,

ihn standhaft auszuführen. „O ja," erwiderte er, „ich habe es gelesen — man liest ja so Vieles —"

„Dies ist nicht wie so Vieles. Und ist Ihnen an dem Buche nichts aufgefallen?"

„Aufgefallen? Was sollte mir daran aufgefallen sein? Es trägt den Stempel seiner Zeit und diese Zeit ist trübe."

„Trüb? Ja. Sie ist sehr trübe." Und augenblicklich lenkte sie ihre Gedanken in ihre Seele hinein und diese Seele sagte: Er hat es zwar gelesen, aber er findet nicht darin, was ich darin finde. Er ist Mann, ich bin Weib. Also still — ich habe mich entweder in ihm oder in mir getäuscht. —

O! Und auch ihrer Lippe entschlüpfte ein Seufzer, dessen Bedeutung Henrik bei Weitem nicht erkannte, nicht erkennen konnte, denn er bezog ihn auf ganz andere Dinge, als denen er geweiht war.

„Wohin gehen Sie von hier?" fragte Helene ablenkend.

„Ich will einen Augenblick zur alten Lore gehen, dann will ich Mevissen und Kühlwetter besuchen und dann zu Andreas zurückkehren."

„So werde ich Sie begleiten, wenn Sie wieder vorüberkommen; auch ich wollte Emmerslund heute besuchen."

„So werde ich mich beeilen, Helene, leben Sie wohl. Auf Wiedersehen!“

Und nachdem er noch einmal ihre Hand geküßt, ging er rasch aus dem Zimmer, frohlockend im Herzen, daß ihm ein so schöner Spaziergang bevorstand. Ach! wir sehen so oft die Zukunft vor unsern verlangenden Augen blitzen, daß wir die glühenderen Strahlen der Gegenwart darüber vergessen! Auch Henrik dachte schon an die kommende schöne Stunde, während er dem vielleicht süßeren Kelche der gegenwärtigen noch lange nicht auf den Grund geschaut! —

## Siebentes Kapitel.

### Der dänische Seekadet.

Der alten Lore und den beiden befreundeten Capitainen war der versprochene Besuch abgestattet und der schöne Spaziergang mit Helenen der Verabredung gemäß vollendet. Henrik hatte einen köstlichen Mittag und Nachmittag in Emmerslund verlebt. Ihm war zu Muthe, als ob sich eine Wolke über ihm geöffnet und ihren himmlischen Segen auf ihn herabgelassen hätte. Eine Art Rausch, wie er ihn nie zuvor empfunden, hatte sich seines Geistes bemächtigt und er konnte kaum die Möglichkeit des Glückes begreifen, welches ihm die waltende Vorsehung wider alles Erwarten an diesem Tage gespendet hatte.

An die für den Nachmittag verabredete Rückkehr nach dem Sundewitt wurde nicht gedacht, obgleich das

Boot auf des Commodores Befehl dazu gerüstet war und die Ruderer die Herren erwarteten. Aber Henrik schien seinen Wunsch, sobald wie möglich nach Hause zurückzukehren, vergessen zu haben, und sein Freund erinnerte ihn nicht daran. Glücklich und heiter, wie man es lange nicht in so befreundetem Kreise gewesen war, saß man gegen Abend, als das Zwielicht seinen dämmerigen Schein durch die Fenster sandte, um den großen Tisch, bei knisterndem Feuer, und plauderte und scherzte, wenn auch mit gemäßigter Laune, wie es die ernste Stimmung der Anwesenden zu fordern schien. Agathe war vor Allen vergnügt; selbst mit Friedrich, was sie selten that, trieb sie ihre Späße, und mehr als einmal flüsterte sie der Mutter oder Helenen neckische Dinge in's Ohr. Helene selbst befand sich in sanfter, bewegter Stimmung; sie sah sich so gern gesehen, so herzlich geliebkost von der ganzen Familie, daß sie vergaß, was Drückendes auf ihrer Seele lag. Friedrich verhielt sich still wie gewöhnlich; wie sein Vater war er kein Mann von vielen Worten, aber er lächelte oft bei den scherzenden Reden seiner Schwester, wie er Agathen nannte, was ihr selber am seltsamsten zu klingen schien. Henrik war von Allen der gesprächigste. Mit gerötheten Wangen und sprühenden Augen erzählte er alles in Kopenhagen Erlebte

und Erduldete, und mehr als einmal sah er dabei Helenens funkelndes Auge herzlich theilnehmend auf sein Antlitz gerichtet.

So verstrich der Abend; man setzte sich zu Tische. Und als auch das Nachtessen vorüber war, gab man sich wieder den Besprechungen der Gegenwart und Zukunft hin, wie man vor Tische der Vergangenheit sein Ohr geliehen. Endlich erhob sich Helene, um nach Hause zu gehen, und da fiel es Henrik zum ersten Male ein, daß auch er noch einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen habe. Dennoch wollte er erst Helenen nach Hause geleiten, deren Diener sich bereits eingefunden hatte. Als man aber vor die Thür trat und einen dichten Nebel wahrnahm, der selbst die nächsten Gebäude des Hofes verhüllte, da fragte Helene, sich freundlich an Henrik wendend: „Und Sie wollen wirklich noch heute nach dem Sundewitt hinüber?“

„Ich muß, Helene, man erwartet mich und ich habe morgen viel nachzuholen.“

„Nein!“ erwiderte sie und trat in das Haus zurück. „Ich gehe nicht eher von hier fort, bis Sie mir versprechen, diese Nacht hier zu bleiben. Habe ich nicht Recht, Capitain, — ist dieser Nebel in Verbindung mit den Eisschollen nicht gefährlich?“

Andreas lächelte; auf einen ihm verstohlen zukommenden Wink aber erklärte er die nächtliche Ueberfahrt für unmöglich, und so sah sich Henrik gezwungen, wider Erwarten noch eine Nacht in Emmerslund zu bleiben. Auf dem Heimwege nach dem Epheuhause bot er Helenen den Arm, wie er es auch früher gethan, und der lange Weg wurde ihm zum flüchtigen Schritte, er hätte gewünscht, die ganze Nacht im Nebel mit dem schönen Wesen umherzuirren, das sich so vertraulich auf seinen Arm stützte und die freundlichsten Worte mit ihm wechselte.

Endlich aber einmal mußte der Abschied erfolgen, und mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens schieden Beide von einander. Sinnend, grübelnd und doch entzückt von geheimer Lust, kehrte Henrik nach Emmerslund zurück; nie hatten so süße Träume ihn umschwebt, wie in der folgenden Nacht.

Morgens um acht Uhr aber erklärte er sich unwiderruflich zur Fahrt entschlossen, und trotz des noch immer undurchsichtigen Nebels wurde sie bald darauf in's Werk gesetzt. Der Commodore selbst leitete das große Boot, welches von vier Ruderern bewegt wurde, denn der Wind war zu gering und die Luft zu dick, um ein Segel benutzen zu können. Als Andreas seinen Freund im Sundewitt an's Land gesetzt, fuhr

er sogleich zurück, denn ihn riefen Geschäfte auf sein Gut. Henrik aber stieg in seine einsame Wohnung hinauf, voll Hoffnung und Vertrauen, daß sein Schicksal von jetzt an wieder eine günstigere Wendung nehmen werde. Verlassen wir ihn hier, ohne ihn in sein Haus zu begleiten; erst später werden wir erfahren, welche neue Ueberraschung ihn daselbst erwartete. Bleiben wir zunächst noch auf dem nördlichen Ufer des Meerbusens und sehen wir die Ereignisse mit an, die sich hier in den nächsten Stunden und Tagen zutrugen.

Es war ungefähr zehn Uhr Morgens; der Commodore und Friedrich, der am Tage vorher vergeblich nach Apenrade geritten, wo er die gewünschten Pferde schon verkauft gefunden hatte, waren zu einigen Nachbarn gegangen, um mit ihnen wegen ihrer brauchbaren Gäule zu unterhandeln. Noch immer lag der Nebel schwer auf dem Wasser, während er sich am Lande bereits hie und da gesenkt hatte. Die Sonne brach langsam durch die wogenden Dunstschichten und einzelne Strahlen funkelten bereits aus der Höhe herab, als ein unerwartetes Schauspiel die Strandbewohner in nicht geringe Bewegung versetzen sollte.

Die Schifffahrt war zur Winterszeit in der Regel mäßig, wochenlang stand sie bisweilen wegen des

Eisganges ganz still, immer aber zeigten sich einzelne Schiffe, die ein kühner Capitain oder die Noth in den Hafen zu Apenrade trieb. Für den Bewohner jener Strandgegenden war es daher kein besonderes Schauspiel, ein Schiff heransegeln zu sehen, liefen zur Sommerszeit doch wenigstens ein Dutzend täglich ein und aus. Anders aber verhielt es sich, wenn einmal ein Kriegsschiff sich zeigte. Dann eilte Jedermann an den Strand, denn man erwartete stets etwas Neues von einer solchen Erscheinung. So sollte es heute geschehen. Begeben wir uns nun nach Capitain Kühlwetter's Strandhäuschen, welches, wie schon gesagt, am weitesten von Apenrade entfernt, also zunächst am Meere und nicht allzuweit von der Mündung der großen Bucht entfernt lag. Der kleine dicke Capitain saß in seinem fast überheizten Stübchen, die dampfende Pfeife im Munde und die Brille auf der Nase, denn er studirte, wozu er sich stets jener zwei Gläser zu bedienen pflegte, die ihm einen seltsamen Anstrich von Gelehrsamkeit gaben, welche mit seiner übrigen Erscheinung in etwas starkem Gegensatze stand. Der Capitain las heute sehr eifrig in einem abgegriffenen alten Buche, welches von der Belagerung und Beschießung Kopenhagen's durch die Engländer im Jahre 1807 handelte. Der aufmerksame alte Student be-

fand sich eben mitten im Feuer und seine Geberden dabei waren die eines in Thätigkeit begriffenen Seemanns der alten Schule, das heißt, er stampfte mit den Füßen den Boden und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Alles um ihn her tanzte und krachte. Endlich war er an die Katastrophe gelangt, der Sieg war, wie er schon zwanzigmal gelesen, den Engländern verblieben. Da stand er befriedigt auf, legte die Brille auf das geheiligte Buch, stopfte sich eine neue Pfeife und stieß eine ganze Reihe ächt seemännischer Flüche aus.

„Wetter und Sturmwind!“ schrie er, „das heiße ich gut gepfeffert! So muß es kommen! 'runter, 'runter alle Maste und die ganze Teufelstakelage! Prosit die Mahlzeit, da haben wir's! Haha, meine Bürschchen, gut gepfeffert, sehr gut gepfeffert!“

Und damit trat er an einen alten Wandschrank und füllte sich ein ansehnliches Glas mit geistiger Flüssigkeit, die ebenfalls nicht wenig gepfeffert war. Aber bei solchem Nebel, wie er da draußen wogte und huschte, konnte man schon etwas Scharfes vertragen, zumal eines alten Seehunds Magen, wie er den seinen nannte. Plötzlich, wie durch Instinkt getrieben, und als die Süßigkeit des Genossenen noch nicht ganz von seinen Lippen verschwunden war, drehte er sich nach dem Fenster herum und schaute auf das Meer

hinaus. Aber da fiel ihm beinahe die Pfeife aus dem Munde. Der Nebel hatte sich fast überall gesenkt und nur noch einzelne Flocken wirbelten in rasch verrinnenden Wolkenschichten über die dampfenden Gewässer hin; allmälig war die Sonne durchgedrungen und streute ihre Strahlen schon hie und da über die Gegend aus. Dennoch konnte unser Freund das gegenüberliegende Ufer nicht vollständig erkennen, aber was kümmerte ihn auch das? Denn fast in der Mitte des Wassers, wie aus den Wolken herabgefallen, lag fast bewegungslos ein prächtiges kleines Schiff und wiegte sich stolz auf den leise schaukelnden Wellen. Eines Blicks nur bedurfte es bei dem erfahrenen Seemanne und er hatte in jenem Schiffe einen alten Bekannten erspäht, den Kriegs-Schooner Neptun, und er eilte sogleich hinaus, den unerwarteten Ankömmling aus der Nähe zu betrachten. Das Fahrzeug glitt etwa 800 Schritte vom Strande entfernt langsam dahin und bald hatte es die Höhe von des Capitains Wohnung erreicht. Es war der Schooner, dessen Ankunft der Commodore den Seinen schon vor zwei Tagen verkündet hatte, wovon der alte Kühlwetter aber nichts wußte. Lustig flatterte der strahlende Danebrog in der frischen Morgenluft und unter gerefftem Segelwerke arbeitete sich sein Kiel leise durch

die Fluth, mehr von der Strömung als vom Winde wie ein Gespenst der Nacht dahingetragen.

„Hol's der Teufel!" sagte der Capitain, der von der Ursache der Anwesenheit des Schooners keine Ahnung hatte. „Es ist der Neptun. Was will der kleine Satan hier? Will er wieder sein dänisches Kuckucksei in ein deutsches Nest legen? Das sollte mir nichts Neues sein. He! Er ist stark bemannt, wie es scheint — eins seiner Großmäuler ist gegen das Land her aufgesperrt — ganz verwettert feindselig sieht das verfluchte Ding aus. — Na, was soll denn das bedeuten, he?"

Und er war, während er diese Worte in abgerissenen Sätzen sprach, dicht an den Strand getreten und schaute mit lüsternem Auge auf das Kriegsschiff hin, von dessen Steuerbordseite eine weiße Flagge herabwehte, die von Zeit zu Zeit gegen das Land geschwenkt zu werden schien. In diesem Augenblicke kam Capitain Mevissen am Strande daher gelaufen und eine Strecke hinter ihm humpelte auch Capitain Bardow heran, schon von Weitem mit beiden Armen nach dem Wasser winkend.

„Na guten Morgen, Kam'rad!" schrie ihm Capitain Kühlwetter entgegen, „Du kommst zur rechten

Zeit. Sieh Dir das Ding da mal an. Was mag es wollen?"

„Was es wollen mag? Was geht das uns an? Sind wir etwa seine Lootsen oder Ewerfahrmänner? Kennt ein Capitain sein Fahrwasser bei dieser stillen See nicht mehr?"

„Bei meiner Ehre, Mevissen — das ist doch nicht ganz so. Sieh, der Kerl wird sich den Arm ausschwenken. Holla, Bardow! Heran, Mann, rudert einmal ein Bischen schneller an unsern Steuerbord — hier wird ein Kriegsrath gehalten — wißt Ihr vielleicht, was der da drüben will?"

Capitain Bardow war außer Athem herbeigehinkt. Verwundert wie seine Kameraden blieb er bei ihnen stehen, seine scharfen Augen unausgesetzt auf den Schooner gerichtet. Endlich sagte er athemlos:

„Ich gäbe etwas darum, wenn der Commodore hier wäre — er hat seinen Jungen auf dem Schiffe, es ist der Neptun."

„Meinetwegen, aber warum winken sie uns immer zu? Sollen wir ihnen einen Besuch auf was Warmes abstatten? Ich danke; ich tauche mit keinem Dänen meinen Löffel in die Suppe. Aha! Jetzt werden wir was hören — da steigt schon der

Rauch auf — bums, hat er gesagt, hört Ihr's — was soll das aber bedeuten, sag' ich?"

Und in der That, ein dumpfer Kanonenschuß donnerte von einer Bugkanone hernieder und setzte die ganze friedliche Bevölkerung rings um in Bewegung, während der blaue Rauch des Geschützes langsam über das Wasser wirbelte.

„Er steckt, so wahr ich lebe, in einer Klemme, der Bursche!" rief der Capitain Kühlwetter und schwenkte den Hut. Hurrah, du Großmaul, wie schmeckt's Dir?"

„Sollte er auf eine Sandbank gerathen sein, wie ihrer ein Dutzend vor dem Andreasberge liegen, oder wenigstens eine befürchten?" schrie Mevissen mit seiner Stentorstimme. „Das kann ich mir aber doch nicht denken — so weit ich's von hier beurtheilen kann, liegt er im richtigen Fahrwasser."

„Ich verstehe wahrhaftig seine kauderwelschen Signale nicht — da brummt er noch einmal — Jungens, sage ich, ich werde warm — was will er?"

„Holla! Ich hab's!" rief mit einem Male Capitain Bardow — „Er verlangt ein Boot —"

„Bah!" sagte der lange Mevissen, „dann kann er sich deutlicher ausdrücken —"

„Nun wahrhaftig, das thut er nach Kräften — Ha, der dritte Schuß. Jetzt wird es Zeit, Jungens,

kommt, wir wollen die Jolle in See bringen — faßt an."

Und ohne zu sprechen, da sie jetzt alle Drei gleich willig zur That entschlossen waren, hatten sie bald mit Hülfe einiger Leute, die die Neugierde am Strande versammelt, das Boot von seinen Stützen gehoben, umgedreht und in's Wasser gewalzt, worauf die sich Einsetzenden sogleich zu den Riemen griffen. Kaum bemerkte die Schiffsmannschaft, daß man endlich ihrem Wunsche entgegenkam, so wandten sie die Raaen, der Bug des Schooners drehte sich langsam erst gegen das Ufer, dann wieder zum Meere hin, so daß er jetzt seine Backbordseite zeigte, und lavirte dann mit offenen Obersegeln, die den über die Hügel streichenden Wind auffingen, nach Osten zurück.

Unterdessen ruderten die drei Capitaine, von zwei willigen Burschen unterstützt, aus Leibeskräften, die Schollen, die um sie her tanzten und tauchten, gar nicht beachtend, denn es war ihnen Spielerei, durch einen Wasserpfad mit Hindernissen zu laufen. Endlich kam man dem Neptun näher, die feinen Spieren und die zierlich auf- und ablaufende Takelage traten klarer hervor und man konnte bereits die Gesichtszüge der auf Backbord stehenden Schiffsmannschaft erkennen. Capitain Bardow, der am Helmstocke saß, lenkte

seine Jolle kunstgerecht an die Backbordpforte. Wie ein Wettrenner schoß das kleine Ding auf den dagegen ungeheuer groß erscheinenden Schooner los. Die Ruderer ließen jetzt allmälig in ihrer Arbeit nach und die Jolle bewegte sich in gemessener Eile ihrem Ziele entgegen.

„Ein schmuckes Ding!“ sagte Capitain Kühlwetter. „Hol's der Henker! Schöne Spieren, zierliches Tauwerk, Alles in bester Ordnung. Das verstehen die Hunde!“

„Zwölf Kanonen! Bei meinem lahmen Beine!“ rief Capitain Bardow. Alles nett und rührig! Ich wünschte, ich könnte ihn kapern!“

„Still!“ herrschte ihm sein Freund Mevissen zu: „Deine Stimme ist nicht so jungfräulich, daß sie nicht von hier bis Apenrade hinunter schallte. Aha! da steht schon ein Herr mit einer Goldverbrämung. Er schneidet ein krauses Gesicht — ein ächtes Dick-Wetter-Gesicht — gebt Acht, wir werden gleich was zu hören bekommen.“

„Halloh!“ rief eine kräftige Stimme vom Backbord herab, die dem vorhergenannten Offiziere angehörte, der den goldenen Streif um die blaue Mütze trug, und fast zu gleicher Zeit ward ein Tau in geschickt geworfenem Bogen über die Jolle geschleudert,

nach dem sogleich einer der Männer griff, um das kleine Fahrzeug sicher an die Wand des Schooners zu bringen.

„Halloh, Ihr Herren, habt Ihr keine Ohren mehr? Versteht Ihr keine Signale von Sr. Majestät Schiffen?“

„Wenn sie nicht verständlich genug gegeben werden, nein!“ antwortete Capitain Bardow mit seinem mächtigsten Brummton.

„Dann thätet Ihr wohl, noch einmal an Bord zu kommen und etwas sehr Gewöhnliches zu lernen.“

„Dank Euch für den guten Rath, Herr; ich habe in meinem Leben genug Grütze gegessen und schlafe jetzt in meiner eigenen Back — hm! Was befehlen die gestrengen Herren?“

„Ein Boot, weiter nichts, und da Ihr es habt, so ist es gut und alle Rede überflüssig. Oder glaubtet Ihr vielleicht, wir würden ein Boot Sr. Majestät dem schneidenden Eise aussetzen, wenn es der Dienst nicht erfordert? Paßt ein andermal besser auf, oder wir machen einen Schlitz in Eure deutschen Ohren. Heda, Kadet, vorwärts!“

„Oho!“ brummten die drei Männer in der Jolle und gaben ein sehr verständliches Nasengeräusch von sich, das ohne Zweifel als Insubordination betrachtet worden wäre, hätte es sich an Bord zugetragen. Gleich

darauf aber kletterte ein gewandter junger Mann, in die weite blaue Jacke eines dänischen Seekadeten gekleidet, an zwei Tauen vom Schooner herab und einen Augenblick später glitt er in die Jolle, die augenblicklich das zugeworfene Tau fahren ließ und vom Schooner abstieß, um dem Lande zuzueilen.

„Was das für grobe Esel sind!" brummte der Steurer der Jolle, als er den Bug derselben dem Strande zugerichtet sah.

„Nicht so laut gebrummt, Alter, Respekt in Sr. Majestät Dienst!" belehrte die Stimme des angehenden Seehelden.

„Oho, Junker, wir sind nicht in Sr. Majestät Dienst und nie darin gewesen. Oder glaubt Ihr, weil Ihr seit Kurzem den goldenen Streif da an der Kappe und den kleinen Spieß an der Seite tragt, Ihr hättet uns in unserm eigenen Boote die Ohren zu waschen? Das ist ein schlechter Morgengruß von Euch. Aufgeschaut, Junker Erik, Ihr seid bald auf vaterländischem Boden — hier ist man freundlicher gegen seine alten Bekannten. Und nun guten Tag, mein Junge!"

„Guten Tag, Ihr Herren," sagte jetzt lächelnd der junge Mann, „guten Tag, Capitain Bardow, Kühlwetter und Mevissen — Potz tausend, da seid Ihr

ja alle Drei, Ihr Brummbäre — was machen die Eltern, he?"

„O, Beide oben auf, Junker Erik, wenn Ihr ihnen keinen Strich durch die Rechnung macht —"

„Wie meint Ihr das, Capitain Bardow?"

„Na, gebt mir die Hand, kleiner Mann, obgleich Ihr Euch — ich weiß nicht, warum — sehr groß vorzukommen scheint, und nun kein Wort mehr über das ungewaschene Maul beim ersten Gruße. Ihr seid ein ganz schmuckes Kerlchen geworden, seit wir uns zum letzten Male gesehen."

Der junge Seekadet spreizte sich bei diesen Worten sichtbar und blies seine rothen Wangen auf, und nachdem er gleichsam beistimmend dem alten Freunde zugenickt, wandte er sein Auge dem absegelnden Schooner nach.

So erreichte man schweigend und von Seiten der drei Capitaine ziemlich verdrießlich den Strand, wo Erik sogleich, nachdem er sich flüchtig bedankt und dem sonderbaren Kleeblatte die Hand gereicht, an's Land sprang und mit behendem Schritte dem Wege zueilte, der an Capitain Bardow's Hause vorbei nach dem Andreasberge führte, ohne sich ein einziges Mal in seiner schönen Heimat umzuschauen. Eine Viertelstunde später war er im Vaterhause und lag der vor

Freude weinenden Mutter in den Armen, die sich an dem frischen Aussehen ihres Lieblings nicht satt genug sehen konnte.

Die drei Capitaine aber, als sie den jüngsten Sohn ihres verehrten Commodore seines Weges ziehen sahen, blickten ihm schweigend nach, bis er ihre Worte nicht mehr vernehmen konnte. Dann aber blinzelten sie sich verständlich an und der lahme Bardow sagte mit beinahe gerührter Stimme zu seinen gleichgesinnten Kameraden:

„Na! Der pfeift aus einem andern Loche, wie sein Vater und sein Bruder. Gott steh mir bei, aber der Teufel soll mir mein Logbuch beschmieren, wenn der Alte seine große Freude an dem Jungen hat — bah! —“

---

Im Herrenhause auf dem Andreasberge herrschte in den nächsten Stunden nach des Junkers Ankunft theilweise wenigstens eine sehr große Freude und eine nicht minder große Beweglichkeit in Küche und Keller, denn die zärtliche Mutter hatte längst im Stillen alle Vorräthe in Anspruch genommen, um ihren Liebling mit allen möglichen Leckerbissen zu überschütten. Erik

nahm die Beweise dieser Zärtlichkeit mit der Miene eines Menschen auf, der an dergleichen gewöhnt ist und nichts anderes erwartet hat, da er sich selbst derselben für vollkommen würdig hält. Was seine äußere Erscheinung betrifft, die gleichfalls den mütterlichen Beifall erregte, obwohl sie nicht so durchaus vortheilhaft war, wie Erik selber zu glauben schien, so haben wir sie zwar schon angedeutet, fügen hier aber noch hinzu, daß er an Größe seinen etwa sechs Jahre älteren Bruder nicht erreichte, daß er blondes Haar wie die Mutter und auch mehr die Gesichtszüge dieser als des Vaters hatte und daß er sich in einer Haltung bewegte, die nicht allein bedeutend von der einfachen und natürlichen Gewohnheit seiner Verwandten abwich, sondern mehr von dem geschniegelten Wesen und der erkünstelten Ausdrucksweise eines dänischen Seestutzers an sich trug, als gerade unumgänglich nöthig war.

Erst gegen Mittag kam der Vater mit Friedrich von seinem Ausfluge zurück und fand seinen jüngeren Sohn schon in die Behaglichkeiten des elterlichen Hauses eingebürgert. Er empfing ihn mit warmer Freude, aber diese Freude war nicht so frohlockender Art wie die der Mutter; es mäßigte sie vielmehr ein trüber Gedanke, der im Hintergrunde seiner Seele

schlummerte und dem er, wie wir sogleich sehen werden, erst später einen Ausdruck gab. Friedrich bewillkommnete seinen Bruder herzlich, aber in seiner ernsten und kurzen Art; er schien des Vaters Bedenklichkeiten zu theilen und richtete seinen forschenden Blick oft unbemerkt auf das sichere und sich fühlende Wesen des jungen dänischen Offiziers, als wolle er ihn prüfen und aus seinem jetzigen Benehmen auf seine künftigen Handlungen schließen.

Erik hatte aber offenbar noch etwas Anderes erwartet, als diesen freundlichen Empfang von Seiten seiner nächsten Verwandten. Sichtbar verlegen behielt er alle Thüren im Auge, ob sich nicht die eine oder andere öffnen und eine sehnlichst herbeigewünschte schlanke Gestalt daraus hervorschlüpfen würde. Aber keine der Thüren öffnete sich zu diesem Behufe und er war innerlich ergrimmt, daß gerade diejenige der Hausgenossen so theilnahmlos bei seinem Besuche blieb, auf deren zärtliches Entgegenkommen er am meisten gerechnet hatte. Wo war Agathe an diesem Morgen? War sie etwa abwesend? — Nein, sie war zu Hause und wahrscheinlich mit einer dringlichen häuslichen Arbeit beschäftigt, denn es verging beinahe eine volle Stunde, bevor sie in's Zimmer trat, wo Erik gerade zufällig einen Augenblick allein saß, beschäftigt,

ein Glas Portwein zu leeren und eine von des Vaters besten Cigarren zu versuchen.

Erik sprang wie eine Stahlfeder empor, als das Mädchen in die Thür trat und augenscheinlich eine gewisse Verlegenheit verrieth, da sie ihren Bruder allein vor sich sah. Aber dieselbe bekämpfend, sagte sie sogleich mit ihrem lieblichen Lächeln: „Guten Tag, Erik," und reichte ihm die Hand, die der junge Mann sogleich ergriff und in der seinigen behielt, während sein Auge wie das eines Falken in das ihrige schaute.

„Nun!" erwiderte er, schon von diesem kalten Empfange leicht verwundet — „und Du küssest mich nicht? Bin ich Dir so fremd geworden?"

Agathe antwortete nicht, aber unwillkürlich erröthend neigte sie die Wange zu ihm hin, um seinen Lippen entgegen zu kommen.

„Nein," rief Erik schmollend, „solchen Kuß will ich nicht. Behalte ihn für Dich selber. Du bist mir also immer noch böse, Agathe, und kannst meine Unarten, wie Du sie nanntest, noch nicht vergessen?"

„Ich bin nicht mehr böse und habe alles Unangenehme vergessen, aber erinnere mich nicht selber wieder daran. — Wie geht es Dir, gefällt es Dir noch so gut wie früher in Deinem Berufe?"

„Köstlich, Agathe, und ich habe Dir viel davon zu erzählen. O, Ihr armseligen Landbewohner, wie sehr bedauere ich Euch!“

„Wir sind nicht so sehr zu bedauern, wie Du meinst; frage einmal Friedrich, ob er sich nicht in Erfüllung seiner Pflicht ebenso befriedigt und glücklich fühlt, wie Du?“

„So!“ wollte Erik erwidern, aber er wurde an der Fortsetzung des Gespräches gehindert, denn die Thür ging auf und es zeigte sich der, von dem Agathe so eben gesprochen hatte. Gleich darauf schlüpfte letztere aus dem Zimmer und die beiden Brüder blieben bis zum Mittagessen allein, um sich ihre Erlebnisse seit ihrer letzten Trennung ausführlicher mitzutheilen. —

Der kurze Wintertag verstrich der Familie des Capitains rascher als gewöhnlich, denn Vieles hatte man dem auf kurze Zeit anwesenden Sohne zu berichten, vieles neu Beschaffte vorzuzeigen und manches Alte wieder in Erinnerung zu rufen. Was Erik aber am meisten zu beunruhigen schien, das war die ungewöhnlich schweigsame Art seines Vaters, die er gerade bei diesem Besuche am wenigsten erwartet hatte, obwohl er aus einigen Andeutungen desselben bei seinem neulichen Aufenthalte in Kiel auf ernst-

hafte Aufklärungen gefaßt war. Aber Erik kannte seinen Vater sehr wenig, wenn er geglaubt hatte, derselbe werde gleich im ersten Augenblicke mit seinen Absichten hervortreten. Still und unbemerkt beobachtete der Vater den Sohn, um sich erst seine Meinung über ihn zu bilden, ehe er sich in ein ernstes Gespräch mit ihm einließ, und daß er sein, wenn nicht leichtfertiges, doch gewiß oberflächliches Gemüth sehr bald durchdrang und eben so bald seiner Gesinnung in Bezug auf die Lage der vaterländischen Angelegenheiten auf die Spur kam, unterlag keinem Zweifel, denn Andreas Burns hatte ein scharfes Auge, wenn es galt, die guten oder schlimmen Eigenschaften seiner Kinder zu ergründen.

Auch noch einen anderen Punkt gab es im Vaterhause, den Erik im Laufe des Tages nicht zu seiner vollen Befriedigung zu finden schien, und wir haben denselben schon angedeutet. Dieser Punkt betraf sein Verhältniß zu Agathen, die er weniger als sein gediegenerer Bruder für seine Schwester zu halten geneigt war. Von jeher hatte er eine besondere Neigung zu diesem schönen Mädchen gehabt, die aber seiner Meinung nach niemals seinem Wunsche gemäß erwidert worden war, ohne daß er gerade bemerkt hätte, daß Agathe einem Anderen den Vorzug vor

ihm gegeben. Einen solchen Vorzug würde er Keinem verziehen haben und wenn es sein eigener Bruder gewesen wäre, der diesen Verrath, wie er meinte, an seinem Herzen begangen hätte; denn daß außer ihm noch ein Anderer Ansprüche auf die Neigung dieses Mädchens machen könne, hielt er für unmöglich, wenn er seine persönliche Würde und seinen stolzen Eigendünkel mit der einfachen Gradheit und dem schlichten Wesen der wenigen Menschen verglich, die mit seinem väterlichen Hause in nähere Berührung kamen. Nach längerer Trennung nun, hatte er geglaubt, würde Agathe ihren launenhaften Eigensinn, wie er ihre bisherige Gleichgültigkeit nannte, abgelegt, seine Erscheinung in glänzender Uniform, sein blühendes Gesicht würde ihn liebenswerther gemacht haben, als in früheren Tagen. Und doch war dem augenscheinlich nicht so. Seine Eitelkeit war dadurch schwer verletzt und er hatte sich vorgenommen, mit dem einfältigen Mädchen ein ernstes Wort zu reden. Diese Gelegenheit aufzufinden wurde ihm aber etwas schwer gemacht, und wenn ihm der Zufall am nächsten Morgen — auf eine Art freilich, wie er sie am wenigsten erwartet — nicht günstig gewesen wäre, so würde er sie während seines zweitägigen Aufenthalts im Vaterhause vielleicht gar nicht gefunden haben.

So war man zum Abendessen des ersten Tages gelangt und dasselbe wurde von Seiten der Mutter und des jüngeren Sohnes sehr lebhaft beendet. Beide ergingen sich in allerlei Mittheilungen, und Friedrich und Agathe stimmten bisweilen fröhlich genug mit ein. Schweigsam blieb allein der Vater, noch schweigsamer als am Morgen, und nur sein düsterer Blick sprach die lebhaften Besorgnisse seiner Seele aus. Und als sich nun Alle vom Tische erhoben, da wurde Erik nicht wenig in Verwunderung gesetzt, als der Vater an ihn herantrat und mit gewichtiger Miene sagte: „Erik, mein Sohn, bleibe bis neun Uhr bei der Mutter. Ich habe bis dahin zu schreiben und zu rechnen. Um neun Uhr aber erwarte ich Dich in meinem Zimmer, denn ich will mit Dir reden.“

Dagegen war nun nichts einzuwenden, obgleich dem Sohne das feierliche Wesen des Vaters nicht sonderlich zu behagen schien. Halb in Gedanken, was die bevorstehende Unterredung zu bedeuten habe, ließ er die kurze Stunde bis dahin verstreichen, kaum aber hatte die alte Uhr an der Wand den Ablauf derselben bezeichnet, so sagte er der Mutter und den Geschwistern gute Nacht und begab sich erwartungsvoll in das Zimmer des Vaters, den er mit gekreuzten Armen auf und abschreitend in tiefen Gedanken fand.

Aber er wurde wieder etwas beruhigt, als er die Vorkehrungen bemerkte, die zu seinem Empfange getroffen waren; auf dem Tische standen eine Flasche alten Weines und zwei Gläser, die offenbar die gefürchtete Unterredung behaglicher machen mußten. Denn er wußte, daß der Vater selten Abends Wein trank, und die heutige Abänderung seiner Gewohnheit deutete daher eine Art Feierlichkeit an, deren Grund der eitele Kadet natürlich auf das Glück bezog, welches dem Vaterhause durch seinen Besuch widerfahren war.

„Nun, da bist Du," sagte der Vater liebevoll und reichte seine Hand hin, „sei mir willkommen, mein Sohn. Komm, setze Dich zu mir, wir haben lange nicht zusammen ein gutes Glas Wein getrunken."

Der Seekadet schmunzelte bei diesen Worten; er hörte das Wohlwollen des Vaters aus denselben heraus und versprach sich etwas Gutes von diesem Eingange. Und als er nun gar das gefüllte Glas mit den Lippen berührt und den kostbaren Inhalt, des Vaters bestes Labsal, alten hundertjährigen Portwein, gekostet hatte, da war ihm zu Muthe, als habe ihn sein Erzeuger nur gerufen, um ihn, wie die Mutter, mit Süßigkeiten zu überschütten. Aber er irrte sich, der gute Sohn; er hatte, wie er das Wohlwollen

seines Vaters stets unterschätzt, jetzt seine Milde bei Weitem überschätzt.

„Erik, mein Sohn," begann der Redende wieder mit einem tiefen Athemzuge, „Du sitzest vor Deinem Vater, und Du weißt, daß dieses Vaters Name einen guten Klang bei allen Ehrenmännern unsers Vaterlandes hat. Oder hat Dir irgend Wer jemals etwas Anderes von diesem Namen gesagt? — Offen und ehrlich — schau mich an!"

„Nein, mein Vater; Jedermann achtet und ehrt Dich hoch; niemals hat Jemand etwas Schlimmes gegen mich über Dich oder Deinen Namen geäußert."

„Das erwartete ich, aber ich mußte Dir diese Frage als Einleitung vorlegen, weil leicht Dinge in unserer Unterhaltung vorkommen könnten, die Dich nicht vergessen lassen dürfen, daß Du außer mit deinem Vater auch mit einem Ehrenmanne sprichst. — Als Du vor sechs Jahren — Du warst damals noch ein Kind von dreizehn Jahren — den Wunsch gegen mich aussprachst, in die dänische Marine zu treten, gewährte ich Dir diesen Wunsch auf das Bereitwilligste, obgleich ich lieber gesehen, Du wärest zu den Engländern gegangen, um ein tüchtiger Seemann zu werden, da die Deutschen leider keine Marine haben. Dänemark's Marine war auch zum Theile unsere Marine

und unsere Marine war Dänemark's. Seit jener Zeit aber und während Du ein junger Mann geworden bist, der seine eigene Beurtheilung öffentlicher Dinge wachsen sieht, haben sich leider die Verhältnisse zwischen Dänemark und uns bedeutend verändert, wie Du wissen wirst, und sie stehen sogar auf dem Punkte, sich noch bedeutend mehr zu verändern. Ist Dir hiervon irgend etwas bekannt oder muß ich zu Dir wie zu einem gänzlich Uneingeweihten reden?"

Der Kadet erbleichte sichtbar und bewies dadurch dem Vater, daß ihm allerdings die Lage der Dinge bekannt war. „Nun," sagte er mit etwas finsterem Gesichte, wobei er aber doch nicht das Auge zu dem des Vaters aufschlagen konnte, „so viel ich weiß, thut Dänemark seine Schuldigkeit, und wenn die Herzogthümer die ihrige thun, was sollte sich dann noch mehr verändern?"

„Du weichst meiner Frage aus, Erik — gut, ich will und darf Dich nicht zwingen, mir Dinge mitzutheilen, die Ihr auf Eurem Schiffe vielleicht zum Gegenstande Eurer vertraulichen Unterhaltung gemacht habt; aber um Deine letzte Bemerkung kurz zu erwidern, so erkläre ich Dir auf mein Ehrenwort, daß auch die Herzogthümer ihre Schuldigkeit thun werden, daß also von ihnen her keine Veränderung in

ihren Verhältnissen zu Dänemark herbeigeführt werden wird. — Du lächelst — lächle nicht, Knabe, gegen Deinen Vater, die Sache ist ernst, die wir verhandeln, und ich fühle vor Gott und den Menschen, ja vor mir selber die Pflicht, mit meinem vielleicht rathlosen Kinde auf's Reine zu kommen. Höre mich weiter an. Kannst Du mir beiläufig den Zweck Eurer Kreuzung in diesen Meeren nennen, oder ist das ein Geheimniß Deiner dienstlichen Stellung?"

„Nein, ein Geheimniß ist es nicht. Die Rüstungen zur See werden ja offen betrieben und wir mußten uns trotz des Winters herausmachen, um unsre junge Mannschaft in Uebung zu erhalten. So denke ich es mir und so haben wir es Alle angesehen."

„Rüstungen!" entgegnete der Capitain und sein Auge blitzte heller auf. „Rüstungen, sagst Du — warum rüstet denn Dänemark seine Schiffe aus? Hat es zu viel Geld in seinen Kassen?"

„Das weiß ich nicht, Vater; aber daß es rüstet, wenigstens ganz langsam, ist bestimmt. Wie es heißt, sollen viele Schiffe flott gemacht werden und zum Kreuzen bestimmt sein, und ich habe bereits meinen Capitain gebeten, mich, wenn es irgend geht, auf ein größeres Schiff zu empfehlen, denn ich möchte, wie

Du weißt, ein vollkommener Seemann werden, wie auch du es bist."

„Das ist nicht mehr als natürlich und ich tadle es nicht. Laß mich jetzt aber einen Schritt weiter in unserem Gespräche thun. Also Dänemark rüstet, sagst Du, und auch ich sage es, denn ich weiß es bereits seit mehreren Tagen. Der Grund aber, warum es rüstet, und der Gegner, gegen den es rüstet, ist unbekannt, oder wißt Ihr etwas davon?"

„Nein, wir, wenigstens ich, wissen nichts davon."

„Ich auch nicht. Aber wir können es uns vielleicht erklären, wenn wir die Lage der politischen Verhältnisse Europa's studiren. Hast Du das nicht gethan?"

„Gewiß, das ist ja unser tägliches Gespräch an Bord. Es gährt in den Völkern, sagt man, und um bei dieser Gährung aller Dinge gewärtig zu sein, rüsten die Regierungen, und so rüstet auch Dänemark."

„Und in welchem Volke gährt es gegen Dänemark, mein Sohn?"

„Ohne Zweifel in den Herzogthümern, Vater!"

„Nein, sage ich Dir, nein, bei Gott! nein! In den Herzogthümern gährt nichts gegen Dänemark, als der alte Groll, daß es ihre Sprache, ihre Rechte unterdrückt; vielmehr gährt es in Dänemark gegen

die Herzogthümer und zwar hat sich zu dem alten Grolle, dem alten Hasse, ein neuer hinzugesellt, und um diesem gewachsen zu sein, darum rüstet es."

Ueber das aufmerksam lauschende Gesicht des Jünglings flog ein wetterleuchtendes Zucken. Wenn es nicht sein Vater gewesen wäre, der Solches zu ihm gesprochen, er würde ihm in's Gesicht geschlagen haben. Denn er war Däne geworden, durch und durch, im Denken und Fühlen, man hatte ihn gut in die Schule genommen. So aber bezwang er sich, stockte mit Worten und schaute verwirrt zu Boden.

„Blicke nicht die Erde, sondern blicke vielmehr den Himmel an, Knabe, und bitte ihn, Dir sein ewiges Licht nicht zu verschleiern. Doch, was verstehst Du von den Wirrsalen dieses unglücklichen Landes! Was Du davon denkst, das sehe ich — ja, ich sehe es — und ob auch mein Herz darunter blutet, daß Du, mein Sohn, mein eigenes Blut, eine unrichtige Ansicht darüber hegst, so habe ich doch Achtung genug vor der Meinung jedes Einzelnen, Dir auch die Deinige zu gestatten. Dein Arm und Dein Herz mehr oder weniger in die Waagschale geworfen, wird sie nicht zu unserem Nachtheile sinken lassen. Es lag auch nicht in meiner Absicht, Dir meine Ansicht der Dinge aufzudrängen, ich entwickele sie Dir nicht einmal, ob-

wohl es mir ein Leichtes wäre, bewahre mich Gott davor! Ich habe vielmehr einen andern Grund, daß ich so rede. Gesetzt nun — und gieb jetzt wohl Acht, Erik, denn ich komme zur Hauptsache — gesetzt nun, das Verhängniß wollte es, daß Dänemark und die Herzogthümer, in denen es gegen einander gährt, wie Du sagst, auf eine Art, die ich nicht vorhersehen kann, an einander geriethen, was würdest dann Du, der Sohn eines Deutschen, mein Sohn, Andreas Burns' Sohn, thun?"

Kaum war das gewichtige Wort gesprochen, so wirkte es mächtig. Der Knabe, der nur noch dem Vater ein Knabe, sonst aber keiner mehr war, fing an zu weinen. Er fühlte, in welche Klemme er plötzlich gerathen, wie wichtig und entscheidend der Augenblick für seine ganze Zukunft sei, aber er fühlte zugleich auch, in welcher Bedrängniß sein Vater um ihn war. Während er nun seine Thränen zu trocknen und den Entschluß, den er wahrscheinlich schon längst gefaßt, noch für sich zu behalten bemüht war, schaute der Vater ihn ruhig an, so laut auch sein Herz insgeheim pochte, und fuhr dann mit weicher aber eben so ernster Stimme fort:

„Ich sehe, daß Dir die Sorge Deines Vaters nahe geht, aber ich kann Dir diesen Schmerz nicht

ersparen, ich habe ihn auch durchgekämpft. Ich muß heute klar werden über Dich, damit ich weiß, auf wen ich in allen Fällen zu rechnen habe. Das aber befehle ich Dir: sprich Deine Meinung ehrlich aus, wie sie Dir im Kopfe oder im Herzen liegt, denn die Wahrheit will ich allein vernehmen, selbst wenn sie gegen mich wäre."

„Dann will ich sie sagen," schluchzte Erik.

„So sprich sie mir aus, mein Sohn."

„Ich halte das Verfahren der Dänen für gerecht, das der Herzogthümer für gesetzwidrig."

„Halt! Was haben sie Gesetzwidriges begangen?"

„Sie haben protestirt gegen die Befehle ihres Königs."

„Du sprichst zwei falsche Dinge in einem Athem aus. Einmal ist der Dänen König nicht unser König, sondern unser Herzog — und das weißt Du gewiß — und dann ist niemals ein ehrlicher, offen und mit Gründen dargelegter Protest eine ungesetzliche Handlung gewesen."

„Ich aber halte ihn dafür und wir Alle."

„Das glaube ich gern. Du stehst also nicht auf unserer Seite, sondern auf der der Dänen?"

„Ich stehe nicht allein da, sondern ich handle auch da. Immer stehe ich, wo der Danebrog flattert, —

laßt auch Ihr ihn flattern, und ich stehe bei Euch!“ rief der Kadet stolz.

„Nun, das war ehrlich gesprochen. Es ist gut so — ja, ja. — Da wir aber so weit sind, wollen wir zum Schlusse kommen. Ich gehe noch weiter mit meinen Befürchtungen. Wenn nun die Verwicklungen zwischen Euch und uns zu einem schlimmen Ende führen?“

„Wohin können sie führen?“

„Das steht bei Gott, mein Sohn, ich kann das nicht überschauen. Wenn sie also anstatt zu einem guten, zu einem schlimmen Ende führen und Dänemark seine bewaffneten Schiffe gegen unsre friedliche Küste sendet — dann würdest Du vielleicht — da Du so sehr gegen mich im Rechte bist — die erste Kanone auf das Haus Deines Vaters abbrennen — wie?“

„Davor bewahre mich Gott, mein Vater! Lieber würde ich eine Lunte nehmen und sie an die Pulverkammer meines Schiffes legen, und wäre es das schönste Schiff Sr. Majestät.“

„Ist das Dein fester Entschluß, mein Sohn — würdest Du so handeln?“

„So wahr ich Erik Burns heiße — ja!“

„Dann gebe ich Dir meinen Segen, mein Sohn, denn Du hättest auf diese Weise nach Deiner Ueber-

zeugung und Deiner Ehre gehandelt. Erinnere Dich an diese Stunde, wenn die Zeit kommen sollte, Deine Ehre zu lösen. Jetzt scheide ich ruhig von Dir, ich weiß, was ich von Dir zu erwarten habe. Wir sind einig, so weit wir es sein können. Du bist zwar ein Deutscher und stehst auf der Seite der Dänen, aber das thun viele Braven, die das Verhängniß wie Dich in diese Lage brachte. Auch ist es ja blos eine Vermuthung, eine Besorgniß, die noch durch nichts gerechtfertigt ist, von der wir hier reden, denn von einer Verwicklung, wie die unsrige, bis zum Kriege, einem mörderischen, schrecklichen Bruderkriege, ist ein Sprung wie von diesem Ufer bis zu jenem hinüber. — Einen solchen Sprung versucht nur ein wahnsinniger Mensch, ein trunkener, verzweifelnder Mensch, und das ist ja weder der Däne noch der Deutsche bis jetzt. Möglich, daß Alles zum Besten sich löset, möglich, daß wir bald Beide zu einem Ganzen vereinigt gegen einen äußeren Feind uns wehren, denn angreifen werden wir kaum, dazu sind wir zu schwach — dann, dann war diese Unterhaltung nur eine Unterhaltung zwischen Vater und Sohn — nicht wahr, mein Erik?"

„Ja, mein Vater, und Niemand auf Erden, selbst mein bester Freund nicht, soll davon jemals eine Sylbe vernehmen."

„So gebe ich Dir meine Hand in Frieden. Bleibe auf dem Schiffe und erfülle Deine Pflicht. Ich werde der letzte sein, der Dich davon zurückhält. Nun noch dies Glas! Auf daß Dir die Erfüllung dieser Pflicht stets leicht werde und Dein Ziel ein gerechtes und gottgesegnetes sei! — Und nun, hast Du noch sonst einen Wunsch, den ich Dir gewähren könnte, so sprich ihn aus; wir finden nicht sobald wieder eine Stunde, die für die Gewährung desselben Dir so günstig wäre, wie diese."

Erik erröthete und schaute vor sich nieder. Aber der Vater hatte auch diese Miene richtig gedeutet. „Sprich," sagte er, „und fordere — wenn Du mußt."

Der Kadet erhob sein Haupt und schaute den gütigen Vater an. „Du gabst mir ja erst neulich," sagte er, „und reichlich, wie immer."

„Und Du bedarfst heute schon wieder meiner Unterstützung, nicht wahr?"

„Ja, ich bedarf ihrer."

Der Vater stand, ohne ein Wort weiter zu sprechen, von seinem Stuhle auf und trat an den Schrank. Gleich darauf kam er mit einer Rolle in der Hand zurück, und ehe der Sohn wußte wie es geschah, lag sie in seiner Hand. Eine Minute später hatte er das Zimmer des Vaters verlassen und seine Schlafkammer

gesucht, wo er die Rolle öffnete und zu seinem Erstaunen, das beinahe einem Schrecken gleichkam, während er nur Silber zu finden erwartet, große, doppelte und noch dazu dänische Goldpistolen fand. —

---

Die ernste Stimmung, in welche obige Abendunterhaltung den Seekadet versetzt hatte, hielt nicht lange bei seinem dem Gefühlswechsel leicht unterworfenen Charakter vor, und vorzüglich war es das reiche Geschenk des Vaters, welches sein Gemüth sehr bald auf angenehmere Dinge lenkte. Am Morgen des nächsten Tages daher, da ein Seemann am Lande in der Regel wenig zu thun findet, trieb er sich nach gemeinschaftlich eingenommenem Frühstücke in allen Scheunen und Ställen herum, scherzte mit den Mägden, stritt mit den Knechten und suchte vor allen Dingen Agathens habhaft zu werden, mit der er ein ernstes Gespräch zu führen sich vorgenommen hatte, welches aber weniger die politische Lage der Gegenwart betraf, als das des vergangenen Abends. Aber es war merkwürdig, daß Agathe gerade an diesem Morgen ungewöhnlich viel zu thun hatte; bald war in der Küche, bald in den Zimmern zu schaffen, und

da sie stets mit einer Hausmagd gemeinschaftlich waltete, wurde der unglücklich manövrirende Seemann zuletzt verdrießlich und beschloß einen Morgenspaziergang zu unternehmen, nachdem er zuvor erfahren, daß der Vater nach Apenrade, Friedrich aber nach dem Dorfe Barsmark geritten war. Die Mutter war frühzeitig an den Strand nach Capitain Bardow's Hause gegangen, um Helenen einen Besuch abzustatten und sie zum Abende einzuladen, wo die Anwesenheit des jüngeren Sohns gefeiert werden sollte. Ihre Bitte, sie dahin zu begleiten, hatte der Kadet abgelehnt, indem er der leicht bestimmbaren Mutter irgend einen Grund seines Zurückbleibens vorzuschützen gewußt. So verließ denn auch er das Haus und schlug den Weg nach dem Strande ein.

Kaum aber hatte sich Agathe seiner Entfernung vergewissert, so beeilte sie sich selbst, einen Plan auszuführen, den sie sich schon am Abende vorher in den Kopf gesetzt. Sie mußte Friedrich sprechen, und immer war er ihr, wo sie ihn suchte, Schritt für Schritt ausgewichen. Offenbar plagte ihn ein Kummer, und Agathe liebte keine kummervollen Menschen; wenigstens was sie selbst dazu beitragen konnte, that sie gar zu gern, um freundliche Gesichter um sich herum zu sehen.

Friedrich hatte ihr, bevor er abgeritten war, einen eigenthümlich mitleidsvollen Blick zugeworfen und gleich darauf einen Seufzer ausgestoßen, als er seinen Bruder neben ihr bemerkte, wo dieser gewöhnlich war. Noch ehe sie zu Tische ging, mußte sie wissen, was ihm auf dem Herzen lag, denn ihr Auge und Ohr waren rasch und scharf genug gewesen, sowohl jenen Blick wie den Seufzer zu erhaschen. Sie beschloß daher ihm entgegen zu gehen, da sie bestimmt zu wissen glaubte, er müsse jeden Augenblick von Barsmark zurückkehren. Schnell warf sie ihre Kapuze über den Kopf, hing sich ihr Mäntelchen um und, die kleinen Hände in einem großen Muffe versteckend, verließ sie den Hof durch den Thorweg, der auf die Straße nach Norden, also gerade in entgegengesetzter Richtung des Weges führte, den Erik eingeschlagen hatte. Rasch schritt sie den sandigen Abhang hinunter, der in das ebene Land hinein sich senkte und bewegte sich dann mit hüpfendem Schritte zwischen den Hecken hindurch, die auf dem Wege nach dem Dorfe lagen. Nach kurzer Zeit erstieg sie wieder einen sandigen Hügel, der rings von Knicken eingeschlossen war und von dessen Höhe man das Dorf und den ganzen Weg, der dahin führte, überschauen konnte. Und siehe, sie hatte sich nicht in ihrer Berechnung

geirrt. So eben verließ ein Reiter das Dorf und bewegte sich in gemächlichem Schritte dem Hügel entgegen. Es bedurfte nur eines Blicks ihres scharfen Auges, um in diesem Reiter Friedrich zu erkennen. Was der junge Mann unterwegs dachte, wissen wir nicht; wir glauben uns aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß seine Gedanken nicht allzu weit von denen entfernt waren, die auch Agathen zu schaffen machten. Er war daher nicht wenig überrascht, nach einiger Zeit Agathen auf dem Hügel zu bemerken, denn daß nur sie es war, die sich da oben dem kalten Morgenwinde preisgab, hatte auch ihm sein gutes Auge auf den ersten Blick verrathen. Anstatt aber sein Pferd zu rascherem Gange zu treiben, hielt er dasselbe sogar einen Augenblick ganz an und schien zu überlegen, ob er das Zusammentreffen mit dem seltsamen Mädchen auf freiem Felde vermeiden oder suchen solle. Endlich hatte er sich für das Letzte entschieden; er setzte seinen Gaul in Galopp und befand sich in kurzer Zeit an der Schwester Seite, die ihm schon von Weitem einen freundlichen Guten-Morgen entgegenrief.

„Bist Du schon wieder zurück, Fritz?“ fragte ihre silberne Stimme, als das Pferd schnaubend neben ihr stand.

„Ja, Agathe, ich hatte nur ein paar Worte mit Hans Blachmann zu sprechen. Aber was treibt Dich so früh hinaus auf das Land? Der Wind weht so naßkalt herüber und wenn ich nicht irre, haben wir bald Regen oder Schnee zu erwarten. Der Sonnenschein hat nicht lange gedauert.“

„Das thut nichts — ich kümmere mich nicht so sehr darum und liebe den Sonnenschein mehr im Herzen als in der Luft. Aber sage mir, Fritz, was hat Dir der Erik gethan, daß Du so kalt gegen ihn bist?“

Das schlaue Mädchen — denn auch Agathe gehörte zu dieser zahlreichen Klasse von lieblichen Geschöpfen — hatte mit dieser Frage den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie verdutzte den Gefragten gänzlich, denn sie bestätigte insgeheim den Verdacht, den er seit langer Zeit im Herzen getragen, daß nämlich Agathe dem Erik zugethan, für ihn also verloren sei, da Erik ja augenscheinlich Agathen auf Schritt und Tritt verfolgte. Wie falsch nun dieser Schluß auch war, Friedrich wurde durch obige Frage nur noch mehr bedrückt. Dennoch stieg er vom Pferde, ließ es am Zügel hinter sich hergehen und schritt langsam neben dem Mädchen her, welches wieder den Weg nach Hause eingeschlagen hatte.

„Was mir der Erik gethan hat, fragst Du, Agathe? Wie Du so fragen kannst! Was soll er mir gethan haben? Er ist ja mein Bruder, und ich habe mich herzlich gefreut, ihn nach so langer Trennung wieder bei der Mutter zu sehen, deren Augapfel er ist.“

„Bei der Mutter — o! Aber dennoch scheinst Du ihn nicht in allen Dingen mit ganz günstigem Auge zu betrachten. Sage mir den Grund, Fritz, ich — ich —“

„Du möchtest ihn in Schutz nehmen — ich weiß es wohl.“

Agathe erröthete tief, halb vor Zorn, daß sie nicht verstanden worden, und halb aus Aerger über ihre Uebereilung, daß sie so gewaltsam das Gespräch in diese Richtung gezogen. „Du irrst Dich vielleicht,“ brachte sie stockend hervor und ließ den Kopf mit den schwimmenden Augen etwas tiefer sinken.

„Wohl möglich, Agathe, aber ich will recht aufrichtig gegen Dich sein. Sieh, daß ich mich nicht von so ganzem Herzen freute, als Erik kam, das — das war aus einem anderen Grunde, den ich Dir nicht sogleich sagen kann.“

„Und das nennst Du aufrichtig? Gerade diesen

Grund möchte ich am liebsten wissen — ich bitte Dich, Fritz, sei einmal wirklich aufrichtig gegen mich."

Friedrich räusperte sich. „Ich habe Grund zu glauben," sagte er etwas leiser, „und auch der Vater hat ihn, daß Erik ein eingefleischter Däne geworden ist, und daß uns diese Erkenntniß nicht wohl thun kann, wird Dir sehr einleuchtend sein."

Agathe wollte eben antworten, als sie ein leises Knistern an der anderen Seite der Hecke wahrzunehmen glaubte.

„Still!" rief sie und blieb stehen. „Ging da drüben nicht Jemand?"

„Es geht Jemand hier!" rief eine jugendliche Stimme, und alsbald folgte derselben ein Kopf, den eine goldverbrämte Mütze schmückte und dessen Augen nicht gerade entzückt das wandelnde Paar betrachteten.

Verwundert blieb Friedrich einen Augenblick stehen, wie Agathe, aber dieser Verwunderung folgte unmittelbar der Unwille, von seinem Bruder beim Aussprechen einer Thatsache behorcht zu sein, die den Hauptstreitpunkt in der Familie bildete und bisher vor aller Welt verschwiegen worden war. Und unwillig war er nicht allein gegen Erik, sondern auch gegen Agathen, die ihn zu jener Aeußerung verlockt, obgleich sie, wie er annahm, um Erik's Anwesenheit gewußt;

am unwilligsten aber war er gegen sich selber, daß er so leicht der Versuchung unterlegen und auf dem besten Wege begriffen gewesen war, Alles, was sein Herz belästigte, der Schwester anzuvertrauen. Er besann sich daher nicht lange, stieg auf sein Pferd und: „Adieu, Agathe, Du bist in guter Gesellschaft!“ rufend, gab er dem Gaule die Sporen und jagte nach Apenrade zu, von woher er seinen Vater erwartete. Während er fortritt, und Agathe, halb beschämt, halb niedergeschlagen ihm nachblickte, war Erik über die Hecke und den Graben gesprungen und wandelte schon an ihrer Seite.

„War das ein Rendezvous?“ fragte er spöttisch. „Dann thut es mir leid, daß mich mein Instinkt in diese Richtung geführt. Habt Ihr nicht Zeit genug, Eure ungewaschenen Geheimnisse zu Hause auszukramen?“

„Du fragst viel mit wenig Worten, Erik,“ erwiderte Agathe herzhaft. „Ob das ein Rendezvous war? Ja, von meiner Seite war es eins, denn ich ging Friedrich absichtlich entgegen, was Du mir hoffentlich nicht verwehren wirst. Sodann aber haben wir keine Geheimnisse mit einander, am wenigsten ungewaschene, wie Du sie zu nennen beliebst, und was wir zusammen sprachen, konnten wir so gut in Deiner wie in jedes andern Menschen Gegenwart hören lassen.“

„Aha! Du hast einmal wieder Deinen kleinen Kopf aufgesetzt, wie ehemals. Albernes Mädchen! Mir so etwas aufbinden zu wollen. Gut, gut, ich sehe es wohl, für mich hast Du keinen freundlichen Blick, weil Du sie alle für Friedrich aufsparst, für Friedrich, den Träumer, den Ackersknecht —"

„Halt ein!" rief Agathe, jetzt ernstlich erzürnt. „Beleidige Deinen vortrefflichen Bruder nicht, der nicht gegenwärtig ist, Dir mit männlichen Worten zu begegnen. Wenn ich freundlichere Blicke für ihn als für Dich habe, so verdient er das eben so wohl wie Du, denn sein Benehmen gegen mich ist stets das eines wahren Bruders, das Deine stets das eines eifersüchtigen und sich überschätzenden Liebhabers gewesen."

Erik stand ganz verdutzt vor dem zürnenden Mädchen, das sich noch nie so kräftig gegen ihn ausgesprochen und dessen helles Auge blitzte, während ihr Busen heftig gegen das Mäntelchen wogte.

„Ein eifersüchtiger und sich überschätzender Liebhaber?" rief er spöttisch. „Und auf wen sollte ich eifersüchtig sein? Etwa auf Friedrich? Du Närrin! Aber halt, da Du einmal ernsthaft mit mir sprichst, so will ich es auch thun und ich bin überzeugt, mein Ernst wird den Deinigen bei Weitem überflügeln."

„Sprich, was Du willst!“ entgegnete Agathe kalt. „Ich kann Dir nicht ausweichen, wie im Hause — was Du aber auch sprechen magst — ich sage es Dir vorher — Du wirst mich nie mein Benehmen gegen Dich bereuen lassen.“

„Das wollen wir sehen! Höre mich wohl an, es ist das letzte Mal, daß ich von der bewußten Angelegenheit mit Dir rede. Weißt Du, was der Vater gestern Abend mit mir verhandelt hat?“

„Ich weiß es nicht und mag es nicht wissen, da der Vater wahrscheinlich Grund genug hat, mit Dir eine geheime Unterredung zu pflegen.“

„Du sollst es aber dennoch wissen, denn Du bist dabei betheiligt.“

„Wie?“ fragte Agathe erschreckend und blieb einen Augenblick stehen, während ihr rosiges Gesicht eine plötzliche Blässe überflog.

„Ja, Du bist dabei betheiligt und mehr als Du denken kannst, sage ich. Der Vater sprach von den Angelegenheiten der Herzogthümer und Dänemark's. Er bedauerte, mich auf Seiten des Rechtes zu wissen. Es schmerzte ihn tief, daß —“

„Das sagst Du so offen und gehorchst nicht sogleich seinem redlichen Wunsche?“

„Er hat keinen Wunsch als den meinen. Er hat

mir die Laufbahn freigestellt, die ich selbst wähle. Ich habe geantwortet, daß ich bei den Dänen bleibe."

„Das wußte ich vorher — weiter!"

„Aber dennoch — und das habe ich nicht dem Vater gesagt, aber ich sage es Dir — es giebt ein Mittel, mich augenblicklich zu bewegen, das dänische Schiff zu verlassen und in das väterliche Haus zurückzukehren."

Er hielt inne — kaum konnte er den blitzenden Blick des fest auf ihn gerichteten Auges ertragen.

„Um vielleicht den Dänen im Hause des Deutschen zu spielen — aber fahre fort," rief Agathe standhaft, „oder schweige lieber ganz, damit Du nicht in Versuchung geräthst, einen Verrath gegen das treueste Vaterherz auszusprechen."

„Nein, es muß gesagt sein, heute oder nie, denn es möchte lange Zeit vergehen, ehe ich meinen Fuß wieder an diesen Strand setze. Gehe sogleich mit mir zum Vater; erkläre, daß Du meine Bewerbung annimmst und — ich kehre nicht wieder auf mein Schiff zurück."

Beinahe hätte Agathe gelacht, und dennoch brach sie in lautes Weinen aus. „Schrecklich," schluchzte sie, „schrecklich! Du ungerechter, hartherziger Mann — Knabe sollte ich lieber sagen, wie Dein edler Va-

ter Dich nennt. Gilt Dir ein armes, verlassenes Mädchen mehr, als Dein blutendes Vaterland? O, dann wehe dem armen Weibe, welches einst das Deine wird, es wird mit Opfern erkauft sein, die es einst selber bezahlen muß."

„Wie, ich verstehe Dich nicht."

„Aber ich Dich. Wisse, daß Du eben in einem Athem drei heilige Dinge verletzt hast. Die treue Heimat, der kein edler Mann den Rücken kehren sollte, um mit ihrem Feinde zu verkehren — den biederen Vater, den Ehrenmann, der blos für seine Familie und die mit Füßen getretenen Rechte seines Vaterlandes lebt, — und — und das schwache Herz einer elternlosen Waise, eines Mädchens, welches unter dem Dache Deines Vaters Schutz gefunden hat, den Du hier zunichte machen willst. — Wir sind fertig mit einander, Erik, für alle Tage — gehe auf Dein Schiff, spionire damit an den Küsten Deiner Heimat — mich aber, mich wirst Du mit Deinen kindischen und gehaltlosen Worten niemals bethören."

Und schnell sprang sie davon und eilte dem Andreasberge zu, während Erik, halb lächelnd, halb erbost, stehen blieb und ihre gewichtigen Worte in seinem Herzen nachsummen ließ.

Auch dieser Tag verstrich, wie der vorige verstrichen war. Die halbentzweite Familie, durch die allseitige Güte und Liebe der Mutter zusammengehalten, nicht durch den starken Willen des Vaters zur Eintracht bewältigt, vergnügte sich so gut, wie sie sich unter den gegebenen Verhältnissen vergnügen konnte. Helene war nicht der Einladung gefolgt. Ein heftig strömender Regen hatte alle Wege unwegsam gemacht und sie fühlte auch keine besondere Neigung, Erik zu sehen, dessen dänische Gesinnung sie von früher her kannte. Auch die Nacht war verstrichen und der Morgen gekommen, an welchem der jüngere Sohn wieder scheiden sollte. Heiße Thränen vergießend, hielt ihn die Mutter umschlungen, denn ihr war ja das unfügsamste Kind, wie so oft, das liebste; mit abgewandtem Kopfe, aus Mitgefühl für diese, nicht aus Traurigkeit über die Abreise des Störenfrieds weinend, stand Agathe am Fenster. Friedrich hatte dem Bruder die Hand gereicht und war dann an seine Geschäfte gegangen. Da trat der Vater, in seinen Regenmantel gehüllt, in das Zimmer und mahnte zur Scheidung. Endlich hatte die Mutter den Sohn losgelassen und dieser schritt an der Seite des Vaters den Weg zum Strande hinab. Stumm gingen Beide nebeneinander her; je länger aber der Vater

schwieg, um so unbehaglicher wurde Erik zu Muthe, und er beeilte sich so sehr wie möglich, wieder auf das Wasser zu kommen. Unten am Strande harrten schon vier Matrosen in der gerüsteten Schaluppe des Capitains. Als sie das Ufer erreicht hatten, sahen sie ostwärts den Schooner kreuzen, der seine Beute ängstlich zu erwarten schien. Ein düsterer Nebel hing dick über dem Schiffe und hüllte die Spitzen seiner Masten wie in einen Trauermantel ein.

„Leb wohl, mein Sohn!" sagte ruhig der Vater und faßte die Rechte des Jünglings. „Gott mit Dir auf allen Wegen! Denke an die Stunde des vorgestrigen Abends. Sei redlich und edel auch in Deiner Stellung. Weiter habe ich Dir nichts zu sagen. Vorwärts!"

Einen Augenblick hing der Sohn an des Vaters Halse. Dann war er in die Schaluppe gesprungen und hatte rasch seinen Ehrenplatz am Steuer eingenommen. Die Matrosen schlugen mit ihren Riemen in's Wasser und das Boot flog wie ein tanzender Schwan auf den spritzenden Wellen dahin. Das Auge auf den Schooner gerichtet, hatte der Kadet bald das Land und sein Vaterhaus vergessen. Nicht so der Vater den Sohn. Mit unterschlagenen Armen, Thränen im Herzen, aber nicht in den Augen, unbe-

kümmert um den kalten Regen, der sein Gesicht peitschte, blieb er am Strande stehen, bis er den Sohn den Bord des Schiffes besteigen sah. „Fahre mit Gott!“ sprach er dann leise zu sich selber. „Du hast mir wehe gethan, und doch verurtheile ich Dich nicht. Aber ich habe meine Pflicht erfüllt und somit entscheide die allmächtige Hand Gottes über uns!“

Und noch einen wehmüthigen Blick auf das Segel beisetzende Schiff werfend, welches ihm einen kostbaren Tropfen seines Lebensblutes entführte, wandte er sich um und schritt nach Hause zurück, wo er sein Zimmer bis Mittag nicht wieder verließ.

## Achtes Kapitel.

### Die schleswig-holsteinische Revolution in Kopenhagen.

Der Tag, an welchem Erik sein Vaterhaus, seine trauernde Mutter und seinen in das unvermeidliche Schicksal sich ergebenden Vater verließ, war der 24. Februar 1848. Ein Tag, so unheilschwanger für die Ruhe und den Frieden Europa's und so blutigroth eingetragen in die Blätter der Geschichte, daß keine Feder, und schriebe sie mit noch so glänzender Tinte, ihn jemals wieder wird daraus verlöschen können. Es war dies der Tag, der von Paris aus, dem politischen Vulkane Europa's, das lodernde Zeichen durch die Welt schleuderte, welches die Leidenschaften der Völker entfesselte; an seinem Feuer wurden auch die Ketten geschmiedet, in welche bald das herrliche deut-

sche Land, die Herzogthümer Schleswig und Holstein, gelegt werden sollte. Ehe das unerklärbare Weltenschicksal aber diese Ketten mit allen ihren einzelnen in das Fleisch und Blut eines edlen Volksstammes schneidenden Ringen vollendete, sollten freilich noch Jahre vergehen, die heute den Sieg und die Freude, morgen die Niederlage und den Schmerz, heute Freiheit und Vollgenuß des Lebens, morgen Knechtschaft und Untergang heraufbeschworen. Doch die Herzogthümer schlummern ja noch im ahnungslosen Hoffnungsschimmer einer freundlich tagenden Morgenröthe, noch ist ihnen die Kunde von der feuerfarbigen Brandfackel nicht geworden, erst zwei Tage später wird ihnen der elektrische Funke, der in Sekunden heut zu Tage von Weltmeer zu Weltmeer springt, das unerwartete Signal zublitzen, welches Mord und Entsetzen über alle civilisirten Länder an ihr schreckliches Tagewerk ruft.

Kehren wir bis dahin zu Henrik Paulsen zurück, den wir verließen, als er zwei Tage früher aus der Schaluppe des Capitains stieg, um sein stilles Pächterhaus wieder zu betreten.

Niemand daselbst hatte sein Herankommen bemerkt, denn Alle waren im Innern des Hauses oder auf dem nach der Landseite gelegenen Felde beschäftigt. Erst als die Hunde ihr Begrüßungsgeheul ausstießen,

wurden Knechte und Mägde seiner ansichtig und bald darauf liefen auch Mutter Ursel und Margrethe herbei, ihren Herrn zu bewillkommnen. Als sie ihm noch die Hände schüttelten, kroch Rasmus Harms selber auf einer Leiter vom Heuboden herab und schrie ihm schon von Weitem seinen Gruß zu.

„Na," sagte der arbeitsame Landmann und strich sich das anhängende Heu von der Hausjacke, „Ihr seid einen Tag über die Zeit geblieben, Herr, ich dachte es wohl. Wäret Ihr aber nicht bei Cap'tain Burns gewesen, so hätten wir leicht in Sorge gerathen können."

„Es hatte keine Noth, Harms, ich war in einen sicheren Hafen eingelaufen. Nun — giebt es noch etwas Neues? Ihr scheint mit Euren Fragen noch nicht zu Ende zu sein?"

Der Pächter winkte nach dem Zimmer Henrik's hinauf und dieser verstand ihn. Er begab sich sogleich dahin und Rasmus folgte ihm auf dem Fuße. Das Zimmer war warm und fast augenblicklich wurde von Margrethen der Kaffee gebracht.

„Nun, was giebt es, Harms?"

„Es ist ein sonderlich Ding, Herr, um das, was ich Euch sagen will," erwiderte dieser und kraute sich, wie es seine Gewohnheit war, hinter dem rechten

Ohre, — ein unzweifelhaftes Zeichen, daß er sich in Verlegenheit befand. „Ja, es ist ein sonderlich Ding, und ich wollte, ich hätt's lieber nicht zu vermelden.“

„Ihr macht mich sehr neugierig — nur heraus damit, wenn ich es doch wissen soll.“

„Gewiß müßt Ihr's wissen und da habt Ihr's. Es war wieder ein Besuch hier in Eurer Abwesenheit, aber diesmal war es nicht der vornehme Herr, der uns neulich die Ehre anthat.“

„Und wer war es denn? Geschwind!“

„Ja, den Namen weiß ich eben nicht, aber er sagte, er wäre ein Freund von Euch und hätte Euch lange vergebens gesucht.“

Henrik wurde aufmerksam. „Ein Freund?“ fragte er hastig. „Und hat er Euch gar keinen Namen gesagt?“

„Gott behüte! Er wolle Euch sehen und sprechen; und da ich sagte, Ihr wäret verreist, wollte er wissen wohin? Das hab' ich nun hübsch bleiben lassen ihm zu sagen, denn alle Freunde in der Welt, denke ich, brauchen nicht zu wissen, wo Jedermann zu finden ist.“

„Recht so, aber weiter — wann war er hier?“

„O, er war zweimal hier. Zuerst vorgestern Abend. Und da ich ihm sagte, Ihr kehrtet wahrscheinlich gestern zurück, so kam er auch richtig gegen Abend

wieder geritten. Als er Euch aber auch dann nicht traf, bat er mich, ihn auf Euer Zimmer zu führen, er wollte sehen, wie Ihr hier in dem ärmlichen Bauernhause wohntet."

Jetzt schöpfte Henrik ernstlichen Argwohn, aber er sprach ihn noch nicht aus. „Und ließet Ihr ihn wirklich in mein Zimmer gehen?"

„Ja, Herr, warum nicht, da er so zärtlich von Euch sprach? Ich habe selbst mit ihm hier gestanden, wo wir jetzt stehen, und er hat sich recht vertraulich rings umgeblickt — sogar in den Bettschrank hat er geschaut."

„Das scheint mir ein zudringlicher Bursche gewesen zu sein. Ich erinnere mich keines Freundes, der solche Neugierde wegen meiner Wohnung an den Tag legen sollte. Ihr habt im Ganzen nicht recht gethan, ihn hereinzuführen, Harms."

„Ja doch, ja, das ist's eben, ich dacht' es mir wohl. Und Ursel hat es mir auch gründlich verdacht. Aber es ist mal geschehen, Herr, und läßt sich nicht mehr ändern."

„Und hat dieser seltsame Freund keine Bestellung an mich hinterlassen?"

„Nein, Herr, durchaus nicht, und das eben hat mir den Dampf angethan. Er sagte nur, er könne

für's Erste nicht wiederkommen, er habe überseeische Geschäfte; bei Gelegenheit aber werde er wieder vorsprechen und Euch hoffentlich zu Hause finden. Darauf setzte er sich im Sattel zurecht und ritt — es muß einmal gesagt sein, Herr Paulsen — ritt in das Haus da drüben, welches ehemals Eurem Vater gehörte."

„Ha!" rief Henrik, „es war also ein Dänenfreund. Was für ein Pferd ritt er — war es etwa ein Falber?"

„Hol's der Henker, Herr, ein Falber war es — Ihr kennt ihn?"

Henrik erbleichte; er hatte schon vorher an Olaf Larssen gedacht und fand jetzt seinen Verdacht bestätigt. „Und hatte er gelbliche Flachshaare und eine rothe Nase, dieser Freund?"

„Ja, auch das hatte er, und eine recht gründliche Rothnase, meine ich — und trug einen langen Flauschrock über seine kurze dicke Figur und einen grauen Filzhut —"

„Bei Gott, er ist's, es ist Olaf Larssen gewesen!" rief Henrik unwillig und warf seinen Hut auf den Tisch. „Ach, Ihr habt sehr unrecht gethan, Harms, sehr, sehr unrecht. Wißt, dieser Mensch ist ein dänischer Spion, der mich von Kopenhagen her verfolgt hat und nur wissen will, wo ich mein Haupt zur

Ruhe gelegt habe, um mich vorkommenden Falls den Dänen zu verrathen."

„Daß mich mein eigener Rauch ersticke, Herr! Das ist mir eine wahrhaftige Maulschelle auf mein altes Gesicht, kann's Euch versichern. Aber wer zum Teufel konnt' ihm das ansehen? Er machte sich so glatt wie ein Aal und sprach wie ein alter ächter Freund von Euch. Na warte! Hol den Kerl der Geier, wenn er wiederkommt, ich will ihm meine Peitsche um den Hals jagen, daß er das Schlucken vergessen soll!"

„Er wird Euch sobald nicht wieder belästigen, Rasmus, glaubt es mir. Er weiß jetzt, wo ich wohne und weiter wollte er für's Erste nichts wissen. Seid ein andermal klüger, es ist wichtig, daß Ihr für mich sorgt. Ihr wißt, ich habe Feinde da drüben, die mir an den Hals möchten, wenn ich leichtsinnig in die Schlinge ginge. Dieser ist von ihnen bezahlt, mich im Auge zu behalten. Sollte er oder ein Anderer wiederkommen, ob ich nun da bin oder nicht, so sagt Ihr, ich sei nach Rendsburg geritten und käme im Sommer nicht wieder. Ich will allein und ungestört vor solchen Besuchern sein."

„Aber es könnte doch mal ein wirklicher Freund kommen, Herr?"

„Wenn Ihr ihn nicht als solchen kennt — fort mit ihm — und meint er es ehrlich, so werdet Ihr es ihm gleich ansehen. Diese Rothnase habt Ihr doch gewiß für einen Schurken gehalten?“

„So halb und halb, ja wohl — aber, Donner, was bin ich für ein Esel gewesen!“

„Laßt es gut sein und seid ein andermal klüger!“ — Und damit war Rasmus Harms entlassen, der in seine Stube ging und sich selber auszankte, daß Henrik es bis in sein Zimmer hören konnte.

Unser Freund war nur im ersten Augenblicke erschrocken gewesen. Bei genauerer Ueberlegung sah er ein, daß selbst Olaf Larssen nichts Verfängliches von ihm hätte erfahren können. Er nahm, wie gesagt, an, daß er nur um seine Wohnung auszuspüren gekommen wäre, und darin irrte er sich auch nicht. „Aber wie hat dieser Windhund meine Spur aufgefunden?“ fragte er sich. „Nur der Zufall kann ihn darauf geführt haben, ja, ja; seien wir also vorsichtig; jeder Schritt, den ich thue, muß vorher bedacht und jeder Mensch, der sich zeigt, mit Argusaugen geprüft werden. Eine traurige Existenz, aber es geht nicht anders. — Aber da bin ich — zu Hause bei mir — und Helene ist drüben. Großer Gott! welches Glück!

Sie entgeht mir nun nicht mehr — sie ist Wittwe, also frei und ich — o!"

Lange beschäftigte sich Henrik mit diesem wohlthuenden Gedanken und der Mittag kam heran, ehe er sich zu der Arbeit entschloß, derenwegen er nicht länger in Emmerslund geblieben war. Um die Arbeit des Herzens zu betäuben, nahm er aber jetzt die Arbeit des Kopfes vor und bald sehen wir ihn hinter verschlossener Thür bei seinen Büchern und Papieren sitzen und seinen ganzen Fleiß darauf verwenden, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Nur wenige Stunden des Tages ruhte er; er schrieb bis spät in die Nacht, und wenn der Schimmer des neuen Tages noch lange nicht den Horizont vergoldete, zündete er sein Licht schon wieder an. Nur in der Dämmerung ging er am Strande spazieren, denn er verlor nicht gern das Epheuhaus aus den Augen, und Niemanden sprach er außer den Bewohnern des Hauses. Herr Olaf kam nicht wieder, kein Mensch hörte etwas von ihm, und als zwei Tage in dieser Art verstrichen waren, war der zudringliche Freund schon fast ganz seinem Gedächtnisse entschwunden, denn eine lieblichere Gestalt hatte sich seiner ganzen Phantasie bemächtigt. Den größten Theil seiner Ruhestunden brachte er am Fenster zu, aus dem er dann stets nach dem nörd-

lichen Strande hinüberschaute. Sein Fernrohr kam dabei selten aus seiner Hand und leistete ihm alle nur möglichen Dienste. Denn nicht nur hatte er das Vergnügen, des Tages mehrmals Helenen zu sehen, wenn sie am Strande spazierte oder den Andreasberg hinauf ging, sondern er sah sie auch selbst am Fenster stehen und glaubte zu bemerken, daß auch sie sich im Gebrauche des Fernglases übe. Dies war namentlich an dem Morgen der Fall, als Erik auf den Schooner zurückkehrte, aber das Wetter war zu unfreundlich, die Luft zu trübe und regnerisch, als daß er die Richtung ihres Glases hätte entdecken können. Das Schiff selber hatte Henrik sehr genau gemustert, aber nichts daran gefunden, was ihm ein Bedenken oder von Neuem Unruhe hätte erregen können.

Jeden Morgen trug der Landbote von Warnitz seine Briefe in der Umgegend umher und pünktlich erschien er im Pächterhause, um eine Zeitung, den Hamburger Correspondenten, abzuliefern, den Henrik in dieser Zeit las. Mit einem wahren Heißhunger verschlang er alle Nachrichten, die aus Kopenhagen oder Kiel einliefen, und jene Tage waren reich daran. Gern wäre er auch in den nächsten Tagen, nachdem Erik abgereist, auf einige Nachmittagsstunden nach Emmerslund gesegelt, aber das Wetter war zu un-

günstig dazu. Es stürmte gewaltig, die Wellen thürmten sich mannshoch auf und die Schollen brachen darüber mit solchem Gekrach zusammen, daß er des Nachts sogar davon aus dem Schlafe geweckt wurde und am Morgen die Wellen mit unzähligen kleinen Stückchen zersplitterten Eises bedeckt fand, dessen allmälige Zermalmung, indem es sich an einander zerreibt, jenen schrillen und zitternden Ton hervorbringt, den man sonst nirgends wieder hört. So mußte er wohl seine Neigung bezwingen und er that es mit dem wohlthätigen Gefühle, daß sein künftiges Geschick dadurch nicht verspätet werde.

Da kam der 27. Februar heran und mit ihm eine Neuigkeit, die er eben so wenig wie seine übrigen Freunde und die ganze Welt erwartet hatte, deren Folgen aber, wenn sie sich wirklich bestätigte, woran er noch zweifelte, von unberechenbarem Einflusse auf die Gestaltung aller staatlichen Verhältnisse sein konnten. Am Abende dieses Tages nämlich kam Rasmus Harms Sohn, Matthias, im strömenden Regen nach Hause. Er war in Satrup gewesen, um ein Mädchen zu besuchen, welches er im Frühjahre heirathen wollte. Er meldete seinem Vater, der sich mit dieser Nachricht sogleich zu Henrik begab, daß in Ulderup die Bauern in der Schänke säßen und sich erzählten,

in Paris sei der König ermordet worden und Alles ginge drunter und drüber. Die Bauern, halb deutsch, halb dänisch gesinnt, seien darüber unter sich in Streit gerathen und man habe sich ein wenig die Zähne gewiesen. Die Einen glaubten die Neuigkeit, die Andern nicht, und doch müsse sie wahr sein, denn ein von Altona nach Alsen durchreisender Mann habe sie in Rendsburg auf der Eisenbahn gehört und dem Pfarrer mitgetheilt.

Henrik erkannte sogleich die Wichtigkeit dieser Botschaft und beschloß trotz der späten Stunde nach Ulderup zu reiten, um sich persönlich von den näheren Umständen zu unterrichten. Der Rappe war bald gesattelt, Henrik verwahrte sich gegen den kalten Regen, und in einer Viertelstunde schon trabte er ab. Obgleich er sein gutes Pferd scharf ausgreifen ließ, so brauchte er doch bei der ungünstigen Witterung, der Dunkelheit des Abends und den grundlosen Wegen eine gute Stunde, um das genannte Dorf zu erreichen und er kam eben vor der Schänke an, als der Pfarrer des Dorfes die darin versammelten unruhigen Köpfe zur Ruhe gebracht hatte und ihnen eine verständige Anrede hielt.

Die Läden der Wirhshausfenster waren in dem allgemeinen Tumulte, welchen die merkwürdige Neuig-

keit im Dorfe hervorgerufen, nicht geschlossen worden und Henrik konnte ungehindert in das Innere des Zimmers blicken. Vom lodernden Feuer eines ungeheuren Kamins mehr als von zwei Lichtstümpfen, die auf dem Tische brannten, erleuchtet, saßen die Bauern gedrängt im Kreise herum, ihre Kannen und Gläser unberührt lassend. Ihre glotzenden Augen und offenen Mäuler waren alle auf einen Punkt gerichtet; sie schauten aufmerksam den redenden Prediger an, der, in ruhiger Würde und mit ernsten Mienen vor ihnen stehend, eben seine Rede beendigte. Er hatte die Tobenden schließlich zur Ruhe gemahnt und blieb selbst so lange im Wirthshause, bis sich alle Besucher desselben geräuschlos und ohne den geringsten Widerspruch zu versuchen entfernt hatten, denn das Wort des Pfarrers galt zu allen Zeiten viel bei den schleswig'schen Bauern. Henrik wartete, ohne abzusteigen, bis der Pfarrer, den er kannte, selber herauskam. Von ihm erfuhr er, daß die Neuigkeit in so fern wahr sei, als Louis Philipp geflohen und die Republik in Frankreich ausgerufen sei, denn er hatte selbst den Reisenden gesprochen, der die betreffende telegraphische Depesche in einer Zeitung gelesen.

Langsam und nachdenklich ritt Henrik nach Hause; er sah schon im Geiste die düstere Entwickelung der

Verhältnisse voraus, die diesem großen Ereignisse in Frankreich auch in anderen Ländern folgen mußte. Denn so war es ja immer gewesen, und auch in den noch immer friedlichen Herzogthümern, fürchtete er, würde man die Nachschwingungen dieses gewaltigen Erdstoßes verspüren.

Am nächsten Morgen brachte der Landbote zur gehörigen Stunde die Zeitung. Darin stand schon ausführlicher was geschehen war, und am folgenden Tage hatte man selbst in diesem abgelegenen Winkel des Landes alle Vorfälle erfahren, welche die übrigen Bewohner Deutschland's schon zwei Tage früher in Aufregung gesetzt hatten. Henrik fuhr, vom Wetter einigermaßen begünstigt, am 29. Februar nach Emmerslund hinüber, um mit Andreas eine wichtige Unterhaltung zu pflegen. Beide Männer waren einverstanden, daß die Tragweite eines solchen welterschütternden Ereignisses in den eigenen kleinen Verhältnissen sich noch gar nicht berechnen und eben so viel hoffen als fürchten lasse. Henrik kehrte beruhigter nach dem Sundewitt zurück und überließ sich mit geheimer innerlicher Spannung seinen Arbeiten. Er wollte sich vorläufig allen Einwirkungen von Außen verschließen, welche die Folgen jenes Ereignisses nothwendig bald in seiner Umgebung hervorrufen mußten,

denn wenn etwas Wichtiges geschah, so wußte er bestimmt, daß man ihn von Kiel aus, wo er seine vertrauten Freunde hatte, nicht ohne Nachricht lassen würde. Und darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Schon in der ersten Hälfte des Monats März erhielt er einen Boten aus Kiel, der beauftragt war, nur in seine eigenen Hände ein Schreiben abzuliefern, welches ihn von allen Vorgängen in Kiel selber und den übrigen Städten Holstein's, dann aber auch, was ihm viel wichtiger schien, von den Ereignissen in Kopenhagen unterrichtete. Die radikale Partei in der dänischen Hauptstadt, hieß es darin, wäre durch die Vorfälle in Paris zu der Hoffnung ermuntert worden, daß jetzt endlich die Zeit gekommen sei, wo man ohne besondere Schwierigkeit die vorbereiteten Pläne gegen die Herzogthümer durchsetzen könne; eine gewaltige Agitation unter den einverstandenen Männern fände statt und die öffentlichen Blätter strömten über von Angriffen und Schimpfreden gegen die deutschen Lande des Königreichs. Gleichzeitig würden die Kriegsrüstungen offener und umfänglicher betrieben, denn schon am 4. März sei der Befehl gegeben, einen großen Theil der Schiffe und der Landarmee kampffertig zu machen. Als Ziel dieser Rüstungen werde officiell England und Rußland bezeichnet. So lächerlich dieser

Vorwand auch sei, denn warum sollte Dänemark gegen England und Rußland rüsten, so glaube doch ein großer Theil des Volkes daran und nehme selbst Partei, und nur die klarer blickenden und jenes Volk leitenden Männer wüßten, daß diese Rüstungen gegen Niemand anders als gegen die Herzogthümer gerichtet seien und das Vorspiel eines längst vorbereiteten Staatsstreiches gegen dieselben bildeten. Daß durch diese Nachrichten und namentlich durch die unverhüllten Angriffe der dänischen Blätter eine große Unruhe in den Herzogthümern entstanden sei, brauche nicht besonders erwähnt zu werden, da ja bekanntlich alle Gemüther über die in Frankreich und allmälig auch in Deutschland hervorbrechenden Wirrnisse sich in zunehmender Gährung befänden.

Soweit reichte der erste Absatz des Schreibens aus Kiel. Einen Tag später aber war eine Nachschrift beigefügt, welche Folgendes enthielt: In Kopenhagen sei man, wie so eben die Nachricht einlaufe, bereits noch weiter im Angriffe gegen die Herzogthümer vorgeschritten, indem am 11. März die deutschfeindliche Partei im Casino sich versammelt und in feurigen Reden das Volk aufgefordert habe, den Einfluß der schleswig-holsteinischen Partei, als die nächste und größte Gefahr für die Selbständigkeit des dänischen

Volkes, zu brechen und die vollständige Vereinigung zwischen Dänemark und Schleswig zu erwirken. Schleswig sei, hätte ein Hauptführer der Radikalen, (der nachmalige Kriegsminister) Tscherning, geäußert, kein eigener souverainer Staat, sondern, wie Fünen, ein Theil der dänischen Monarchie; wolle sich Schleswig von Dänemark losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig fremden Staaten anschließen, so sei dies ein Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsame zu zwingen, selbst mit Waffengewalt, sei Pflicht der Regierung. Diesem ungerechten und hinterlistigen Antrage habe man allgemein beigestimmt, obgleich man sehr wohl wisse und wissen müsse, daß die Herzogthümer selber noch gar nicht an irgend einen Aufruhr oder nur eine Auflehnung gegen die dänische Regierung gedacht hätten, denn sie verhielten sich ruhig und in den Schranken des Gesetzes, wie immer, obgleich ihre Augen und Ohren nach allen Seiten hin offen wären. Am 13. März endlich sei an allen Straßenecken in Kopenhagen ein Aufruf angeschlagen worden, der besagte, daß Dänemark's Existenz auf dem Spiele stehe; es werde untergehen, wenn nicht unverzüglich Schleswig's Trennung von Holstein bewirkt werde. Eine andere Versammlung habe sodann eine Adresse an den König

gerichtet und sich heftig für die Eidergränze, das heißt für eine Verbindung Schleswig's mit Dänemark ausgesprochen. Der König selber sei mit diesen hinterhaltigen Bestrebungen nicht einverstanden, ja, er hoffe sogar auf die Unterstützung der Herzogthümer gegen den überhand nehmenden Radikalismus der Dänen, indessen sei er durch die unwiderstehliche Bewegung in Kopenhagen eingeschüchtert und aus Furcht bereit, der alle Tage mächtiger anwachsenden Partei auf Kosten der Herzogthümer Zugeständnisse zu machen und gegen diese im Sinne jener zu verfahren. Für's Erste habe er sich in Folge dieser traurigen Vorfälle entschlossen, zur größeren Sicherung seines Reiches das Generalcommando von Schleswig nach Rendsburg und die schleswig-holsteinischen Hauptkassen in Rendsburg und die Münze in Altona mit ihren reichen Beständen nach Kopenhagen verlegen zu lassen.*)

„Kommen Sie," schloß der verhängnißvolle Brief, „wenn Ihre Zeit und Ihre Verhältnisse es irgend gestatten, so schnell wie möglich nach Rendsburg; ein großer Theil der ständischen Abgeordneten der Herzogthümer wird daselbst zusammentreten und berathen, was unter diesen Umständen gegen die Uebergewalt

---

*) Streng geschichtlich. Siehe die vorerwähnten Schriften.

der Radikalen in Kopenhagen zu thun sei. Wir können nicht genug patriotische Männer haben, um mit ihrer Hülfe den allgemeinen Feind zu bekämpfen. Auch Ihre Meinung will man hören und sich Ihrer Feder bedienen, die schon so manchen Strauß siegreich ausgefochten hat."

Tief erschüttert hielt Henrik das Blatt in der Hand. Der lange drohende Sturm schien unmittelbar über seinem Haupte ausgebrochen zu sein, er fing an, sich nach einem deckenden Schirme umzusehen. Augenblicklich war er zum Handeln entschlossen und schon wollte er Befehl zum Satteln seines Pferdes ertheilen, als ihm das Andreas Burns gegebene Versprechen einfiel, nichts Wichtiges oder Entscheidendes ohne sein Mitwissen oder seinen Rath zu unternehmen. Er sann noch einen Augenblick nach, dann änderte er den ersten Entschluß und ließ schnell das Boot ausrüsten, um nach Emmerslund zu segeln.

Als er hastig und mit glühenden Wangen bei dem Capitain eintrat, fand er ihn glücklicherweise zu Hause und — ein noch größeres Glück! — Helene saß bei ihm im Zimmer, ein Zeitungsblatt in der Hand haltend, woraus sie so eben dem väterlichen Freunde vorgelesen hatte.

„Da," rief der Ankommende nach der ersten Begrüßung, „leset und prüfet, was ich Euch Neues zu verkünden habe. Ja, auch Sie, Helene, bitte ich, Theil an unserer Berathung zu nehmen, denn Sie und alle Schleswiger sind dabei betheiligt."

Andreas Burns, weniger erregt, als Henrik vermuthet, denn er hatte bereits die mitgetheilten Vorgänge mit Helenen besprochen, las laut und langsam den Brief des Freundes aus Kiel vor. Als er damit zu Ende war, erhob er seine Augen gegen den Himmel, während sein markiges Gesicht eine rasch vorübergehende Blässe entstellte. „Gut," sagte er mit männlicher Fassung. „So mußte es kommen, haben wir es nicht lange vorausgesehen? Das ist ja nichts weiter, als was uns seit Jahren schon im zuckenden Herzen gelegen, — nun wissen wir es bestimmt und wälzen den Stein der Ungewißheit und Befürchtung von der Brust. Vorwärts —" und er stand von seinem Sitze auf und that einen Schritt gegen Henrik hin, „vorwärts, Dänemark, lege Deine kalte Hand an unser warmes Leben und tritt uns hinab in den Grund des Meeres. Wir sind ja nur arme Deutsche, und Du beherrschest eine mächtige Nation. O, Kinder, Kinder, was werden wir noch erleben!"

„Und was soll ich thun, Andreas, rathet mir;

soll ich dieser Aufforderung nicht sogleich gehorchen und nach Rendsburg jagen?"

Andreas, die Hand an die Stirne gelegt und das strahlende Auge fest geradeaus gerichtet, schritt einige Male schweigend vor dem Freunde hin und her. „Nein, Henrik," sagte er langsam und bedächtig, „das ist nicht mein Rath und meine Meinung. Für Dich wenigstens nicht. Du bist ein Einzelner und jene sind ihrer Viele. Du bist kein Abgeordneter, der zur Versammlung berufen wird. Jene erfüllen eine Pflicht, wenn sie ihren Platz einnehmen, Du — Du gehörst noch nicht zu ihnen — noch nicht, sage ich. Wohl sehe und fühle ich, daß wir am Morgen eines ereignißreichen Tages stehen und daß für uns Alle bald der Augenblick des Handelns gekommen sein wird. Du aber befindest Dich bei diesem allgemeinen Streite in einer besonderen Lage: Greife noch nicht zu den äußersten Mitteln. Gelänge unser rechtliches Vorhaben, so hättest Du klug gethan und man würde Dich vielleicht loben. Aber wer bürgt uns für den Erfolg. Wenn es nun mißlänge, dann hättest Du in Uebereilung gehandelt, die von keiner Seite gut geheißen werden dürfte. Bedenke wohl, Du stehst unter Aufsicht der Regierung, die Dich erst vor Kurzem begnadigt hat — ob sie das Recht dazu hatte,

ist eine andere Frage — gieb den Vortheil nicht auf, den Dir diese Lage in ihren Augen gewährt, bewahre Dir Deine künftige Freiheit dadurch, daß Du jetzt still in Deinem Hause bleibst, wie das ganze Land um uns her. Steht aber einst dies ganze Land zusammen und mit einem Sprunge auf, dann, dann mein Freund, aber nicht eher, wird auch Deine Stunde gekommen sein. Das ist meine Meinung, mein Rath — bleibe und warte ab, dies ist erst der Anfang des Endes."

„Ja," rief Helene mit lebhafter Zustimmung, „Andreas hat Recht, das ist auch meine Ansicht der Dinge, obwohl ich nur ein Weib bin. Lassen Sie Sich nicht, Henrik, durch ihren patriotischen Sinn, den wir Alle kennen und theilen, zu einem Schritte verleiten, den Sie alle Tage vorwärts, nie aber zurück thun können."

Henrik hatte, so lange der Capitain sprach, geschwankt; als er aber auch Helenen, dies angebetete und verständige Weib in seine Meinung einstimmen hörte, war er entschieden, derselben beizutreten. Nach einer Stunde, die er mit beiden so theuren Personen in wichtiger Unterredung zubrachte, fuhr er nach Hause, sprach seine Ansicht in einem Briefe an seinen Freund aus und schickte damit den einer Antwort harrenden Boten nach Kiel zurück.

Die nächsten Tage verliefen in banger Erwartung der kommenden Dinge. Henrik peinigte bald eine unbestimmte Sorge, bald schwoll sein Herz von hoffnungsvoller Wonne über. Lange hielt er es jetzt nicht bei seiner Arbeit aus, die ihn zum Sitzen nöthigte; wiederholt legte er sie bei Seite, lief in die frische Frühlingsluft hinaus, die würzig vom Meere über das Land wehte, und kühlte seine heiße Stirne in der Nähe der brandenden Wellen ab. So vergingen zwei, drei, vier Tage, ohne daß etwas Weiteres im Pächterhause oder Emmerslund bekannt wurde, als was die Zeitungen und dunkele Gerüchte herbeitrugen. Endlich am 22. März aber sandte der treue Freund aus Kiel wieder seinen Boten und Henrik erfuhr, daß die ständische Versammlung in Rendsburg am 18. März beschlossen habe, eine Deputation von fünf der bewährtesten Männer nach Kopenhagen zu senden, um dem König-Herzoge die wirkliche Lage und die loyalen Wünsche des Landes vorzulegen, so wie, daß Alles in Ruhe und Ordnung des Ausgangs dieser Sendung harre, daß das ganze Land schweigend und gefaßt den königlichen Entschließungen entgegensehe, daß kein Tumult, keine Unruhe irgend einer Art stattgefunden, daß endlich die Deputation, von den Segenswünschen der Zurückgebliebenen begleitet, am 21. März

von Kiel abgereist sei und man mit dem Dampfboote am 23. schon die Nachrichten von Kopenhagen zurück erwarte. Allgemein hege man die Hoffnung, daß diese letzte Sendung Gutes erwirken und dem theuren Vaterlande bald den alten Frieden wiedergeben werde. Uebrigens habe Henrik wohlgethan, nicht zu kommen, vielleicht ginge der Sturm ohne Gefahr vorüber und er solle daher die Freiheit seiner Handlungen für alle Zukunft zu bewahren suchen. Falle etwas Entscheidendes vor, so werde er unverzüglich Nachricht erhalten und dann könne er thun, was ihm gut dünke.

Das geschah am 22. März. Henrik überbrachte auch diese Nachricht dem befreundeten Capitain und kehrte am 24. Abends in ruhiger Fassung nach seinem Hause zurück. So dämmerte der 25. März langsam herauf. Der Tag kündigte sich mit Unwetter an. Schwere Wolken flogen vom Norden herüber und ließen Meer und Land in unbehaglichem Dunkel liegen. Henrik stand gegen Mittag am Fenster und schaute sorgenvoll auf das stürmische Meer und die ächzenden Bäume hinaus, deren noch kahle Wipfel ein kalter Windstoß nach dem andern hin und her schüttelte.

„Wie ist mir so sonderbar zu Muthe," sagte er zu sich selber und schauerte unwillkürlich zusammen.

„Kalter Frost durchzittert meine Gebeine in diesem warmen Zimmer und mein Herz klopft schwer und bang, als hätte ich eine Missethat begangen. Heute sind es nun drei Tage, daß die unverzagten treuen Männer hinübergesegelt und dem Throne des jungen Königs bittend genaht sind. Was werden sie erfahren haben? Heute müssen sie zurückkommen, mir sagt es eine Ahnung. Aber diese Ahnung ist trübe wie der Himmel — Wolken, Wolken, nichts als Wolken sehe ich vor und über mir, und kein freundlicher hoffnungsreicher Strahl fällt von oben hernieder."

Henrik konnte nicht mehr zu seiner Arbeit zurückkehren; er ging am Strande auf und nieder, unbekümmert um den stärker brüllenden Sturm, der oft bis dicht an seine Füße die Wellen des Meeres peitschte, die dann in dumpfem Getöse sich an dem bebenden Ufer brachen und nur selten hinter ihren tanzenden Schaumkronen das nördliche Ufer hervortauchen ließen. So ging der Tag vorüber und der Abend sank mit sprühendem Regen rasch herein. Schon dunkelte es. Henrik trat in die Diele des Hauses und sah schon von ferne das Feuer des großen Heerdes lodern, um welches die nie rastenden Mägde beschäftigt waren. Da schlugen die Hofhunde laut an und ein eiliger Hufschlag ließ sich am äußeren Thorwege hören.

Henrik lief zuerst aus dem Hause dem Ankommenden entgegen — seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen — es war wieder der Bote, der ihn schon zweimal besucht. Sobald dieser den Mann erkannte, an den er abgesandt war, eilte er auf ihn zu und überließ sein dampfendes Pferd sich selber.

„Geschwind, Herr,“ flüsterte der treue Diener seines Freundes — „kommen Sie hinein, ich bringe heute wichtige Botschaft.“

Mehr springend als gehend erreichte Henrik sein Zimmer, der Bote dicht hinter ihm her, und schnell war ein Licht angezündet. Er riß den dicken Brief auf, den der Bote in einem Beutel auf bloßer Brust getragen, und durchflog die ersten Zeilen mit leidenschaftlicher Hast. Als er aber allmälig langsamer weiter las, wurde er, merkwürdig genug, von Augenblick zu Augenblick ruhiger, gefaßter, bis sein Herz so weit gestählt war, daß er beinahe mit kaltem Blute zu lesen fortfuhr. Aber er war so vertieft in das, was er las, daß er nicht bemerkte, daß der Bote noch neben ihm stand. Endlich war er zu Ende gekommen. Tief holte er Athem und schlug das umflorte Auge gegen die Decke des Zimmers auf. Da sah er erst den Boten. „Was!“ rief er mit hohl klingender Stimme, „bist Du noch hier, Mann?

Ah —! stärke Dich und sorge für Dein Pferd. Dann reite langsam zurück — Deinen Herrn wirst Du in Rendsburg treffen — Du hast keine Eile mehr. Ich werde Dir wahrscheinlich bald folgen."

„Und nichts Schriftliches heute?"

„Nichts Schriftliches — mit dem Schreiben ist es vorbei — grüße Deinen Herrn und er soll mich bald von Angesicht sehen. Dein Wille geschehe, Herr!"

Die letzten leise gesprochenen Worte hatte der Diener nicht gehört, er beantwortete nur die ersten. „Nichts Schriftliches heute — das ist mir lieb — sie passen mir schon höllisch auf den Dienst — ich kann es an ihren Gesichtern wahrnehmen."

„Du mußt stets einen anderen Weg reiten, es giebt ihrer genug."

„Ja, das will ich auch thun." —

Der Bote ging in die Küche hinunter und wärmte und trocknete sich am Heerde. Gleich darauf aber wurde Rasmus Harms in das Zimmer seines Herrn beschieden. Er fand denselben auffallend ruhiger vor als vor Ankunft des Boten. „Nun, Herr," fragte der treue Pächter, „ist es gut oder schlimm, was der Mann brachte? Ihr scheint sehr kaltblütig zu sein?"

„Wir haben es auch nöthig, Harms, guter Harms — wir werden es bald warm genug haben. Mor-

gen sollt Ihr Alles genau von mir hören, Ihr und die guten Nachbarn, heute muß ich einem Andern, dem Capitain drüben, Bericht abstatten."

„Wie? Ihr wollt doch nicht etwa über das Wasser setzen?"

„Ich muß, Harms; es giebt jetzt für uns keine Gefahr mehr — meine Reise duldet keinen Aufschub, am wenigsten vom Wetter — rüstet die große Schaluppe mit sechs Männern aus."

„Nimmermehr, Herr, und sollt' ich Euch mit meinen Knechten an diese Thür binden! Wo denkt Ihr hin — das wäre Euer und der Andern Untergang. Ihr dürft nicht zu Wasser hinüber, wenn Ihr durchaus müßt."

„Nicht zu Wasser — ha! Also doch — ja, ich habe nicht einmal daran gedacht, es giebt noch einen andern Weg, aber er ist weiter als der zu Wasser —"

„O bei dem Nordwinde wäret Ihr doch erst in zwei Stunden hinüber gekommen —"

„Keine Worte mehr, Harms — auf denn und tummelt Euch — sattelt den Rappen, ich will einen wackren Ritt mit ihm machen — wir müssen um Apenrade herum."

Harms schüttelte wehmüthig den Kopf und brummte von Finsterniß, Regen und grundlosen Wegen, als er

eilig die Treppe hinunterstieg. Dennoch aber besorgte er das Nöthige schnell. In zehn Minuten war das muthige Thier von der Weide geholt, wo es sich schon Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, mit seinen Gefährten tummelte, und fünf Minuten später stand es gesattelt und gezäumt auf der Diele.

Henrik war ebenso schnell bei der Hand. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, den Mantel mit einem Gürtel um den Leib fest geschnallt, damit ihn der Wind nicht aus einander blase, trat er die Treppe herunter und reichte Rasmus die Hand.

„Kommt Ihr morgen bei Zeiten wieder, Herr?“

„Ich kann nichts bestimmen — Gott allein hat Alles in seiner Hand. — Gute Nacht, Kinder!“ Und rasch sprang er in den Sattel und der Rappe fühlte an dem kräftigen Schenkeldrucke, daß es einen tüchtigen Ritt galt; laut wiehernd gehorchte er seinem Reiter und ging in scharfem Galoppe von der Diele ab.

Harms Familie, Knechte und Mägde, die sich alle um den Abreitenden herumgedrängt hatten, horchten eine Weile auf den eiligen Lauf des sich entfernenden Pferdes, dessen Hufschlag aber bald der Sturm verschlang; dann sahen sie ihren Herrn an und schüttelten die Köpfe.

„Der hat es sehr eilig,“ bemerkte Harms, — „und spricht so oft von Gott, bei dem jetzt Alles steht — ich weiß nicht, was er haben mag.“

„Ich will's Euch sagen,“ erwiderte aus dem Hintergrunde der Bote, der ein Butterbrot von einem Umfange zwischen den Zähnen hielt, wie man es nur in einer schleswig'schen Küche findet. „Kommt mit mir hinein — ich darf es Jedermann mittheilen, ist mir gesagt — und morgen erfährt es überdieß das ganze Land.“

Ueber die Maaßen weit Augen und Ohren aufsperrend, folgte Harms dem Diener aus Kiel in seinen Pesel und nahm sich unterwegs nur noch Zeit, zwei große Gläser Grog — für den Boten zu bestellen. —

Unterdeß hatte Henrik schon ein gutes Stück des weiten Weges zurückgelegt. Um sich denselben so viel wie möglich zu verkürzen, hielt er sich, so oft es geschehen konnte, in unmittelbarer Nähe des Strandes, was ihm bei seiner genauen Ortskenntniß leicht wurde, trotzdem die Dunkelheit, wenn man in's Freie trat, im ersten Augenblicke überaus groß erschien. Aber er konnte nicht lange im Galoppe weiter jagen, der Regen hatte zu tiefe Löcher in dem weichen Erdboden ausgespült und das brave Pferd sank oft bis an die

Kniee ein, den Reiter und sich selber gefährdend. Er schlug daher einen mäßigen Trab ein, wie ihn der Rappe am liebsten ging, und das schaffte auch schon genug, wenngleich die Ungeduld des Reiters schneller als der Sturmwind davonflog. Grausig war dieser Sturm zwischen den Hecken anzuhören, durch die Henrik ritt, den er brach und stauchte sich in den vielen Gassen und Gäßchen dieses vegetativen Labyrinths; grausiger noch klang das wüthende Rollen der Wogen, die über den Strand sich wälzten — aber Henrik, so nahe er bisweilen dem Meeresufer ritt, hörte fast nichts davon. Gegen den anprallenden Wind tief vornüber gebeugt, jeden Augenblick den Sturz seines Pferdes erwartend und darauf vorbereitet, hielt er die Zügel kurz in der Hand gefaßt — weiter erstreckte sich seine Aufmerksamkeit auf äußere Dinge nicht, denn der innere Sturm in seinem Herzen übertönte bei Weitem den Sturm der Elemente. Er hatte etwa zwei Stunden Weges bis Apenrade zu reiten, und er legte sie in kaum dreiviertel Stunden zurück. Da brach endlich der Mond mit blassem Schimmer durch die eilig dahin jagenden Wolkenschichten und beleuchtete den schlüpfrigen Pfad; gleich darauf aber hatte der nächtliche Reiter die Chaussee, die von Flensburg nach Apenrade führt, erreicht. Als er aber den

festen Boden unter sich fühlte, da gebrauchte er die Sporen, und nun flog er im gestreckten Galoppe den prächtigen Weg am Ende des schönen Fjords entlang, dessen Grund aus dem herrlichen Granite Jütland's gemauert ist. So hatte er bald die Stadt erreicht und er mußte seine Eile zum Schritte mäßigen, um sein Pferd zu Athem kommen zu lassen. Aber auch ohnedieß wäre er dazu genöthigt worden, denn die Straßen der Stadt waren trotz der schlechten Witterung belebt und fast vor allen Thüren standen Menschengruppen, die das Gerücht oder vielleicht sogar schon ein eiliges Blatt von den neusten Ereignissen in Kenntniß gesetzt hatte. In Apenrade gab es manchen dänisch Gesinnten, obwohl das deutsche Element überwiegend ist, wenigstens bei der gebildeten und besitzenden Klasse, daher mußte ein nächtlicher Reiter sich vorsehen, den man leicht für einen wichtigen Botschafter halten und belästigen konnte. Aber es geschah nichts dergleichen; man war zu erschrocken, um schon jetzt auf einen einzelnen Reiter zu merken, auch war es in den schlecht beleuchteten Straßen ziemlich dunkel, und so erreichte unser Freund ungefährdet das nördliche Ende der Stadt. Der Rappe mußte großen Verstand besitzen, oder großes Verlangen nach dem noch unbekannten Stalle tragen, denn

kaum hatte er die letzten Häuser hinter sich, so setzte er sich ungeachtet des steilen Hügels, den die Straße hinter Apenrade übersteigt, in schnelleren Lauf. „Gut!“ dachte Henrik. „Wenn Du freiwillig laufen willst, so zeige Deine Kräfte, es ist mir lieber, als wenn ich Dich zwingen müßte. Vorwärts!“ Und wieder flog er, scharf zur Rechten abbiegend, längs der nördlichen Strandseite hin, wie er vorher auf der südlichen geritten war. Hier aber wurden die Wege noch schlechter, bis etwa eine halbe Stunde vor Emmerslund ein bequem ansteigender Sandweg den Reiter aufnahm, und auf diesem, von der Nähe seines Zieles ermuthigt, kam er rasch vorwärts. Als er die Anhöhe nach dem Herrenhause hinauf jagte, vernahmen die wachsamen Hunde das Getrappel des Pferdes und zogen durch ihr Geheul ein paar Knechte herbei, so daß Henrik, als er am Hofe anlangte, den Thorweg geöffnet fand und ohne anzuhalten in den Hof hineinsprengen konnte.

Die Familie des Capitains saß um den Abendtisch und auch Helene war schon am Mittag trotz des schlechten Wetters heraufgekommen, wozu sie die wachsende Sorge um den Stand der öffentlichen Dinge, von der letzten Zeitung heraufbeschworen, bestimmt hatte. Eben hatten sie ihre Mahlzeit beendet und

Andreas wollte sich schon vom Platze erheben, als die Hunde zu heulen begannen.

„Da kommt Jemand!“ rief Helene zuerst, die ein sehr scharfes Ohr besaß.

„Sollte es Henrik Paulsen sein?“ sagte Agathe zu sich selber und doch so laut, daß es die neben ihr Sitzenden hören konnten.

„Nein!“ bemerkte Friedrich, „das kann er nicht sein — es wäre Tollkühnheit, bei dem Sturme über das Wasser zu fahren.“

Der Capitain allein sprach nichts. Er wandte nur aufhorchend den Kopf nach der Seite, wo der Hof lag. „Wer denkt an das Wasser!“ sagte er leise zu Friedrich — „Aber er ist es doch!“ rief er plötzlich laut und sprang so heftig vom Stuhle auf, daß derselbe umfiel.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Hausthür — alle drei Frauen stürzten mit Lichtern dem Ankommenden entgegen, während die ruhigeren Männer ihn im Zimmer erwarteten und bald — stand Henrik wirklich vor ihnen. Aber kaum erkannten sie ihn. Sein Hut, sein Mantel — und vor Allem sein Gesicht und Haar waren mit Koth bespritzt und trieften vom Regen, und seine Wangen waren vom heftigen

Nachtritte so dunkel geröthet und aufgeschwollen, als hätte er eine Maske vor seine edlen Züge gelegt.

„Mein Gott — Henrik — Sie sind's!" rief Helene und nahm ihm sogleich den Hut aus der Hand, während Frau Burns und Agathe ihm den Mantel ausziehen halfen. Henrik schwieg immer noch, er war athemlos und konnte die ersten Worte nicht finden, denn es schwirrten ihm die Gedanken im Kopfe. Man hatte ihm ein Tuch hingereicht und er trocknete sich schnell das Gesicht ab. Dann Allen die Hände schüttelnd, wandte er sich an den Capitain, der, regungslos, schweigsam, wie eine steinerne Säule hoch aufgerichtet vor ihm stand und nur das flammende Auge fragend auf sein Gesicht gerichtet hielt.

„Wißt Ihr es schon?" war Henrik's erstes Wort.

„Wir wissen nichts!" ließ sich eine wunderbar tiefe und volle Stimme aus der männlichsten Brust von Allen, die im Zimmer waren, vernehmen.

„Nun, so hört es an, was ich Euch so rasch wie möglich zu überbringen auf Tod und Leben geritten bin — ich habe vor zwei Stunden einen Boten aus Kiel erhalten."

„Weiter, Henrik, wir hören!"

„So laß ihn doch erst zu Athem kommen, Andreas," rief die Mutter, um das Gewitter so lange

wie möglich aufzuhalten, das sie jetzt im Anzuge sah, und goß mit zitternder Hand ein großes Glas Wein für den Durchnäßten ein.

„Weiter!“ donnerte die Stimme von vorher und die Augen des Capitains sprühten, denn er sah und hörte nichts um sich her, als den nächtlichen Boten.

„Nun, so laßt mich ungestört erzählen, was ich für Euch auf dem Herzen habe.“

Alle standen im Kreise um ihn her, die Männer mit bleichen, die Frauen mit hochrothen Wangen und wogenden Busen.

„Ihr wißt es,“ begann Henrik, und seine Brust hob sich und seine Augen flammten, als er dies sprach, „am 21. März stiegen unsre fünf Männer in Kiel an Bord, um schweren Herzens aber voll Gottvertrauen den bedeutungsvollsten Gang anzutreten und die wichtigste Botschaft nach Kopenhagen zu tragen, die je die Herzogthümer dahin gesandt; aber schon ehe sie drüben anlangten, hatte man Kunde, daß sie kommen würden, und war bemüht, ihnen einen traurigen Empfang zu bereiten. Schon am Tage vorher hatte man die uns feindliche Partei im Casino versammelt und einen gewaltthätigen Entschluß gefaßt. Orla Lehmann, Monrad und Tschering erklärten das Vaterland, das heißt Dänemark,

in Gefahr und die Herzogthümer in Aufruhr, der nur in ihrem eigenen Geiste bestand. Sie drangen auf eine feindselige Politik gegen dieselben und wußten sie durchzusetzen. Die Stunde der Entscheidung nähere sich, sagten sie dem Könige, und er müsse den Thron mit Männern umgeben, welche der Größe ihrer Aufgabe gewachsen seien, damit die Nation, die dänische Nation, nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung getrieben werde. Und weiter erfrechte sich jener Orla Lehmann, der schon als Knabe ein Verräther an unserm heiligen Rechte war, in der Casino-Versammlung zu sagen: in Rendsburg sei eine provisorische Regierung gebildet, die Hauptkassen seien weggenommen und ein blutiger Kampf ausgebrochen."

„Wie, bei uns?" Daß ihm Gott diese Lüge einst nicht zu schwer anrechne — weiter!"

„Ja, bei uns, und er wolle dem Könige in's Gesicht sagen, er scheine seiner Aufgabe nicht gewachsen, seine Minister hätten weder Einsicht, noch Willen, noch Kraft für ihr Amt — und wenn es auch schwer sei, bessere Minister zu finden, so gebe es doch Einige."

„Ha, er meint sich selber — das wäre ein herrlicher Minister!"

„Ein wüthender Beifall erhob sich in der Ver-

sammlung bei diesen Worten und schon an demselben Abende wollte man in Massen auf das Schloß ziehen und vom Könige diese besseren Minister fordern. Nur mit Mühe verschob man diese Forderung bis auf den kommenden Tag, ehe unsere Deputirten angekommen waren."

„Wie!" stieß Andreas wild hervor — „das wagten diese Männer in einer so großen Versammlung zu sagen?"

„In welcher noch dazu Beamte und Offiziere des Königs zugegen waren."

„Und hatten diese nicht so viel Ehre im Herzen, den Verräther, der Solches sprach und damit ein Rebell gegen seinen König war, zu entlarven?"

„Keine Hand rührte sich, Andreas — die Ehre der Dänen stand still in diesem großen Augenblicke, es gab in Kopenhagen keinen treuen Diener des Königs mehr."

„Aber das ist ja offene Rebellion gegen ihren König und Herrn!"

„Das ist sie, Andreas, aber das nennen sie unsere Revolution. Höret weiter. Am nächsten Morgen nun zog diese rebellische Deputation mit einem Gefolge von 16,000 tobenden Menschen vor Sr. Majestät Schloß und brüllte ihm ihren unterthänigsten

Morgengruß entgegen. Der König war also in seinem eigenen Schlosse belagert und nicht mehr Herr seiner Entschließungen. Von dem schreienden Haufen dazu gezwungen, erklärte er, er habe bereits die Wünsche des getreuen Volkes erhört und ein neues Ministerium ernannt, — Orla Lehmann war wirklich Minister geworden — Schleswig sei Dänemark einverleibt. Da trat der alte Oheim des Königs, Prinz Ferdinand, auf und sagte: solche Nachgiebigkeit gegen das andrängende Volk sei Feigheit! — Aber seine Stimme war zu schwach und wurde in dem brausenden Sturme nicht mehr gehört. Und als man nicht gleich die Männer finden konnte, die im Stande waren, die zu hoch gestiegene Fluth zu dämmen, und von Seiten der Rädelsführer der Aufruhr in Wien und Berlin mit dem Aufruhre in den Herzogthümern, von dem kein Mensch etwas wußte, in Verbindung gebracht wurde, die Aufregung des Volkes aber durch diese und andere Lügen immer mehr und mehr wuchs, da schämte sich der Magister Monrad, auch ein neuer Minister, nicht, das Wort fallen zu lassen: dann erheben wir die Standarte der Republik! — Schon wollte der König, in kraftloser Herzensangst und durch fruchtlose Unterhandlungen ermüdet, dem Volke die Herrschaft überliefern und die Krone niederlegen, da

brachte man das Ministerium zusammen, welches sich für fähig hielt, das schwankende Staatsschiff in Fahrt zu bringen, und dieses Ministerium sprach in der That die lächerliche Wahrheit aus: daß man sich schon mitten in der Revolution befinde, daß man im Grunde keinen König mehr habe, sondern nur eine provisorische Regierung, in Form eines Staatsraths, welcher anzugehören es selber die Ehre habe!"

„Ist das wahr, was Du hier sprichst — denn es klingt mir wie eine Komödie?" fragte Andreas immer mehr erblassend.

„Es ist wörtlich wahr, Andreas, und wirft, wie Gottes ewiger Strahl, das rechte Licht auf unsere Lage. Ja, ich verschweige noch Vieles, da ich nicht Alles sagen kann, um rasch zu Ende zu kommen. — Unterdeß war unsere Deputation gelandet, welche die gesetzliche Unterwerfung der Herzogthümer und die loyale Stimmung des Landes berichten und nur die inständigen Bitten eines treuen Volkes überbringen wollte. Aber schon hatte man ihr einen feierlichen Empfang bereitet. Der fanatisch aufgehetzte und gegen Alles, was Deutsch hieß, losgelassene Pöbel hielt es natürlich für seine Pflicht, seine Wuth an diesen Abgesandten der deutschen Gebiete zu kühlen. Die ermüdet und hoffnungsvoll an das Land steigenden

Männer werden von ihm mit Toben und Schreien begrüßt und umringt, und nur einigen wackeren Studenten und den Bemühungen des englischen Consuls gelingt es, sie vor größerer Gewaltthat zu schützen. Aber härter und härter gedrängt, müssen sie in das Haus des letzteren flüchten, um nur ihr bedrohtes Leben zu retten. Aehnlich ergeht es den in verschiedenen Stadttheilen wohnenden Beamten, die aus Holstein stammen, auch sie rüsten sich zur Flucht, weil ihr Leben in Gefahr ist."

„Weiter, Henrik, weiter!" unterbrach Andreas den athemschöpfenden Erzähler. „Schlimmer kann es nicht kommen — jetzt können wir Alles hören."

„Während nun die deutschen Männer von den Studenten in der Nacht bewacht werden, um sie nicht Schaden an ihrem Leibe nehmen zu lassen, schreitet man rücksichtslos gegen die Rechte unseres Landes vor. Man hält das Dampfboot gewaltsam zurück, welches uns die Kunde von der Art des Empfanges unserer Landsleute bringen soll, legt auf alle nach den Herzogthümern bestimmten Schiffe Beschlag, zeichnet Freiwillige zum Kriege ein und befehligt 10,000 Mann Truppen in Kopenhagen zur Einschiffung, um über Eckernförde auf Rendsburg zu marschiren und uns mit einem Schlage über den Haufen zu werfen.

Das that man offen, im Angesichte des ganzen Volkes; insgeheim aber, um noch der brutalsten Gewalt die unwürdigste List hinzuzufügen, vertröstet man unsere Gesandten mit täuschenden Hoffnungen, so daß diese, freilich in einem unverschlossenen Briefe, nach Hause schreiben: es wäre noch nicht alle Hoffnung auf eine zufriedenstellende Ausgleichung verloren, man solle aber in den Herzogthümern jede Gewaltmaaßregel vermeiden und in Ordnung und Ruhe bleiben.

Endlich am 23. März, Morgens 11 Uhr, werden unsere Landsleute zur Audienz in's Schloß beschieden und ihnen fortwährend, selbst von dem ihnen schmeichelnd nahenden neuen Minister Orla Lehmann Aussichten auf Befriedigung der Ansprüche ihres Vaterlandes eröffnet. Auf der Fahrt nach dem Schlosse beschimpft man sie sogar in den Wagen und schlägt einen Wachtposten zu Boden, der das Gewehr vor ihnen anzieht. Endlich langt man an. Der König erscheint; er sieht erschöpft und traurig aus und sagt selbst, er habe in drei Nächten nicht geschlafen und habe keine Verantwortlichkeit mehr."

„So! Das heißt, er sei nicht mehr freier Herr seiner Entschließungen. Ja wohl! Weiter, Henrik, weiter, ich sehe nun schon, was kommt."

„Der König erschien milde und freundlich genug,

aber sichtbar befangen, als wenn er dem gewaltsamen Drucke einer unbekannten Macht unterliege. Er läßt von einem Minister den Bescheid vorlesen, daß Alles geschehen werde, die Herzogthümer zufrieden zu stellen, dagegen erwarte er, alle treuen Landeskinder würden sich um ihn schaaren und seine angestammten Rechte beschützen. Eine weitere Antwort müsse er sich vorbehalten, da der Staatsrath bereits darüber berathe. Hierauf erwiderte unser Wortführer, indem er die heiligste Versicherung der Wahrheit seiner Worte beifügte, daß bis jetzt noch kein Wort in den Herzogthümern gefallen sei, welches seine Rechte als deren Oberherr verletze. Aber das ganze Land gleiche, wie es nicht anders sein könne, einem Haufen Zunder — ein hineingeworfener Funke könne es in Flammen setzen. Was geschehe, könne Niemand berechnen. Gott gebe, daß Seine Majestät die Mittel finden möge, Ruhe und Frieden zu erhalten! — Sichtlich bewegt entließ der König die deutschen Männer. Auf der Rückfahrt nach Hause bedrohte sie wieder Gefahr, das Volk ergoß sich in Schimpfreden, wollte die Wagen erklettern, und nur in Folge großer Bemühung der edlen Studenten, die ein Spalier um sie bildeten, kehrten sie unversehrt in ihre Wohnung, das Haus des englischen Consuls, zurück.

Am folgenden Morgen aber erklärte dieser edle Mann, Hage ist sein Name, er könne sie nicht länger in seinem Hause beschützen, und forderte sie auf, sich einzeln, auf Umwegen nach dem Schlosse zu begeben, um die schließliche Antwort des Königs in Empfang zu nehmen."

„Empörend, empörend!" rief Andreas dazwischen, dessen Blut zu kochen begann. „Eine solche Behandlung unsern bravsten Männern, Abgesandten eines deutschen Volksstammes, und im Angesichte der ganzen Welt — o!"

„Als sie in's Schloß kamen, wurde ihnen erklärt, ihr Leben sei nicht mehr sicher, man wolle sie als Geißeln für die dänischen Beamten in den Herzogthümern zurückbehalten. Olshausen sogar, unser Wortführer, wurde ergriffen und auf ein Kriegsdampfschiff geschleppt. Ihm folgten kurz darauf die anderen Abgesandten ebendahin. Und hier, Andreas, geschah ihnen das Aergste. Denn hier trat Orla Lehmann vor sie hin und sagte: „Hier ist die Antwort auf Ihren Antrag!" Diese Antwort enthielt die Einverleibung Schleswig's in Dänemark. „Der König habe nicht mehr den Willen, das Recht und die Kraft, ihre Wünsche zu erfüllen, seine Absicht aber sei, Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen!" So haben

also die Minister den König gezwungen, sein zwei Monate vorher gegebenes Wort, so wie seines Vaters und seiner Vorfahren frühere Versprechungen zu brechen. Wir sind also Dänen geworden, mein Freund, richtet Euch danach!"

„Und sagte der edle dänische Minister sonst nichts?"

„Nein, er blieb stumm, aber er schämte sich, wie man bemerkt haben will — und das ist Alles, so weit es Kopenhagen betrifft."

„Aber was sagte man in Kiel darauf? Denn ich lese in Deinen Augen, Henrik, daß bisher nur die Dänen gehandelt, daß aber von jetzt an die Deutschen handeln werden."

„Ja, Andreas, sie haben ihrer Abstammung würdig gehandelt. Höret zu. Denn jene Revolution in Kopenhagen, die man unzweifelhaft die schleswig-holsteinische nennen wird, weil sie gegen uns gerichtet war, mußte den gesetzlichen Sinn der Herzogthümer gegen das schnöde rebellische Ministerium des dänischen Königs zum Widerstande aufstacheln. Zum Widerstande mit Gut und Blut. Und sei es, daß man einst in schwerer Verblendung diesen gesetzlichen Widerstand eine rebellische Erhebung gegen die Gesetze taufe, so werden nicht wir, sondern Diejenigen die Schuld davon tragen, die uns dazu mit Gewalt ge-

trieben haben. So schreibt mir mein Freund; was aber weiter geschah, ist Folgendes. Und was konnte auch Anderes geschehen? Wollten sich die Herzogthümer nicht unbedingt den Forderungen der dänischen Tyrannei unterwerfen, wollten sie ihre 400 Jahre alten Rechte und ihre gegenseitige Verbindung aufrecht erhalten, wollten sie ihr Vaterland nicht dem Raube der Dänen preisgeben, so waren sie genöthigt, an eine Vertheidigung gegen Angriffe zu denken, die Jedermann, der Augen und Ohren hat, vorhersehen muß. Und das haben sie gethan, Andreas. Hier war keine Zeit mehr zu verlieren; was geschehen sollte, mußte rasch geschehen, denn der Feind steht gerüstet vor uns, den Ungerüsteten. Von diesem Gedanken geleitet, fanden sich, als die ersten Nachrichten aus Kopenhagen einliefen, unsere patriotischsten Männer zusammen, und nachdem sie die ganze letzte Nacht berathen, was in so gefahrdrohendem Augenblicke zu thun sei, beschlossen sie eine provisorische Regierung zu bilden, die in des Königs Namen und in seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig und Holstein die Regierung der Herzogthümer übernehmen sollte. Und hier ist die Proklamation, die diese provisorische Regierung heute Morgen vor Tagesanbruche erlassen hat."

„Und aus welchen Männern besteht diese Regierung?“

„Aus unseren Besten ist sie zusammengesetzt. Aus dem Grafen Reventlow, Beseler, dem Prinzen von Noer, Schmidt und Bremer.“

„Und was besagt die Proklamation?“

„Höre selber:

„Mitbürger! Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen.

Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung.

Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Vertheidigung der Gränze, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher erwiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechte des

Landes und der Rechte unsers angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wiederum frei sein wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheits-Bestrebungen Deutschland's anschließen.

Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holstein's erfüllt.

Kiel den 24. März 1848.

Die provisorische Regierung."

„Es ist genug, Henrik!" erwiderte Andreas mit stolz erhobenem Haupte. So ruhig und besonnen sprechen nur deutsche Männer. Dieses Schriftstück wird der Welt und unseren Nachkommen ein Beispiel und zugleich der Spiegel unseres jetzigen Zustandes sein. Aber wie, wird sich der deutsche Bund der Dänen

Einfall gefallen lassen? Er hat uns unser Recht garantirt, Christian der Achte hat seinen Ausspruch anerkannt, und sein Sohn hat nicht das Recht, gegen sein heiliges und fürstliches Versprechen, eigenmächtig und mit Anwendung von Waffengewalt eine Frage zur Entscheidung zu bringen, zu deren Lösung der Bundestag sich für entschlossen erklärt hat. Es ist gut, wir werden sehen, was folgt. — O, mein Weib, meine Kinder, meine Freunde! Was für Zeiten und Erlebnisse! — Aber seid getrost, seid muthig und unverzagt. Man hat uns zwar wehe gethan, aber Gott wird nicht dulden, daß wir in unserem Rechte und in unserer Freiheit unterliegen!"

Und er schloß die laut Weinenden, die ihn umringten und liebevoll zu seinem strahlenden Auge emporschauten, an seine starke Brust und hielt sie lange innig umschlungen. —

---

## Neuntes Kapitel.

### Der Ausbruch der Feindseligkeiten.

Henrik blieb diese Nacht auf Emmerslund; auch Helene verließ die Familie nicht und man sandte einen Boten mit der Meldung nach dem Epheuhause hinab, sie diese Nacht daselbst nicht zu erwarten. Man wollte sich jetzt nicht so schnell von einander trennen und man konnte es auch nicht, denn Vieles gab es in Erwartung der kommenden Ereignisse zu berathen und zu beschließen, woran die Anwesenden alle mehr oder minder betheiligt waren. Endlich, lange nach Mitternacht, suchte ein Jeder seine Schlafstätte auf. Kein Auge aber in Emmerslund wurde in dieser verhängnißvollen Nacht vom Schlafe erquickt, Alle wälzten sich unruhig auf ihrem Lager umher, der traurigen

Dinge gewärtig, welche die nächsten Stunden und Tage bringen würden.

Was in Folge jener durch die Herzogthümer wie auf Windesflügeln verbreiteten Proklamation in diesen und allen deutschen Landen sich weiter begab, das hat die Geschichte jener Tage erinnerlich genug aufbewahrt. Wir berühren hier nur das Unerläßlichste, um dem Leser noch einmal im Zusammenhange das Bild jener Tage vor die Seele zu führen, und kehren alsdann zu unserer Erzählung zurück, die sich nur mit denjenigen Einzelnheiten des folgenden Krieges beschäftigen wird, welche die uns bekannt gewordenen Personen betrafen.

Wie der Blitz, der vom stürmischen Himmel niederfährt, die dunkelste Nacht erleuchtet und den arglosen Wanderer den Abgrund erkennen läßt, von dem beinahe sein Fuß hinabgleitet, ihm aber auch zugleich den richtigen Weg zeigt, der zu seinem Ziele führt, so hatte jene herzhafte und männliche Proklamation der ehrenwerthesten Männer der Herzogthümer dem ganzen Lande den Weg gewiesen, den es fortan zu wandeln hatte, und die Bewohner desselben waren patriotisch genug, Herz und Geist der großen Sache des Vaterlandes unverzüglich zu widmen. Die Charaktere, welche damals auf den Schauplatz der Welt

traten, auf den die Augen ganz Europa's gerichtet waren, glichen sich, wenn sie auch in einzelnen Kleinigkeiten von einander abwichen, doch in einem Punkte vollkommen, als wären sie alle die Kinder von einer Mutter und von einem Vater gewesen. Alle Neigungen, Wünsche, Bestrebungen waren mit glühendem Eifer einzig und allein auf Abschüttelung des Joches gerichtet, welches so lange Zeit schwer drückend auf ihrem Nacken gelegen, und zugleich auf ihre Selbständigkeit und Einigung mit dem allgemeinen deutschen Vaterlande. Und es war kein Wunder, wenn man genau die damalige Zeit betrachtet, daß der freie, edle, nun aber geknechtete Mann das Schwert der Selbstvertheidigung in die Hand nahm, denn die dänische Regierung hatte es ihm mit Gewalt selbst hinein gedrückt. Er mußte losschlagen, wenn er leben und die Güter des Leben genießen wollte. Druck, Verfolgung, Sorge aller Art häuften sich auf die Deutschen seit unzähligen Jahren; Vorstellungen, Wünsche, Bitten halfen ihnen nichts mehr. Betteln, sich erniedrigen und in den Staub werfen wie die Hunde wollten sie nicht. Sie fühlten Alle, daß sie nicht zu Knechten des übermüthigen Inselvolks geboren waren, elender als das freie Wild im Walde, gefährdeter als das winzige Vögelchen auf den Zwei-

gen und in den Lüften. Sich verbergen in den Spalten der Erde, wie der Maulwurf vor dem mächtigen Menschen sich versteckt, um sein Leben ohne Luft und Licht hinzubringen, konnten sie nicht, denn sie hatten ein Herz für das Leben, und Sinne für Luft und Licht. Von dem traurigsten Gefühle niedergedrückt, welches einem Menschen vorbehalten sein kann, sein Vaterland von Tyrannen zerfleischt zu sehen, erhoben sie sich mit einer gemeinsamen Kraftanstrengung, die ihnen ihre Selbstwürdigung eingab. Kämpfen wollten, mußten sie Alle mit dem Heldenmuthe ihres Stammes, kämpfen, um wo möglich zu siegen, das heißt, ihre Rechte und Freiheiten zu behaupten, oder in Vertheidigung derselben unterzugehen. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung und des erwachten Nationalstolzes erhob sich von der Küste eines Meeres bis zum andern, vom Norden, wo die deutsche Sprache mit der fremden sich mischt, bis zum Süden tief in das Herz Deutschland's hinein. Alle Klassen, alle Stände, jedes Alter und jedes Geschlecht geriethen in Bewegung; die Einen boten ihre Arme, die Anderen ihren Kopf, die Dritten ihre Besitzthümer zum Besten des Vaterlandes dar, und — man konnte Alles gebrauchen, denn wie die Dänen sich schon lange auf einen großen Schlag vorbereitet hatten, so war in

den Herzogthümern Nichts vorhanden, was die erste Abwehr zu einer siegreichen zu machen versprach. Sie hatten keine Armee, keine Schiffe, und wenn sie diese gehabt hätten, so besaßen sie weder Bekleidung, noch Waffen, noch Pferde für ihre streitbaren Männer — Alles, Alles mußte neu beschafft werden. Und es wurde in der That mit einem Eifer, einer Hingebung und bis zu einem Grade von Vollendung beschafft, der beispiellos in der Geschichte der Kriege dasteht. Aber wie regten sich auch alle Herzen und Hände! Frauen gaben ihre Kleinodien, ihre Ersparnisse, ihrer Hände Arbeit; Männer leerten ihre Scheunen, ihre Ställe; Väter gaben ihre Söhne oder kämpften sogar selber mit. Kein Städtchen war im ganzen kleinen Lande, welches nicht sein Bestes, Kostbarstes hingab, und wenn die Bauern noch am meisten zurückhaltend waren und sich nicht sogleich in die vordersten Reihen drängten, als der Waffentanz losging, so lag das nicht sowohl in ihrem bösen Willen, als vielmehr in der Langsamkeit ihrer Begriffe, in ihrem nationalen Phlegma und ihrer ländlichen Beschränktheit, die das große Ereigniß nicht so recht fassen konnte, welches vor ihnen lag. Als der Feind sie erst klüger und aufmerksamer gemacht hatte, da waren sie schneller zum Handeln bereit, da schlugen sie zu mit Macht,

und wehrten sich ihrer Haut mit der wüthenden Energie von Menschen, die um so leidenschaftlicher zum Aeußersten entschlossen sind, als sie lange genug gezaudert und die Bitterkeit der Unterdrückung gekostet haben.

Jene Schwäche aus Mangel aller Vorbereitung nun erkannten die Leiter der schleswig-holsteinischen Lande sehr bald und darum beeilten sie sich, Hülfe da zu begehren, wo sie zunächst zu finden war, denn man rechnete fest auf die thätliche Zustimmung Deutschlands, wie man ihrer herzlichen und schriftlichen schon längst gewiß war. Sie sandten daher den Justizrath Schleyden nach Frankfurt zur Bundesversammlung, die eben erst neu gebildet war, und legten derselben offen und ehrlich die ganze Sachlage vor. Der Bundestag erkannte die provisorische Regierung an und beschloß die Rechte und Verbindung der Herzogthümer, da es nicht anders ging, mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten, deren Ausführung sie dem Könige von Preußen übertrug.

Unterdeß wurden von Seiten der provisorischen Regierung die Beurlaubten in den deutschen Landen einberufen und Freiwillige angeworben; auch die sogenannten Freischaaren, die aus allen Theilen Deutschlands mit überschäumendem Muthe und allzu kühner Erwartung eintrafen, fanden dankbare Aufnahme.

Gleicherweise war man thätig in Ankauf und Herstellung von Uniformen, Waffen aller Art und denjenigen Erfordernissen, die zum Beginne eines ernsthaften Krieges unerläßlich sind. Von allen Seiten flossen Beisteuern in Menge zu; Nahrungsmittel, Pferde, Geld sammelten sich, und bis auf die kleinsten nothwendigen Dinge war von Allem bald ein so großer Vorrath vorhanden, daß man oft nicht wußte, wie man es sogleich unterbringen solle.

So ging es in den Herzogthümern her; der allgemeine und gewaltige Strom der Bewegung zu Gunsten derselben in Deutschland aber ist allen Lesern noch hinreichend aus der Erinnerung bekannt. Wir wissen, welche begeisterte Stimmung für das stammverwandte Land in unsern Gemüthern herrschte. Regierungen und Volk beeilten sich um die Wette, ihre Bruderpflicht zu erfüllen und niemals war eine ähnliche Unternehmung mit lebhafterem Eifer begonnen worden.

Und da das Alles so schnell und unerwartet geschah, während die Dänen die Deutschen im gemüthlichen Halbschlafe zu überraschen und die Herzogthümer mit einem Schlage zu bezwingen dachten, obgleich sie dem Volke in Kopenhagen von einer völlig organisirten Revolution vorgelogen, so gelang das

erste kühne Unternehmen der Herzogthümer vollständig. Die Festung Rendsburg, der wichtigste Ort im ganzen Lande, wurde vom Prinzen von Noer mit wenigen Truppen überfallen und genommen. 300 Lauenburger und 30 Kieler Jäger, mit einem Extrazuge von Kiel dahin gefahren, vollbrachten das kühne Werk, indem sie sich, ohne Widerstand zu finden, durch das offene Thor auf die Hauptwache begaben. Ein großer Theil der Besatzung ging sogleich zu den deutschen Brüdern über, während man einen anderen mit fast allen Offizieren ruhig nach Norden abziehen ließ. Der Commandant, der still zu Hause saß, erfuhr den Hergang erst, als der Platz schon in den Händen der Holsteiner war.

Und wie verhielten sich die Dänen dabei? Schon lange vor Anfang des Krieges hatte man die Offiziere der dänischen Armee aus Schleswig und Holstein nach Kopenhagen berufen, die Soldaten beurlaubt, die Waffen im Magazine zu Rendsburg in unbrauchbaren Zustand versetzt. Rasch aber sandten sie nun ihre eigenen Truppen von den Inseln über Alsen nach dem Sundewitt, rückten zugleich von Jütland her vor, besetzten ganz Schleswig und nahmen eine feste Stellung im Dannevirke, jener alten Schanze, die schon vor uralten Zeiten zur Abwehr der Deutschen auf-

geworfen war und welche sie für unüberwindlich hielten. Thätig wie immer, wenn es geheime Unterhandlungen zu spinnen galt, stachelten sie ihre in den Herzogthümern vertheilten Anhänger auf und breiteten ein Netz von Spionen und Stafetten über das ganze Land aus, die den Deutschen oft sehr verderblich werden sollten und namentlich das gemeine Volk und die Bauern gegen dieselben aufzuhetzen suchten. Theilweise gelang ihnen dies auch, aber der Kern der Bevölkerung war zu kräftig, ehrlich und klarsehend, um nicht das Recht vom Unrechte zu unterscheiden, und so hatten sie hierin im Ganzen wenig Aussicht auf entschiedenen Erfolg. Daß Deutschland, oder Preußen, oder irgend eine deutsche Macht den Herzogthümern zu Hülfe kommen würde, verlachten sie als Fabel, denn sie pochten auf ihre Freundschaft mit den deutschen Regierungen, ja, sie entblödeten sich sogar nicht, ihren Soldaten in öffentlichen Bekanntmachungen mitzutheilen, die Preußen kämen, um die Holsteiner von hinten her zu würgen und das aufsässige Volk zu Paaren zu treiben. Selbst als der König von Preußen Rendsburg von seinen Truppen besetzen ließ, waren sie noch in diesem Irrthume befangen, obwohl die Sprache desselben nicht eben dänisch geklungen hatte. Im letzten Augenblicke vor dem Ausbruche des

Krieges noch verhöhnten sie den preußischen Abgesandten, den Major von Wildenbruch, den sein Herrscher nach Sonderburg sandte, um dem Könige von Dänemark, der sich daselbst aufhielt, Vorstellungen in gütlicher Weise zu machen, indem man diesem Abgesandten antwortete: es seien die Minister und nicht der König, die in dieser Sache eine Entscheidung fassen könnten und man habe nach Kopenhagen geschickt, um den Minister Knud zu holen. Sobald dieser in Sonderburg eintraf, erklärte er dem preußischen Abgesandten, daß die dänische Regierung sich auf keine Unterhandlungen einlassen wolle, bevor Schleswig nicht vollständig von dänischen Truppen besetzt sei, und der Gesandte mußte unverrichteter Sache nach Rendsburg zurückkehren, worauf die Dänen die Dannevirke besetzten.

So standen die Sachen in den nächsten Tagen nach den auf Emmerslund geschilderten Vorgängen. Kehren wir jetzt dahin zurück und holen wir diejenigen Begebenheiten nach, die sich im Umkreise dieses friedlichen Ortes und des benachbarten Sundewitt zugetragen hatten.

Ein milder Frühlingshauch durchwürzte Land und Meer, die Luft war still, die See lag in spiegelnder Klarheit da, als Henrik am 29. März Abends nach

dem Sundewitt hinüberfuhr, nachdem sein Pferd einige Nächte vorher durch einen sicheren Boten zum Pächterhause zurückgebracht war. Denn so lange hatte er sich in Emmerslund aufgehalten. Andreas hatte nicht allein viel mit ihm zu berathschlagen und zu verabreden gehabt, sondern es auch für vortheilhaft gehalten, seines Freundes Aufenthaltsort für's Erste geheim zu halten, um ihn so den möglichen Nachforschungen jenes Olaf Larssen zu entziehen. Endlich aber konnte Henrik nicht länger von seinem Hause fern bleiben, er mußte seine Papiere in Ordnung bringen und sich auf seine längere Reise nach Rendsburg vorbereiten, zu der er nun ernstlich entschlossen war, denn sein Freund in Kiel, der ihn von den bisherigen Verhältnissen treulich in Kenntniß gesetzt, war, wenn nicht ein Mitglied der provisorischen Regierung, doch bei den nächsten Entschlüssen derselben betheiligt und bedurfte seiner Unterstützung, da in der neuen Leitung der Herzogthümer noch viel zu thun übrig blieb.

Der Abend dämmerte schon stark herauf, als Henrik in des Capitains Schaluppe über den Meeresarm setzte; man hatte sich vorher vom Wartthurme aus wohl versichert, daß kein feindliches Schiff in der Nähe war, denn es wäre gefährlich gewesen, in den Bereich der Dänen zu gerathen, deren Schiffe schon hin und

her zu fliegen begannen, aber noch keine bestimmten Befehle erhalten zu haben schienen. Für jetzt sollten sie wahrscheinlich nur Furcht und Schrecken einflößen und die Uebermacht der Insulaner auf dem Wasser darthun, was ihnen auch so ziemlich bei einem Theile der an den Küsten wohnenden Bevölkerung gelang. Als Henrik diesmal im Sundwitt landete, empfing ihn Rasmus Harms schon am Strande. Denn der brave Mann hatte unendlich viel Angst um seinen Herrn ausgestanden und, obgleich er ihn drüben in Sicherheit gewußt, doch immer gefürchtet, daß man ihn auf der Rückfahrt ertappen und vor seinen Augen in neue Gefangenschaft führen würde. Daher lugte er von Stunde zu Stunde über das Wasser hinüber, bis er endlich an dem genannten Abende so glücklich war, ihn unversehrt landen zu sehen.

„Gott sei Dank!“ rief er ihm schon von Weitem entgegen, „daß ich Euch heil und gesund wiedersehe. Ah, da seid Ihr — nun kommt nur herein, meine Zunge brennt vor Verlangen, Euch mitzutheilen, was ich auf dem Herzen habe.“ Und er führte seinen lieben Herrn im Triumphe und zur Beruhigung der ganzen Familie in sein Zimmer, während des Capitains Matrosen unverweilt an's jenseitige Ufer zurückkehrten.

Rasmus wußte Henrik sehr viel zu erzählen, nachdem er seinem patriotischen Herzen über die neuen Verhältnisse Luft gemacht hatte. „Hoho!" sagte er, „Wie hat sich hier Alles geändert, seitdem Ihr fort ginget. Bald nach Eurer Abfahrt langte die Proklamation unserer Regierung an und wir sind nun mit einem Schlage reine Schleswig-Holsteiner geworden. Aber nicht Alle, Herr, nein, leider nicht Alle, denn die Angst vor den Rothröcken von der einen Seite, und die Furcht vor den Freibeutern aus Deutschland von der anderen spukt wie ein Gespenst in den dummen Köpfen der Menschen; und weil sie nicht wissen, wen sie am meisten zu fürchten haben, möchten sie lieber Alles beim Alten und sich noch eher von dem bekannten als dem unbekannten Feinde tyrannisiren lassen, als beiden muthig und unverzagt entgegentreten. Das dumme Volk! Die deutschen Freischaaren, die schon in Flensburg mit rothen Federn auf dem Kopfe und mit Bärten — so lang! — spazieren sollen, werden doch wahrhaftg keine lebendigen Teufel sein, wie man sagt. Und ich fürchte mich nicht im Geringsten vor ihnen; mich macht der rothröckige Däne wärmer. Und hier, unser Herr Nachbar, auf Eures Vaters ehemaligem Gute, hat sich in der That sehr rothröckisch bewiesen, denn es sitzen schon seit

Tagen einige Herren bei ihm hinter den Gläsern, und pochen und lärmen, daß die ganze Umgegend es hört. Sie gehören zu den Schiffen, die im Alssunde kreuzen. Gestern ist auch in Broaker der Baron Dirckinck-Holmfeld gewesen, der die Corvette Najaden kommandirt, und hat mir nichts Dir nichts die Steuerkasse mit sich nehmen wollen. Aber halt, Herr Baron, es ging nicht so leicht und man schlug ihm rechtschaffen sein Begehren ab. Nun ist er lärmend abgezogen und will mit seinen Rothröcken wiederkommen und mit Gewalt nehmen, was ihm mit List nicht gelang. Und, Herr, sie sind sehr klug, diese Herren. Von Sonderburg aus haben sie große Haufen bedrucktes Papier unter das Volk verstreut, unsere Regierung eine Meute Rebellen genannt und Jedem Erlaubniß gegeben, jeden Deutschen ohne Weiteres niederzustoßen, und wer irgend ein deutsches Gesicht zieht, auf die Schiffe zu schleppen. Nun ja doch, das ist leicht gesagt; aber sie sollen nur zu mir kommen und mich pressen wollen, ich verstehe auch was davon und werde sie wie ein alter Angelsachse begrüßen. Nehmt Euch also in Acht — ich lasse Euch nicht aus dem Hause, so lange Ihr hier bleibt — sie haben schon dort drüben einen Pfarrer geprügelt, der von Vernunft und brüderlichem Sinne predigen wollte, denn

Vernunft und Brudersinn kennen die Dänen nicht — weiß es der Teufel! Auch andere besonnene Männer haben sie mißhandelt und eingesperrt und bewachen sie in ihrem eigenen Hause mit Mistgabeln und Dreschflegeln. Also nehmt Eure Nase in Acht!" —

Das waren so ungefähr die ersten Berichte, die Henrik von den Zuständen im Sundewitt empfing und die er sich beinahe nicht anders vorgestellt. Am Tage darauf, als nun jener Baron, ehemals Commandeur der preußischen Corvette Amazone, mit 50 Rothröcken erschien und die Kassen in der ganzen Umgegend mit sich nahm, da ging der Lärm erst recht los und die dänische Gesinnung, das heißt die Furcht vor'm Stocke, schien mit einem Male die deutsche verdrängt zu haben. Rasch hatten die Dänen einen kleinen Theil des Sundewitt besetzt, ihre Schiffe in die Flensburger Bucht bis Holnis gesandt und zwei Kanonenboote vor Bockholm gelegt, um bequem die Holnisser Landenge bestreichen zu können. Aber noch war kein feindlicher Angriff erfolgt, nur hatte man sich auf Kosten der Sundewitter gütlich gethan, Wagen und Pferde requirirt und alle Lebensbedürfnisse aus ihren Vorräthen bezogen, wogegen kein Mensch sich auflehnen konnte, da die Uebermacht durchaus auf Seiten der Dänen und kein deutscher bewaffneter

Mann vorhanden war, der dem Unfuge hätte steuern können.

Im Pächterhause am Strande und seiner Nähe, außer von Zeit zu Zeit in dem benachbarten Herrenhause, befand sich noch keine Einquartierung, aber man besorgte ihre Ankunft jeden Tag, daher mußte man sich beeilen zu thun, was man zu thun entschlossen war. Henrik hatte Rasmus Harms seinen Entschluß mitgetheilt, nach Rendsburg zu gehen, und da Matthias ihn begleiten wollte, um ebenfalls in vaterländische Dienste zu treten, so wurden alle Anstalten dazu in heimlicher Stille getroffen. Henrik packte seine Papiere, Bücher und Kleider in ein Felleisen, welches ein Knecht, Clas mit Namen, der sich ihm zum Diener erboten, auf einem starken Pferde mitnehmen sollte. Rasmus selbst hatte in patriotischer Gesinnung einen Theil seines vorräthigen Geldes mit eingepackt, um es durch Henrik der Regierung zur Verfügung stellen zu lassen. Da man aber nicht sichere Nachrichten erlangen konnte, wo und wie weit die Dänen in's Land hinein standen, so verzögerte sich die Abreise von Tage zu Tage. Endlich am 6. April glaubte man die sichere Kunde zu haben, daß im Sundewitt nur zu Düppel und Broaker die Dänen ständen, und so war auf den folgenden Tag

die Abreise zur Nachtzeit festgesetzt. Henrik wollte in der Nacht vorher noch einmal nach Emmerslund hinüber, um Abschied zu nehmen. Da aber zeigten sich plötzlich rasch hinter einander auf- und abfahrende Schiffe in der Apenrader Bucht, und er mußte noch einen Tag länger warten. So war der 7. April herangekommen und mit ihm der Beginn der Feindseligkeiten. Schleswig-holsteinische Dragoner, die auf Glücksburg einquartiert waren, wollten die Dänen von dem Uebergange über die Landenge abhalten, so wie auch an der Schanzarbeit hindern. Zwei Kanonen wurden zu diesem Behufe bei Bockholm aufgestellt und fingen mit zwei Dampfschiffen und zwei Kanonenbooten ein Gefecht an, welches zwei Stunden um Mittagszeit anhielt. Dumpf und schauerlich rollten die Donnerschüsse über die früher so friedliche Gegend hin und versetzten alle aufhorchenden Gemüther in eine Aufregung und Spannung, wie sie die Sundewitter damals noch nicht gewohnt waren, aber bald als etwas sehr Alltägliches kennen lernen sollten.

Schon am Morgen dieses Tages hatte sich ein neues und unerwartetes Ereigniß längs des ganzen nördlichen Strandes im Sundewitt zugetragen, welches für die dem Meere so nahe wohnenden und dar-

auf verkehrenden Menschen mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft war. Als die Bauern bei Tagesanbruche aus ihren Gehöften traten und an den Strand eilten, um sich nach feindlichen Schiffen umzusehen, fanden sie sich ihrer Boote beraubt. Die Dänen waren in der Nacht hier und da gelandet und hatten die vorgefundenen Fahrzeuge entweder mitgenommen oder versenkt, und, wo es ohne vieles Geräusch möglich gewesen war, hatten sie sogar einige Knechte aufgegriffen und auf ihre Schiffe geschleppt. Denn sie wußten wohl, daß diese Leute zu Matrosen, an denen es ihnen mangelte, sehr gut zu gebrauchen wären. Daher kam es, daß sich von diesem Tage an ein großer Theil der männlichen Bevölkerung versteckt zu halten pflegte und nur bei Nacht in's Freie wagte.

Henrik saß an seinem Schreibtische, als Rasmus Harms mit dieser Botschaft bei ihm eintrat.

„So kann ich also nicht mehr zum Capitain hinüber?" fragte er, während alles Blut seines Gesichtes sich nach dem sehnsuchtsvollen Herzen drängte.

Harms lachte und erzählte seinem Herrn dann, wie er den Dänen ein Schnippchen geschlagen, denn er hätte dergleichen vorhergesehen und sein bestes Boot schon seit einigen Tagen auf dem Lande in Sicherheit gebracht. Dies hatte man in seinem Ver-

stecke nicht gefunden und so sollte es dazu dienen, die nächtliche Ueberfahrt zu bewerkstelligen. Alles wurde dazu in Bereitschaft gesetzt, aber erst bei anbrechendem Tage wurde das Unternehmen möglich, denn erst um diese Zeit zogen die kreuzenden Dampfer west- und ostwärts und ließen das Fahrwasser frei. Harms selber machte diesmal den Steuermann und wollte so lange drüben am Lande bleiben, bis Henrik mit ihm zurückkehrte, um vom Sundewitt aus seinen Weg nach Rendsburg anzutreten.

Es war fünf Uhr Morgens, als das Boot vom Pachthofe abstieß und in einer halben Stunde liefen die kundigen Segler zwischen den Sandbänken glücklich ein, wo sich Harms mit seinen Knechten sorglich hinter der Insel verbarg.

Als Henrik den Strand betrat und sich anschickte, den Berg zu ersteigen, kam ihm Andreas Burns selber entgegen, um sich nach seinen Booten umzuschauen, denn auch an diesem Ufer, hatte er eben die Meldung empfangen, waren die Feinde in der Nacht auf Beute ausgegangen. Die Unternehmer dieses nächtlichen Raubzuges aber mußten große Eile gehabt und den Strand gar nicht betreten haben, denn nur die im Wasser liegenden Boote waren genommen, die hinter der Insel im Gestrüppe verborgenen aber wa-

ren unangetastet geblieben, so auch der Kutter, der unbeschädigt auf seinem Stapel stand und dessen Vollendung man mit jedem Tage näher kam. Um die Stätten, wo die Arbeiter ihr Werk verrichteten, noch mehr zu sichern und dasselbe den etwaigen Nachforschungen der Dänen zu entziehen, ließ Andreas sogleich kurzgesägte Baumstämme davor in den Boden senken und mittelst Weidenruthen und festgestampfter Erde eine ziemlich handfeste Schutzmauer herstellen. Im Laufe des ersten Tages schon gedieh das Werk fast ganz, ohne das geringste Hinderniß zu erfahren, und erst als das geschehen, konnte man Hoffnung hegen, die so nothwendigen Fahrzeuge für die nächste Zukunft sich bewahrt zu haben. Um aber auf alle Fälle vorbereitet zu sein, ließ der umsichtige Capitain auch oben in seinem Schuppen zwei kleine Boote erbauen, die ein paar Männer ohne Mühe an den Strand hinab tragen konnten, wenn der Augenblick ihres Gebrauchs gekommen sein sollte.

Als alle diese Befehle unten am Strande gegeben waren, stieg er mit Henrik den Berg hinan und begab sich auf den Wartthurm, um von der Höhe aus einen Ueberblick über den ganzen Meeresarm zu gewinnen. Kaum hatten sie die Plattform betreten, so sahen sie von Apenrade her den Schooner Neptun

vor vollem Südwestwinde heransegeln. Er hatte alle Leinwand beigesetzt und schien es sehr eilig zu haben. Das kleine geschmeidige und wohlgeführte Schiff flog wie ein Falke auf der Jagd dahin und ließ seinen Danebrog so frohlockend in der Morgenluft wirbeln, als hätte er einen großen Sieg erfochten. Und in der That, der Neptun hatte in diesem Augenblicke seine erste Heldenthat vollbracht, denn er schleppte in seinem Innern den Bürgermeister Schouw und einige angesehene Leute aus Apenrade mit sich, um sie in dänische Gefangenschaft zu führen, weil sie als Männer von ächt deutscher Gesinnung in Kopenhagen ebenso sehr gefürchtet wie gehaßt waren. Damit begannen die Menschenräubereien an den deutschen Küsten, die dazu angethan waren, den dänischen Namen noch gehässiger zu machen, als er bisher schon gewesen war.

Andreas blickte mit schmerzbewegten Gesichtszügen auf das heranjagende Schiff, denn er wußte ja, daß sein Sohn Erik sich auf demselben befand, obwohl ihm bis jetzt noch unbekannt war, welche schreckliche That er an diesem Morgen vollbringen geholfen. „Vergebe ihm Gott, wie ich ihm vergebe!“ sprach es im Innern des Vaters, und sein Auge blickte wie sein Herz düster und voll widerstrebender Gefühle auf das

feindliche Schiff hinab, welches sein Kind in seinem bretternen Bauche trug. Als es sich näherte, mußten die beiden beobachtenden Männer sich verbergen, denn leicht konnte es sonst geschehen, daß man sie vom Meere aus sah, da die das Holzgerüst umgebenden Bäume den Lauscherort noch nicht mit ihrem Laube vor Entdeckung schützten.

„Da geht er hin," sagte endlich Andreas, der sich des Gedankens an seinen Sohn mit männlicher Ergebung zu entschlagen versuchte, seufzend zu seinem Gefährten, „da geht er hin wie ein wackerer Renner zum Turnier. Daß ein so unedles Volk ein so edles Schiff haben darf! O, über Eure Thorheit, Ihr Deutschen! Jetzt werdet Ihr einsehen, wie unrecht Ihr gethan, Eure Küsten nicht besser mit solchen hölzernen Mauern zu versorgen. Ein so großes, reiches und mächtiges Volk, wie Ihr es seid, läßt sich von diesen Piraten den Rang darin ablaufen! Pfui! daß ich selber ein Deutscher bin und mir diese Schmach in's Gesicht sagen muß!"

„Ihr seid ja nicht daran schuld, Andreas," entgegnete zusprechend Henrik, „also tadelt Euch nicht ohne Noth. Der Schaden wird sie schon klug machen, und wenn sie wirklich in einen ernsthaften Krieg gerathen, werden ihre Fürsten auch eine Flotte bauen."

„Ja, wenn es zu spät ist. Ha! Den Brunnen deckt man immer, wenn das Kind ertrunken — das ist die alte Bauernregel. Glaubst Du aber wirklich, Henrik, daß die deutschen Regierungen sich in unsern Zwist mit den Dänen mischen werden?"

„Glaubt Ihr es nicht? Wer wollte daran zweifeln, Andreas? Der Mächtige ist ja immer redlich, wenigstens sollte er es sein. Und nachdem der Bundestag seine Hülfe zugesagt und der König von Preußen jenen wahrhaft königlichen Brief an den Herzog von Augustenburg geschrieben, zweifle ich keinen Augenblick mehr."

„Ach, Henrik, mein Freund, ich zweifle gar sehr daran. Möglich, daß sie mit Worten und Wünschen für uns kämpfen, aber mit Kanonen und Säbeln — das ist eine andere Sache. Große Staaten haben oft mehr Rücksichten auf ihre Nebenbuhler zu nehmen, als kleine, und Preußen vor Allen hat mehr zu thun, als sich mit unsern häuslichen Angelegenheiten zu plagen."

„Nein, Andreas, nein, Ihr irrt diesmal. Gebet Acht. Schon ist der Befehl zum Marsche gegeben, und noch dazu schickt der hochherzige König seine Garden. Das beweist, daß ihm Schleswig-Holstein wirklich am Herzen liegt, wie er es offen vor aller Welt aus-

gesprochen. Auch das zehnte Bundes-Armee-Corps steht gerüstet da.“

„Wäre es wahr, mein Freund! Ich wollte nicht zuletzt frohlocken. Aber ich glaube es nicht eher, als bis ich es sehe. Am liebsten freilich wäre es mir, wenn wir mit eigener Faust dem Dänen an die Gurgel könnten und keines fremden Menschen Hülfe gebrauchten. So aber, wie die Sachen jetzt liegen und wir so unvorbereitet gegen einen lange fertigen Feind stehen, schickt uns vielleicht Gott Hülfe in der Noth, bis wir mit der Zeit dem Gegner gewachsen werden und auf unseren eigenen Füßen stehen können.“

„Ihr seid heute so kleinmüthig, Andreas, wie ich Euch nie gesehen. Und doch seid Ihr der Mann nicht, vor der Gefahr zu erbleichen. Was ist die Ursache davon?“

„Nein, Henrik, kleinmüthig bin ich nicht!“ rief Andreas, sich heftig emporraffend. „Ich hatte nur meine Bedenken, als ich jene stolzen Schiffe und unsere unbefestigten und beraubten Ufer sah. Gieb einen Schooner wie den da unter mein Commando und stelle mich Dänemark's bestem Schiffe gegenüber — dann urtheile anders über einen Mann, dessen Herz nur augenblicklich gebeugt ist, weil er seinen Sohn auf diesem Schiffe dahinsegeln sieht, den er einst zu

einem deutschen Seehelden erzog — ja, ja, Henrik, das ist es, was mir die Seele zerreißt und mein Herzblut stocken macht. Aber wie stark dies Herz dennoch ist, erkenne daraus, daß es das sieht und — doch nicht verzweifelt. — Komm, laß uns gehen!"

Henrik ehrte den tiefen Schmerz des Vaters, wie er die Gesinnung des Mannes zu schätzen wußte, und so schritt er schweigend neben ihm her nach dem Hause. Trotz der frühen Morgenstunde war Alles lebendig im Hofe, und sogar die Frauen sah man schon bei ihrer Arbeit. Als die beiden Männer in den Hausflur traten, begegnete ihnen Agathe; sobald sie sie aber erblickte, verschwand sie hinter einer der Thüren, wahrscheinlich um — eine seltene Erscheinung bei dem lebensfrohen Mädchen — ihre rothgeweinten Augen und ihr wie Wachs bleiches Gesicht vor ihnen zu verbergen. Aber die Augen der Männer waren eben so rasch gewesen und hatten ihre ungewöhnliche Aufregung bemerkt. „Was hat das Mädchen?" fragte Henrik den Capitain.

„Wahrscheinlich Kinderpossen oder Kopfweh. Frauen müssen bisweilen weinen, um in der Uebung zu bleiben. — Ist das Frühstück fertig, Lenore?"

„Ja, Herr," antwortete die flinke Magd, „da drinnen steht Alles auf dem Tische."

Bald nachdem sie in's Zimmer getreten waren, erschien die Hausfrau. Auch sie hatte verweinte Augen und schien betrübt, wie nie. Der Capitain und sein Gast schoben die Ursache der allgemeinen Traurigkeit auf den abwesenden Erik und Beide schwiegen daher. Nach einer Weile trat Agathe herein, denn sie wußte wohl, daß nach hergebrachter Hausordnung Niemand bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten ohne wichtigen Grund fehlen durfte. Die Begrüßung war gegenseitig kurz, und den Umständen gemäß drehten sich die Fragen der Frauen um Henrik's Reise.

Da sah sich der Capitain forschend im Zimmer um, als suche er etwas.

„Wonach schaust Du Dich um, Andreas?" fragte die sorgsame Frau, die nicht entdecken konnte, was ihrem Manne fehlen mochte.

„Wo ist Fritz?" lautete ernst und bedeutsam die Frage des Vaters.

Die Frauen schwiegen und senkten etwas die Köpfe. In demselben Augenblicke aber trat der Genannte herein und begrüßte ehrfurchtsvoll, wie gewöhnlich, seinen Vater, liebevoll seine Mutter, und freundlich Henrik, während er für Agathen kaum einen kurzen Blick und ein einfaches Wort hatte. Er war

in Reisekleidern, bis an das Kinn zugeknöpft, und Sporen klirrten an seiner Ferse.

„Willst Du reiten?“ fragte der Vater, einen raschen Blick über des Sohnes Ausrüstung werfend.

„Ja, ich will reiten, mein Vater.“

„Und wohin?“

„Ich werde es Dir sagen, sobald Du gefrühstückt hast.“

Als das Frühstück vorüber war, faßte der Capitain seinen Sohn in's Auge, ohne ein Wort weiter zu sprechen; aber dieser verstand ihn. Er gab dem Vater einen Wink, ihm aus dem Zimmer zu folgen, was sogleich geschah. „Was hast Du, sprich!“ sagte der Vater, als sie das Schreibzimmer des Letzteren erreicht hatten.

„Ich will nach Rendsburg, mein Vater!“

Ueber das ausdrucksvolle Antlitz des eisernen Mannes flog ein Schimmer des Frohlockens, der wunderbar mit dem der Sorge und des Kummers gemischt war. „Ha!“ rief er, „ich dachte es mir. Also Du willst mit gegen unseren Feind kämpfen, mein Friedrich?“

„Ja, das will ich, mein Vater. Es ist nöthig, daß ich gut mache, was ein Anderer — übel thut.“

„Ha! Woran erinnerst Du mich — schweig da-

von! Zwei Söhne habe ich nur und Du hast nur einen Bruder. Und Sohn gegen Sohn — Bruder gegen Bruder, das ist schmerzlich genug für ein Vaterherz. Hast Du auch bedacht, Fritz, daß ich allein hier zurückbleibe und alle Hände voll zu thun habe?"

„Ich habe Alles bedacht; aber das Vaterland hat noch mehr alle Hände voll zu thun und seine weit hallende Sturmglocke, die alle seine Söhne ruft, übertönt meine Sorge um Dich. Aber damit Du keinen Helfer entbehrst, wie ich Dir einer war, so wird Capitain Kühlwetter meine Stelle hier im Hause vertreten — ich habe ihn darum gebeten und er hat es mir zugesagt."

„Geh!" sagte der Vater kurz und wandte sich ab, denn etwas Ungewohntes, Nasses kam ihm in's Auge, was er den Sohn nicht wollte merken lassen.

„Vater!" rief aber dieser und umfaßte ihn von hinten mit beiden Armen — „Ich danke Dir — darf ich aber Deinen Segen mit mir nehmen?" Und augenblicklich lag er auf den Knieen vor seinem Erzeuger.

Liebevoll beugte sich dieser über ihn, legte beide Hände auf seinen dunkelen Scheitel und sprach: „Gott ist über uns, Fritz; er wird Dich gewiß segnen, wie ich Dich segne, schon um meinetwillen, denn ich habe

Ansprüche an seine Milde für den Kummer, den er mir in Deinem Bruder gegeben. Steh auf und komm an mein Herz. — Wann willst Du gehen, mein Sohn?"

„Mit Henrik, Vater, denke ich."

„Ha! Wußte er schon heute Morgen darum?"

„Kein Wort, mein Vater, ich will es ihm jetzt erst sagen."

„Und die Mutter?"

„O, der sagte ich es schon gestern Abend, und die wollte mich halten mit Gewalt und zärtlichen Worten. Aber da sagte ich ihr, ich ginge heimlich, wenn sie mich hielte — und nun hat sie die Nacht vor Kummer nicht geschlafen, was ich beklage aber nicht ändern kann."

„Aha, nun kann ich mir Alles erklären. Und Agathe?"

„Was soll Agathe hier — ihre Gedanken sind bei Erik!"

„Fritz, wenn Du Dich nur nicht darin täuschest?"

„Nein, sie hat es mir neulich selbst gesagt — o ich weiß — aber bitte, schweig von Agathen." Und damit war er zur Thüre hinaus. Der Vater aber schüttelte den Kopf, als er allein war, und blickte nachdenklich zu Boden. „Der Thor!" flüsterte er mehr

als er sprach. „Er ist der Einzige, der nicht sieht, daß er sich irrt, und alle Welt sieht es und weiß es doch. Mag es so sein — um so leichter wird er von hinnen gehen, wenn sein ganzes Herz bei seiner großen Pflicht ist. Nun — wie Gott es will!"

Nach diesen Worten schloß er die Thür seines Zimmers und setzte sich an seinen Schreibtisch. Hier suchte er lange Zeit in seinen Papieren herum, ordnete sie und schloß endlich die wichtigsten fest in einen blechernen Kasten, während er andere zerriß und dann im Ofen verbrannte. Nachdem er diese Arbeit vollendet, rief er Henrik und Friedrich in sein Zimmer, die sogleich seinem Rufe folgten, als wenn sie ihn erwartet hätten. „Kinder," sagte er, „laßt es uns kurz abmachen, denn die Zeit drängt. Sei es so, wie Ihr beschlossen habt, — Ihr reiset also zusammen. Ich kann Dir, mein Friedrich, keinen besseren Gefährten zuweisen, als diesen unsern Freund hier. Möget Ihr Beide glücklich nach Rendsburg gelangen und eben so glücklich Euer ferneres Ziel erreichen. Hier, mein Sohn, ist Dein Reisegeld, denn Du wirst als Freiwilliger Deinem Vaterlande dienen, ohne Sold von ihm zu empfangen. Bewahre es sorgsam; solltest Du aber über kurz oder lang mehr bedürfen und mich nicht erreichen können, so wende Dich an Henrik, der

im Hauptquartiere bleibt und meine Anweisungen auf meinen Bankier in Altona erhält. — Hier, Henrik, in dieser Brieftasche sind die Anweisungen und außerdem 4000 Mark Banco enthalten, die ich für's Erste der provisorischen Regierung darbiete, da ich sie gerade in Händen habe. Laß Dir den Schuldschein dafür geben, wenn Du es für nöthig erachtest, und bewahre ihn auf, bis wir uns wiedersehen. Sobald ich Geld flüssig habe, werde ich weiter darüber bestimmen. So nimm sie denn hin und sei der Ueberbringer meiner Glückwünsche an jene Männer, die sich hoffentlich bewähren werden. Ich kann keinen sicherern Boten damit beauftragen, als Dich."

„Wenn ich aber unterwegs das Unglück haben sollte, aufgegriffen zu werden, Andreas?"

„Hoffentlich wird das nicht geschehen. Noch stehen die Dänen nur zwischen Apenrade und Flensburg, und da Ihr vom Sundewitt abgehet, so stoßet Ihr nicht auf sie. Sollte es aber dennoch geschehen, so wird man Euch doch nicht plündern, denn wie Banditen werden sich die Truppen des dänischen Königs nicht aufführen. Nun habt Ihr Euer Geld, unterstützet Euch gegenseitig, ich kann nicht mehr thun, als Gott bitten, daß er Euch sicher geleite. — Was nimmst Du für Pferde mit, Fritz?"

„Gieb mir den großen Goldfuchs, und Jürgen, der mich begleiten und auch ein Dragoner werden will, den jungen Grauschimmel, den ich neulich gekauft, sie sind beide stark und schnell zugleich.“

„Jürgen will auch mit? Bravo! Nehmet die Pferde, und sobald ich es sicher thun kann, will ich noch mehr stellen.“

„So erlaube mir, daß ich sie satteln lasse, damit Jürgen nach dem Sundewitt vorangehe, denn wir müssen sie heute Nacht frisch finden, wenn wir ihrer Schnelligkeit bedürfen.“

„So wollt Ihr schon heute Nacht fort?“

„Ja. Denn obgleich die Dänen, wie Henrik sagt, gestern Abend nur in Broaker und Düppel standen, so könnten sie doch unterdeß weiter vorgerückt sein, und nur Nachts allein dürfen wir sicher sein, daß sie uns auf den Wegen, die wir wählen werden, nicht ertappen.“

„Gut, dann sind wir ja wohl für jetzt fertig. Ihr braucht erst Nachmittag oder gegen Abend überzusetzen, da Ihr erst Nachts fortwollt. Der Neptun ist ostwärts gesegelt und die Kanonenboote haben sich vor Apenrade gelegt, so wird ja wohl Euer Weg frei sein. Und nun, Friedrich, habe ich noch ein Wort mit Henrik allein zu sprechen.“

Friedrich entfernte sich sogleich. „Hast Du mir sonst nichts zu sagen, mein Freund?“ begann der Capitain das kurze Gespräch mit seinem Gaste.

„Ihr habt meinen Wunsch errathen, Andreas; ja, ich möchte mit Euch noch über einen wichtigen Gegenstand reden. Es betrifft Helenen. Schützet sie wohl und nehmet sie lieber in Euer Haus auf, wenn die Gegend unsicher wird.“

„Ja, Henrik, hier hast Du meine Hand darauf. Damit soll Alles gesagt sein. Ich weiß, wie viel Dir daran liegt und — und — doch sei in jeder Beziehung unbesorgt, sie soll, wie Du mein ältester Sohn bist, meine älteste Tochter sein.“

„So bin ich zufrieden und danke Euch herzlich.“

„Und was Du von jenem Gelde für Dich selber gebrauchst, behalte davon zurück; als treuem Diener des Vaterlandes, der Du bist, gebe ich dem Vaterlande, wenn ich Dir gebe.“

„Ich danke, Andreas, für Euern guten Willen, aber ich bedarf noch nichts. Man wird mich nicht darben lassen. Wann kann ich wohl zu Helenen hinabgehen?“

„Wann Du willst, mein Freund; in jetzigen Zeiten giebt es keine Etikettenstunde. Grüße sie von mir und gehabe Dich wohl. Adieu!“ —

Während Friedrich nun im väterlichen Hause und in den Ställen Alles zu seinem und Jürgens — des einzigen jüngeren Mannes auf Emmerslund, denn die anderen waren sämmtlich ältere Matrosen — Abgange vorbereitete, dabei aber, wo er auch ging oder stand, es vermied, Agathen in den Weg zu treten, begab sich Henrik an den Strand hinab und bald hatte er das Epheuhaus erreicht. Aber nicht mit so freudigen Gefühlen, wie vor einigen Wochen, betrat er die theure Schwelle; denn damals war er in der Hoffnung gekommen, recht lange in der Nähe der schönen Bewohnerin zu verweilen, heute kam er, um Abschied zu nehmen, auf eine so lange und unbestimmte Zeit, daß sich ihr Ende gar nicht absehen ließ, und unter so bedeutungsvollen Umständen, daß seine Zukunft mehr als getrübt erschien. Henrik war erst in das gemüthliche Zimmer der alten Lore eingetreten, um auch dieser Lebewohl zu sagen. Die gute Frau empfing ihn auch diesmal mit ihrem herzlichen Wohlwollen, aber ihr Zuruf klang heute nicht so fröhlich wie gewöhnlich, ihre Freude, Henrik Paulsen bei sich zu sehen, schien gedämpft, und ihrem ganzen Wesen war eine besondere Art mütterlicher Wehmuth zugesellt. „Gehe nur hin, Henrik Paulsen, mein Sohn," sagte sie unter Anderm, „diesmal wirst Du

die alte Lore nicht wiederfinden, wenn Du zurückkehrst.“

„Und warum nicht?“ fragte Henrik theilnehmend. „Wollt Ihr dies schöne Ufer verlassen und aus Furcht vor den Kriegsereignissen in Eurem Alter Euch noch eine neue Heimat suchen?“

„Nein, nein, guter Henrik, das ist es nicht,“ erwiderte sie. „Es gefällt mir noch immer hier, wie vor zehn Jahren, da Bardow es kaufte, und wenn es auf meinen Wunsch allein ankäme, würde ich dies kleine Haus einst nur mit einem noch kleineren und kühleren vertauschen; nein, das ist es nicht, was ich meine. Ich fürchte mich auch nicht vor den Dänen, aber sie werden die alte Lore von ihrem Neste verjagen und ihr das Haus über dem Kopfe anzünden.“

Henrik lächelte zwar über die Sorge der Alten, die ihr ihre Phantasie vorspiegelte, aber im Innern erschrak er doch darüber, denn wenn ihre Besorgniß eine gerechtfertigte war, so wäre ja auch Helenens Leben und Eigenthum in diesem Hause nicht sicher gewesen. Aber er tröstete, so gut er vermochte, die alte Frau, die vielleicht darum so traurig war, weil sie sich einsam fühlte, denn Capitain Bardow war mit seinem Nachbar Mevissen nach dem östlich gelegenen Strande hinaufgegangen, um eine Recognosci-

rung der feindlichen Schiffe vorzunehmen, und sie gab dem Scheidenden, als er bald darauf ging, ihre heißesten Segenswünsche unter einem Strome von Thränen mit.

Helene hatte Henrik in das Haus treten sehen, war also auf seinen Empfang vorbereitet. Zwar befand sie sich noch in ihrem schwarztaffetnen Morgenkleide und ihr glänzendes Haar war noch unter einem kleinen Spitzenhäubchen verborgen, aber die Schönheit dieser wunderbaren Frau war, für Henrik wenigstens, von einer so seltenen Art, daß sie in der Tracht immer am schönsten erschien, in welcher man sie gerade sah, was wohl darin allein seinen Grund haben mochte, daß Kleider und Putz ihre Gestalt nicht vollkommener und ihr Gesicht nicht schöner zu machen im Stande waren, als sie die Natur gebildet hatte.

Kaum hatte Henrik die oberste Treppenstufe erstiegen, so öffnete Helene wie damals ihre Thür, die sie sogleich wieder hinter dem Eintretenden schloß. Henrik blickte sich rings in dem duftenden Zimmer um, als wolle er seinen behaglichen Inhalt sich um so fester einprägen, da er so frühe davon scheiden mußte. Endlich, nachdem er der Freundin die Hand gereicht, sagte er: „Guten Morgen, Helene. Wie trugvoll sind doch die Bilder, welche die Phantasie des Menschen

in köstlichen Rahmen vor seine Seele stellt, und wie unerwartet schnell schwinden seine begründetsten Hoffnungen in Schaum und Luftgebilde hin! Sehen Sie, als ich neulich kam, Sie zu begrüßen, da hatte ich mir den nahenden Sommer als eine fortlaufende Kette süßer Erlebnisse vorgestellt, und nun — noch ist das Grün der Bäume nicht einmal seiner Winterhaft entschlüpft, da ist schon die ganze schöne Hoffnung und Vorstellung in Nichts zerronnen. O wie kurz war die Freude, Helene, und wie lang wird der Schmerz sein!"

Das schöne Weib wandte ihr blitzendes Auge einigermaßen fragend auf den diese Worte Sprechenden. Es lag eine eigenthümliche Weiche, ein zärtliches Schmachten in seiner Stimme, seinen Mienen, die sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte. Aber sie faßte sich schnell und sich auf das Sopha niederlassend, während Henrik einen Sessel davor einnahm, erwiderte sie, indem sie dem Gespräche eine Wendung gab, die von Henrik vielleicht nicht so rasch erwartet war: „Ja, mein Freund, Sie haben Recht. Wie lang wird der Schmerz der trüben Zeit sein, in der wir leben! Neulich, obwohl in einiger Unruhe, hatten wir doch noch den heimatlichen Frieden, heute sind wir schon mitten im Kriege und wer weiß, wo wir morgen sein werden!"

„Der Krieg wird nicht ewig dauern, Helene; der

Frieden kehrt wieder, denn man führt ja nur Krieg, um den Frieden zu gewinnen. Seltsamer Widerspruch in Allem, was aus dieser unvollkommenen Menschennatur sich erzeugt! — Aber, welcher allgemeiner Aufschwung, Helene! Können wir nicht stolz sein, Schleswiger zu heißen, die endlich den Stein abwälzen, der so lange auf ihre Herzen und Nacken gedrückt?"

„Ich freue mich wie Sie, Henrik, der Erhebung unseres Vaterlandes; aber, sei es nun, daß ich schwächeren Geistes bin als Sie, oder daß mein Herz unter mancherlei Sorgen zu leben gewohnt ist — meine Hoffnungen sind so viel verheißender Art nicht. Ich kann mir nicht denken, daß mit der Erhebung zugleich auch der Sieg gekommen ist, weil das ein zu großes Glück wäre und der Mensch zu vollkommenem Glücke einmal nicht geboren ist. Doch, wir wollen uns jetzt nicht, da Sie Abschied von mir nehmen — denn dazu sind Sie doch gewiß heute gekommen — die Gegenwart durch die Betrachtung einer ungewissen Zukunft trüben. Hoffen wir, was wir hoffen können, und ertragen wir, was uns zu ertragen aufgelegt wird, mit der Ergebung, an die sowohl Sie wie ich schon seit Jahren hinreichend gewöhnt sind."

„Sie haben Recht, Helene, aber lassen Sie mich noch ein Wort zu Ihnen sprechen, ehe wir scheiden.

Haben Sie auch wohl reiflich überlegt, in welcher mißlichen Lage Sie sich hier am offenen Strande des Meeres, so nahe dem kreuzenden Feinde, entfernt von aller schützenden Hülfe befinden? Sollten Sie es nicht vorziehen, nach Altona oder wo anders hin zu gehen und dort den Ausgang der Dinge zu erwarten?“

„Nach Altona, Henrik? Das sagen Sie mir? Nein, mein Freund, ich gehe weder nach Altona, noch anders wohin. Hier will ich bleiben, wohin ich mich so viele Jahre meines vergangenen Lebens vergeblich gesehnt habe und wo ich endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen bin. Muß ich auch hier leiden und Schmerzen ertragen, so werden sie nicht schwerer auf meine Schultern fallen als anderswo, und welches Schicksal mich hier erreichen möge, ich habe es mir freiwillig auferlegt. Das ist ein großer Trost, Henrik, und ich bin stolz darauf, daß er aus meinem eigenen Entschlusse hervorgegangen. Ruhig, mein Freund, kämpfen auch Sie nicht gegen mich an — es ist Alles vergeblich. Und was sollte ich hier Besonderes zu fürchten haben? Führen die Dänen mit Weibern Krieg? Sollten sie das kleine Besitzthum, welches ich hier um mich niedergelegt, plündern wollen? Nein, das befürchte ich nicht. Auch kann ich ja, wenn

feindliche Horden in die Nähe kommen, nach Emmerslund gehen und da oben wohnen, und da habe ich, denke ich, Freunde und Beschützer genug."

„Daß es so sei, wie Sie sagen! Ich sehe, Sie sind fest entschlossen. Gut. Aber ich sehe Sie ungern hier zurückbleiben und wüßte Sie lieber im Schutze einer sicheren und von gar keiner Kriegsgefahr bedrohten Stadt."

„Nein, Henrik, nein, ich bin Ihre Landsmännin! Denken Sie nicht schlechter von mir, als ich von Ihnen denke. Auch Sie begeben sich in Gefahr, um Ihre Pflicht zu erfüllen. Meine Pflicht hält mich hier in meiner Heimat fest. Verwandte habe ich nicht in Deutschland, die ich dadurch in Unruhe setze, daß ich hier bleibe, und meine wenigen Freunde, wozu ja auch Sie gehören, werden mir schon die Laune gestatten, eine kleine Gefahr, wenn sie kommt, mit ihnen zu theilen. — Aber jetzt lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen. Ich habe Ihren Besuch erwartet, Henrik, und knüpfe eine Bitte daran. Sie wissen, daß ich ein beträchtliches Vermögen besitze und daß ich darüber nach Belieben verfügen kann. Eine Seltenheit für eine einsame Frau. Ich bin nun mit mir zu Rathe gegangen und habe mich entschlossen, einen Theil meiner Werthpapiere der provisorischen

Regierung zu übergeben, um die Kriegskosten mit davon bestreiten zu können."

„Das ist ein hochherziger Entschluß, Helene — aber, sind die Gelder flüssig?"

„Sie sind es, wenn man sie wechselt. Die kleine Summe, die ich bei ihrem Umsatze verliere, kommt bei den großen Verlusten Anderer und der allgemeinen Noth nicht in Betracht. Auch habe ich mehr in Altona, als Sie vielleicht wissen. Aber darf ich hoffen, daß Sie mir die Erfüllung meiner Bitte nicht verweigern, die ich jetzt auszusprechen im Begriffe bin?'

„Verfügen Sie in Allem über mich — ich stehe Ihnen mit allen meinen Kräften zu Diensten."

„So ist es gut, mein Freund, das habe ich auch erwartet. Sehen Sie, hier habe ich jene Papiere in eine Tasche genäht. Nehmen Sie und verwahren Sie sie, nicht in Ihrem Koffer oder auf Ihrem Pferde, sondern da, wo sie am sichersten sind, auf Ihrer Brust. Nehmen Sie sie mit sich nach Rendsburg und bewahren Sie mir auch die Schuldverschreibung unserer Regierung. Das ist es, was ich von Ihnen verlange."

Henrik mußte wider Willen lächeln, er schien in Geldangelegenheiten der Vertraute Aller zu sein. Aber er nahm die Tasche aus ihrer Hand, betrachtete sie

und küßte das glänzende Wappen, welches auf einer ihrer Seiten von Helenens zarten Fingern selber eingestickt war.

„Sie hegen so großes Vertrauen zu mir, wie Andreas, Helene,“ sagte er dann, „und ich bin stolz, mit so reicher Bürde belastet zu meinen Freunden zu kommen. Man wird mich schon der Gaben wegen, die ich bringe, willkommen heißen, denn Sie und Andreas geben mir mehr mit, als ich mit mir selber bringe.“

„Schlagen Sie unsere Leistungen nicht zu hoch im Gegensatze zu den Ihrigen an. Der Kopf und der Geist eines tüchtigen Mannes wiegt in heutiger Zeit schwerer als Geld — ach ja, ich weiß das wohl zu schätzen, und wenn ich Eins bedaure, so ist es, daß ich nicht auch ein Mann bin und ein Schwert schwingen kann, wie meine braven Landsleute.“

„Sie haben wohl Recht. Aber ich schwinge ja auch das Schwert nicht, denn nur mit der Feder kämpfe ich gegen den Feind.“

„Das ist gleichviel. Wo Arme und Hände Schlachten schlagen, da muß auch ein Geist sein, der sie erdenkt, und das ist in meinen Augen eben so ehrenwerth. Gehen Sie also mit Gott und lassen Sie von sich hören, wenn Sie Gelegenheit dazu finden.“

Henrik glaubte in den letzten Worten eine Aufforderung zu finden, seinen Besuch zu beenden. Und doch hatte er noch so viel sagen wollen. Das mußte er nun ungesagt lassen. Sein persönliches Interesse schien ihm in diesem Augenblicke nicht bedeutend genug, es an das allgemeine zu knüpfen. Tief aufseufzend erhob er sich und ergriff Helenens Hand. „Leben Sie wohl," sagte er innig, „ich gehe mit Gott, denn Sie geben ihn mir zu meiner Begleitung. Aber Gott ist so groß, daß er bei einer Theilung niemals kleiner wird, und so lasse ich auch einen guten Theil von ihm bei Ihnen — behalten Sie ihn. Jetzt gehe ich einigermaßen beruhigt von Ihnen, so besorgt ich auch war. In Ihrer Brust lebt der Muth eines großen Geschlechts und die wahrhaft starke Seele einer Auserlesenen. Auch mit Andreas habe ich Ihretwegen gesprochen, er wird Ihnen ein männlicher Hort sein. So leben Sie wohl, Helene, mögen wir uns bald glücklicher wiedersehen und dann der Frieden über diesem stillen Meerbusen lächeln, wo jetzt nur feindliche Schiffe auf und nieder jagen. Leben Sie wohl!" Und er drückte einen langen Kuß auf ihre Hand, die sie ihm, während er sprach, gelassen hatte, und fühlte den warmen Gegendruck der ihrigen, ehe sie ihn losließ. Er trat aus dem Zimmer, aber schon auf dem

Vorsaale stehend, warf er einen so vielsagenden Blick zurück, daß Helene erbebte und tief erröthete. Gleich darauf war das Zimmer geschlossen und, die theure Tasche fest auf seinem Herzen bewahrend, schritt er eiligen Fußes die Anhöhe nach Emmerslund hinauf. —

Kurz nach Tische erschien Capitain Kühlwetter, gefolgt von einem alten Matrosen, der einen großen Sack mit seinen werthvollsten kleinen Besitzthümern trug, um in des Commodore Haus zu ziehen und Friedrich's Stelle einzunehmen, wie er es diesem versprochen hatte. Von der ganzen Familie willkommen geheißen, richtete er sich sehr bald in Friedrich's Zimmer ein, bestieg aber darauf sogleich die Warte und begann mit seinem Fernrohre den Horizont zu mustern und die Sicherheit der Männer zu überwachen, die in der Abenddämmerung über den Meeresarm setzen wollten. Endlich war die Stunde der Ausführung ihres Planes gekommen. Henrik hatte sich schon bei den Mitgliedern der Familie verabschiedet und schritt mit Andreas zum Strande hinab, wo die Matrosen die Schaluppe in Bereitschaft hielten. Nur Friedrich zögerte noch immer oben im Hause; obwohl er schon zweimal von der Mutter Abschied genommen, verließ er sie doch noch nicht, weil er jeden Augenblick Agathen glaubte in's Zimmer treten zu sehen,

die gleich nach Tische auf ihre Kammer gegangen war. Endlich konnte er nicht länger zögern, ohne einen Grund dafür anzugeben. „Wo ist Agathe?" fragte er mit gepreßter Stimme die Mutter, die leise weinend auf ihrem Stuhle saß, da nun die Stunde gekommen war, wo sie auch ihren ältesten Sohn in den Krieg ziehen sehen sollte.

„Sie ist auf ihrer Kammer, mein Sohn. Geh doch hinauf, da sie nicht herunterkommen will."

Friedrich besann sich einen Augenblick, ob er dem Eigensinne des Mädchens, wie er ihr Betragen nannte, entgegenkommen oder seinen Unwillen darüber durch abschiedlose Trennung zu erkennen geben sollte. Endlich siegte sein gutes Herz über seinen männlichen Stolz und, nachdem er noch einmal der Mutter Lebewohl gesagt, verließ er das untere Zimmer und stieg mit langsamen Schritten die Treppe hinauf, die nach der Schwester kleinem Gemache führte.

Da saß sie einsam und verlassen am Fenster und weinte eben so heftig, wie unten die Mutter weinte.

„Warum kommst Du nicht hinunter, um Abschied von mir zu nehmen, Agathe?" fragte er ruhig aber ernst und schaute verwirrt in das unter Thränen lächelnde Gesicht des lieblichen Mädchens.

„Ich glaubte, Du würdest mich selber aufsuchen, Friedrich — willst Du schon gehen?“

„Im Augenblicke — ich habe schon fast zu lange gezögert. Der Vater und Henrik erwarten mich bereits am Strande.“

„Also wirklich — ach! — nun, so gehe in Gottes Namen!“

„Ich bin schon unterwegs, Agathe. Aber warum weinst Du so ohne Unterlaß? Fürchtest Du so sehr für Erik? Glaubst Du, daß ich ihm auf meinem Wege begegnen und ihn als meinen Feind behandeln werde? Das wäre ein unnöthiger Schmerz. Er ist auf dem Schiffe, ich kämpfe zu Pferde, und Schiffe und Pferde begegnen sich nicht, wie Du weißt.“

Das Mädchen nahm ihr nasses Tuch von dem hoch errötheten Gesichte und blickte erstaunt und beinahe niedergeschmettert von wortlosem Schmerze den also Redenden an. „Fritz,“ sagte sie wehmüthig und trat ihm einen Schritt näher, „verletze mich nicht noch in dem Augenblicke, wo Du Dich von mir entfernest und zu einem Ziele gehst, das Dir noch unbekannt ist und Dich und uns Alle gleichmäßig betrüben kann. Ich dachte aber jetzt nicht an Erik — ich dachte —“

„An wen könntest Du sonst denken, wenn nicht an ihn?“

Das tiefbewegte Mädchen brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen. Friedrich trat rasch auf sie zu, schlug seinen rechten Arm um ihre Hüfte und hauchte einen flüchtigen Kuß auf ihre glühende Wange. „Lebe wohl," sagte er leise, „tröste die Mutter und erheitere den Vater. Ich bin nicht besorgt um mich, denn ich kämpfe für Euch Alle und mein Vaterland. Also leb wohl!" Und mit der Hand winkend, als wolle er sie gleichsam von sich abwehren, die sich wieder zu ihm hin bewegte, trat er ganz zurück, und einen Augenblick später krachte die kleine Treppe unter seinem gewichtigen Fußtritte.

Aber da geschah etwas hinter seinem Rücken, was ihn, wenn er es gesehen, vielleicht mit einem wonnigeren Gefühle erfüllt hätte, als er bisher in seinem ganzen Leben empfunden. Gleich nachdem er das Zimmer verlassen, richtete Agathe sich hoch auf und starrte den leeren Raum vor sich an, den so eben die Gestalt des jungen Mannes eingenommen hatte. Und halb bewußtlos auf die Kniee fallend und beide Arme nach dem Entwichenen ausstreckend, rief sie in Herzensangst und Seelenqual: „O Gott, o Gott! Er geht, ohne nur eine Ahnung meiner Gefühle zu haben. Friedrich, Friedrich! komm noch einmal zurück!"

Aber Friedrich stand schon im Hofe, und den versammelten Knechten und Mägden die Hände schüttelnd, eilte er den beiden Vorangegangenen nach, die schon in der Schaluppe saßen und den Nachzügler erwarteten. Kaum hatte er seinen Platz an Henrik's Seite eingenommen, so gab der Capitain das Zeichen zur Abfahrt. Mit einer Behendigkeit und Kraft, wie sie sie selten entwickelt, legten sich die Matrosen in ihre Ruderblätter, und das kleine Schiff flog wie ein auf seine Beute stürzender Falke über die in der Windstille schweigend daliegenden Gewässer. Ringsum herrschte eine feierliche Stille; die Abenddämmerung breitete schon ihre tiefen Schatten über das Meer; kein feindliches Schiff war zu sehen und kein Späherauge bemerkte oder verfolgte die Fahrenden. So war ihre Fahrt glücklich und kurz. Als sie am Sundewitt hinter dem Pächterhause gelandet waren, begleitete Andreas die Scheidenden auf kurze Zeit in das Innere desselben, um sich zu überzeugen, daß Jürgen mit den Pferden wohlbehalten angelangt sei. Gleich darauf hatte er sein letztes Abschiedswort gesprochen, hatte noch einmal des Sohnes und Freundes Hände geschüttelt und war wieder in sein Boot gestiegen, um so schnell wie möglich nach Hause zurückzukehren. —

Auf den ziemlich heiteren Tag folgte eine dunkele und regnerische Nacht. Ein heftiger Westwind hatte sich erhoben und fegte stürmisch durch die Wipfel der alten Bäume im Sundewitt. Gerade eine solche Nacht hatten die Männer zu ihrem Ritte gewünscht. Als die zehnte Abendstunde geschlagen, traten die wohlverhüllten freiwilligen Kämpfer aus Henrik's Zimmer in die Diele herab. Weinen und Schluchzen war auch hier zu hören, denn auch hier schied ein wackerer Sohn und ein hochverehrter Freund. Aber der Abschied selbst war ein ungleich kürzerer als drüben in Emmerslund. Die einfachen Bewohner des Pächterhauses waren nicht gewöhnt, ihren Gefühlen so freien Lauf zu lassen, wie drüben geschehen war. Ein herzliches Wort und ein laut schallender Handschlag war Alles, was man zu sagen und zu geben hatte. Das Uebrige hatte Gott in ihre Seele eingeschlossen. Zuerst bestieg Matthias seinen kräftigen Dänen und ritt sogleich als Vorhut davon, denn der Weg, den man einschlagen wollte, war vorher genau besprochen und jedem Einzelnen bekannt. Ihm folgten Henrik und Friedrich, die dicht neben einander blieben. Den Beschluß machten Jürgen und Clas, der sich Henrik zum Begleiter angeschlossen hatte. So ritten sie schweigend in

die Nacht hinein auf dem Wege nach Feldsted vor, ohne jedoch die große Straße zu berühren, da ihnen die kleinen Seitenpfade sicherer schienen als diese. Auch verschlang der heulende Wind und der strömende Regen den Huftritt ihrer Pferde. So zogen sie südlich am Hostrup-See vorüber nach Kliplev, und es war erst zwei Uhr in der Nacht, als sie in scharfem Trabe die Gegend von Bau erreichten, wo sie die Freischaaren und Turner vorfanden, die am nächsten Tage, dem 9. April, ihre Bluttaufe erhalten sollten. Hier erst erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß sie mitten durch die dänische Linie geritten waren und daß nur die schaurige Nacht und ihre Kenntniß der abgelegensten Wege sie vor der Gefangenschaft bewahrt hatten. Henrik war der größten Gefahr entgangen, denn wäre er hier ergriffen worden und hätte man die vielen Gelder bei ihm gefunden, die er in der kostbaren Tasche auf seinem Herzen trug, es hätte ihn kein Mensch vor der Beraubung derselben geschützt, denn die Dänen, begierig, auf ihren Raub zu stürzen, hatten sich vorgenommen, ihre heißeste Rache an dem ersten Feinde zu kühlen, den sie bereits, wie sie wußten, mit ihrer Uebermacht überflügelt hatten. Nachdem sie ihre Pferde gefüttert und eine Stunde geruht, schlugen sie von Bau aus den Weg nach dem

Westen von Flensburg ein, um die Stadt zu vermeiden und erst südlich von ihr die Straße nach Schleswig zu betreten, wo sie einen längeren Halt machten. Aber noch hatten sie am anderen Tage ihr nächstes Ziel nicht erreicht, da war das Schlachtfeld bei Bau schon von dem Blute der Tapferen geröthet, die in allzu kühnem Wagnisse ihre Brust zuerst dem zehnfach stärkeren Feinde dargeboten, und dieser Sieg hatte die frohlockenden Dänen im Sturmschritte nach Schleswig geführt, wo vierzehn Tage später am Dannevirke ihr Uebermuth von den preußischen Garden erst gezügelt werden sollte.

Ende des ersten Theils.



Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.